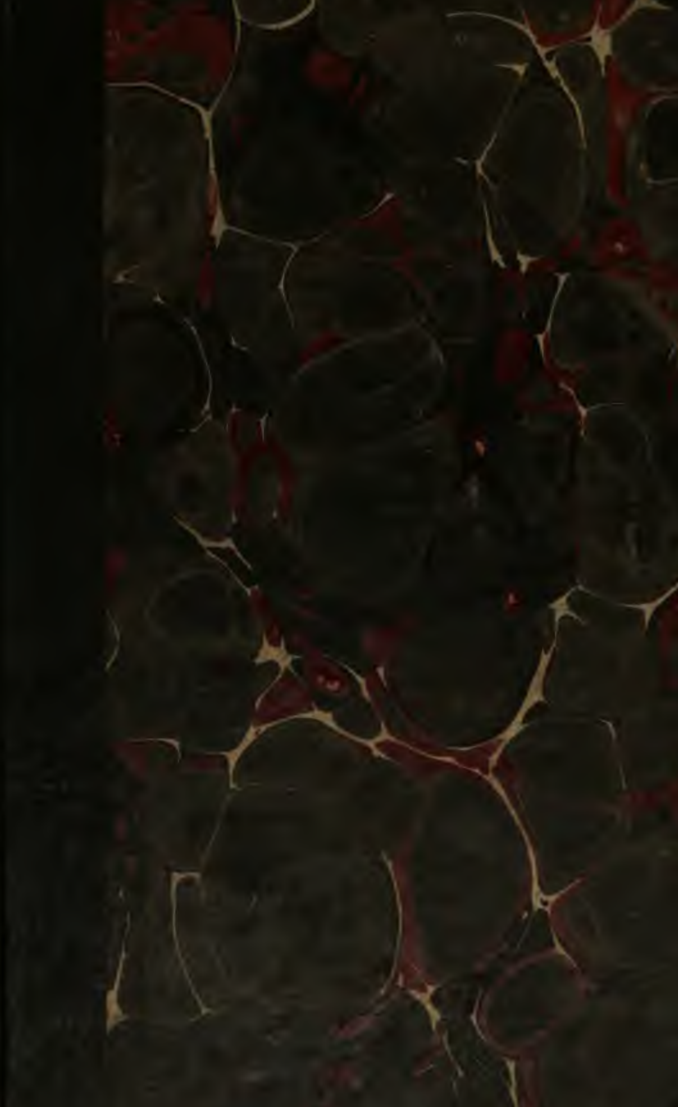


[illegible]

p. 32/33 la comtesse fouettée par le prince

Die Launen des [illegible]

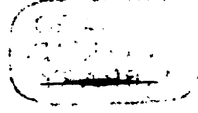
Caroline fouettée p. 15 – à 5

Therese p. 47.

Schriften

von

H. Clauren.



Vier und fünfzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Der Leibmedikus.

Meine Leiden und Freuden.

In der fernen Residenz wirbelten die Trommeln. Dies war das Signal, daß der Fürst zur Parade kam. In demselben Augenblicke fuhr eine prächtige Equipage, die lange Kastanien-Allee herauf, vor mir vorüber. Einige Schritte von mir hielt sie vor einem großen Gartenthore. Zwei reich galonirte Bedienten flogen vom Wagen herunter, öffneten den Schlag, schlugen die buntgeblümten Sammet-Tritte auseinander, und eine junge Dame, schön wie eine Flora, stieg mit vornehmer Gemächlichkeit von dem schaukelnden Throne herab. Ihr kleiner, zart geformter Fuß berührte kaum den Boden. Ich ehre und liebe Papa Apelles und Freund Schadow. Aber kein Pinsel, kein Meißel ist fähig, diesen kleinen Fuß darzustellen. Mein Blick stieg, auf der schönen Jakobsleiter, vom Fuße herauf bis zum schwarzen Lockenkopf, und siehe, es war Alles gut, sehr gut.

Am Thore stand ein Armer. Sein schneeweißes Haar heiligte seine stille Bitte um ein kleines Almosen. Die junge Dame hatte kein Geld bei sich.

Sie ließ sich von einem der Bedienten ein Silberstück geben, zog den Handschuh aus, und reichte es dem Alten.

Der volle weiße Arm, die vier Grübchen auf der kleinen runden Hand, und der himmlische Zug ihres Charakters, dem Armen die Gabe nicht durch den Bedienten reichen zu lassen, sondern sie selbst zu spenden, sie nicht aus dem kalten Handschuh, sondern aus der warmen, wohlthätigen Hand in die zitternde Rechte des Greises fallen zu lassen — alles dies hob in wenig Minuten die Reizende in meinen Augen zu den Sphären der Engel.

Sie verschwand in die schattigen Buchengänge des Gartens. Die Equipage fuhr in den Hof, der zu dem Garten zu gehören schien, und ich blieb mit dem neidenswerthen Armen allein.

„Wer ist diese Dame, Alter?“

„Die Gräfin.“

„Was für eine Gräfin?“

„Wie sie heißt, weiß ich nicht. Wir nennen sie nur die Gräfin.“

„Wie viel hat sie Dir gegeben?“

„Vier Groschen.“

„Willst Du fünfe dafür haben?“

„Fünfe sind besser, als viere.“

Der Handel war bald abgeschlossen, und Jeder hatte dabei gewonnen. Ich hatte mir mit diesem blanken Viergroschenstücke neuen Muth, neue Hoffnungen gekauft. Auf diesem Grundsteine baute ich die kühnste Wiebeking'sche Bogenbrücke in das Land der glücklichsten Träume.

Heute noch wollte ich bei der Gräfin eine Bittschrift einreichen, ihr sagen, daß ich seit drei Wochen in der Residenz herumirre, ohne Empfehlung, ohne Verwandte; daß ich mich jeder Prüfung in meinem Fache, im Fache der Arzneikunde, unterwerfe; daß ich zum Selbstetablissement keinen Fonds habe; daß ich also um Anstellung bei irgend einer landesherrlichen Anstalt bäte; daß sie mein Schutzgeist seyn solle, und daß es ihr ein Leichtes seyn werde, im weiten Kreise ihrer Bekanntschaft am Hofe einen Großen zu finden, der meine Wünsche erfülle. Am Schlusse dieser Supplik sollte dann die Bemerkung kommen: daß ich sie heute als Genius der leidenden Menschheit gesehen hätte, und daß die Thränen des segnenden Greises das Land befruchtet hätten, aus dem auch meine Hoffnungen emporblühten.

Das war gewiß eine schöne Wendung. Es konnte mir nicht fehlen. Die Gräfin, diese wohlthätige, zartfühlende Gräfin mußte sich meiner annehmen. Ich flog in den grünen Esel, zu meinem Wirth.

„Wer ist die Gräfin, die in der Kastanien-Allee wohnt?"

„Da wohnen viele Gräfinnen."

„Im letzten Palaste, rechts. Auf den Pfeilern des Gartenthors stehen ein Paar große bronzene Blumenkörbe."

„Ach, das ist die Gräfin Violdini."

„Was ist das für eine Gräfin?"

„Das ist dem Fürsten Seine. Herr, wenn Sie an die h'ran kommen können, dann ist Ihr Glück

Zeitlebens gemacht. Was die will, das will das ganze Consistorium. Da können Sie Doktor werden, auf der Stelle, und wenn Sie keinen Hund kuriren können; und verstehen Sie den Rummel, so sind Sie in zwei Jahren Geheimer Ober-Medicinalrath und Fürstlicher Leibarzt."

„Dieser Engel, mit dem himmelreinen Auge, mit dem Karmin der Unschuld auf der lächelnden Wange, Maitresse?"

„Nu, was ist da weiter: eine mit triefigen Augen und einem käseweißen Gesichte, wird sich der Fürst nicht nehmen; der hat das Aussuchen."

Bitterer Unmuth krampfte mir die Brust zusammen. Ich vergaß meine Supplik, ich vergaß mich. Ich dachte nur an das zauberische Mädchen. Ich erzählte meinem Wirthe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihr. „Also ausgesucht," rief ich am Schlusse meiner Erzählung, „herausgeschleppt aus dem stillen Kreise einer züchtigen Familie ist das unglückliche Schlachtopfer, um unter den Händen des Mörders ihrer Unschuld langsam dahin zu sterben?"

„I, die stirbt nicht; da seyn Sie ganz ruhig. Ihr Vater war hier Gesandter, der hat sich eine Ehre daraus gemacht, daß auf seine Tochter die Wahl fiel. Meine Anne-Dorothee hat erst vor einem Jahre mit einem Leinweber Hochzeit gemacht. Die Leutchen befinden sich ganz passabel; aber ich hätte sie den Augenblick dem Fürsten gegeben, wenn er sie hätte haben wollen. Glauben Sie nur, die Grä-

fin verthut in einem Tage oft mehr, als so ein armer Leinweber in zehn Jahren verdienen kann. Hier in der Residenz, lieber Herr, denken wir über so etwas anders. Sehen Sie, daß Sie bei der Gräfin vorkommen. Sie sind ein hübscher junger Herr. — Glauben Sie nicht, daß Sie sie heute früh schon bemerkt hat? O, so ein Weibsen, das sieht durch eichene Planken. Ich wette zehn gegen eins, daß sie bloß den Handschuh ausgezogen hat, damit Sie sehen sollten, daß sie ein Paar hübsche Flügel am Leibe hat."

Ein gemeiner Mensch, dachte ich, der Wirth zum grünen Esel, und ärgerte mich im Stillen über den Grobian. Sagen durfte ich ihm nichts, denn ich hatte die Rechnung noch nicht bezahlt, und da hätte er mir meine Zurechtweisungen ankreiden können. Das mußte ich aber zu vermeiden suchen, denn mit meinen Finanzen stand ich miserabel.

„Da fällt mir eben ein," fuhr der Wirth fort, „auf dem Sophienberger Bergamte ist der Hüttenarzt gestorben, und auf dem Walborner Gestüte pfeift der Doktor auf dem letzten Loche. Das beides sind Stellchen, die ihren Mann nähren. Sind Sie nur erst warm, dann immer höher hinauf. Bis zum Leibmedikus müssen Sie hinauf. Sie sind, nehmen Sie es mir nicht übel, viel zu simpel. Sie müssen mehr Lärmen von sich machen, so ein Bischen braschen. Nur immer zu allen Leuten gesagt: „„davon verstehen Sie nichts, das will ich Ihnen besser sagen."" Da ducken die Leute gleich nieder,

und halten Sie für einen halben Herr Gott. Na, geh'n Sie nur der Gräfin auf den Leib, geradezu auf den Leib. Sie sollen sehen, Sie machen Ihr Glück bei ihr; denn so einem glatten jungen Herrn, wie Sie sind, kann so eine Gräfin platterdings nichts abschlagen."

Ich eilte auf mein Zimmer, um den platten Mann nicht mehr zu hören. Ich sollte diesem Ideal von einer Gräfin geradezu auf den Leib gehen. Welch' ein Plebejer-Gedanke, welch' ein niedriger Ausdruck! Ich sammelte mich; ich setzte mich, und schrieb meine Vorstellung nieder; ich fühlte, sie war mir gelungen. Ein junger Mann, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Vermögen, lag mit dem Schatze seiner mühsam gesammelten Kenntnisse, mit seinem reinen Herzen, mit seinem stillen Vertrauen auf Gott, zu den Füßen der schönen Gräfin, und bat um ihre Verwendung. Ein gütiges Vorwort von ihren Purpurlippen sollte der Talisman meines ganzen Lebensglücks werden. Ich las mir die Supplik laut vor. Einige Stellen waren so weich, so herzergreifend, daß es mir vor Rührung in der Nase kribbelte, und ich ein paarmal nicht weiter lesen konnte. Auf das Gemüth der Gräfin, auf dieses zarte weibliche Gemüth, mußte das wirken. Ich sah ihr schönes Auge in Thränen, ich hörte den sanften Pulsschlag ihres überwallenden Herzens, ich wußte, daß heute Nachmittag der Glücksstern meines Lebens aufgehen würde.

Ich schrieb nun meine Vorstellung ab. Stäpsens

und Jäck haben gewiß über den Wolken ein Hosianna gesungen, wenn sie meine Schönschrift gesehen haben.

Als ich fertig war, machte ich bei dem Satze, wo ich der Gräfin gütige Herablassung gegen den Greis von heute Morgen pries, einen großen Klecks.

„Das ist eine fatale Saue,“ sagte der Wirth, der mir das Essen brachte, und mein Unglück bemerkte.

Der widrige Mensch! Es war, als hätte er es darauf angelegt, mir heute alles Herzeleid anzuthun. Er brachte mir Zwiebelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettig, Hammelbraten mit Knoblauch gespickt, und Butter mit einem Käse, der zehn Jahre lang in den pontinischen Sümpfen mußte gelegen haben.

Natürlich rührte ich keinen Bissen an. Mein seliger Großvater fastete allemal, wenn er ein wichtiges Geschäft hatte. Ich erinnerte mich dessen in diesem Augenblick, und sah das stänkerige Diner, aus der Küche des grünen Esels, für einen Wink der Vorsehung an: auch mein wichtiges Vorhaben durch Fasten zu heiligen. Ich schrieb meine verunglückte Vorstellung noch einmal ab. Sie gelang mir fast noch besser, als vorhin. Ich zog mich sehr sorgfältig an, steckte meine Supplik in die Tasche, und trat den wichtigen, den entscheidenden Weg an.

Der Wirth rief mir aus dem Fenster noch nach: „Nun, Gott befohlen, Herr Leibmedikus! wenn Sie zurückkommen, stechen wir ein Fläschchen mit einander aus.“ Die Leute auf der Straße guckten

den blutjungen Leibmedikus an, mit dem der grüne Eselwirth so recht cordialiter eins trinken wollte, und ich schlug die Augen nieder, wie ein junges sittsames Mädchen.

Ach, es war mir Alles so feierlich, so schwer. In der Ferne scheinen alle Berge nur Hügel zu seyn. Auch diesen Berg hatte ich für so klein gehalten. Jetzt fühlte ich in allen Gliedern, daß er sehr steil war. — Und doch — dem armen Sünder kann der Weg zum Richtplatz nicht kürzer vorkommen, als mir der meinige zum Feenpalast meines gräflichen Schutzgeistes. Ich war recht langsam gegangen, und war doch schon da. In der ganzen Kastanien-Allee war es still. Die Strahlen der Nachmittagssonne fielen glühend auf den Kies der breiten Chaussee. In den Seitengängen war es schattig und kühl. Ich setzte mich dem Palais der Gräfin schräg gegenüber. Ich las noch einmal meine Vorstellung durch, und recitirte nachher laut, was ich bei Ueberreichung derselben sagen wollte. Da platzte ein lautes Gelächter hinter mir auf. Zwei Mädchen hatten mich im Fenster eines Gartenhauses, was hinter mir lag, behorcht, und es mochte denen gar possirlich vorgekommen seyn, wie ich die vor mir liegende Chaussee immer mit „Ew. Erlaucht" und „gnädigste Gräfin" bekomplimentirt hatte. Sie verschwanden vom Fenster, als ich mich umdrehte, und ich ging nun rasch über die Chaussee weg, um ihnen aus dem Gesichte zu kommen. Ich hatte, ohne recht zu wissen, daß ich schon auf dem Punkte meiner Schick-

sals-Bestimmung stand, die Klinke des Gartenthors in der Hand, in das heute früh die Gräfin eingetreten war. Das Thor war verschlossen. Kein Mensch ließ sich, weder im Garten, so weit ich ihn bestreichen konnte, noch vor dem Palaste, dessen imponirende Fronte ich völlig übersah, erblicken. Ich ging ein wenig weiter nach den Hofgebäuden zu, wo heute früh die Equipage hineingefahren war. Eine Hökerfrau trat heraus, mit einem Korbe voll der köstlichsten Kirschen. Sie hatte ihr Klapptischchen und einen Sessel unter'm Arm, und schlug unter einer breiten Kastanie ihren Kram auf.

Ich war wüthend hungrig, und die Kirschen saftig und frisch. Sie waren aus dem Garten der Gräfin. Ich konnte es mir nicht versagen, ich aß. Während dessen erzählte mir die Hökerin, daß die Gräfin, jetzt um die Zeit, allemal schlafe, und daß darum das Gartenthor verschlossen sey; wenn ich aber etwa zum Gärtner, oder sonst zu Jemanden wolle, könne ich zur hintern Hofthüre herein gehen. Die Kirschen hatten herrlich geschmeckt. Aber ich Unglücklicher! Ich hatte mir auf dem Jabot einen großen Fleck gemacht. So konnte ich vor der Gräfin nicht erscheinen. Ich wollte schon wieder umkehren. Mit knapper Noth und Mühe versteckte ich den Kirschfleck unter das Gillet, das ich um einen Knopf höher zuknöpfte; aber ich durfte mich nicht sehr bewegen, sonst rutschte das häßliche Kirschsiegel wieder hervor.

In solchen kleinen Zufällen liegt oft der Keim

unzuberechnender Folgen. Ich war aus meiner Haltung heraus. Ich hatte allen Muth verloren. Ich stieg so weit vor mir selbst herunter, daß ich — einen Spiegel hatte ich nicht, in dem ich mich mustern konnte — daß ich die alte Kirschfrau fragte, ob ich wohl mit der rothen Plombe da vorne bei der Gräfin einpassiren könnte. Die ehrliche Alte betheuerte es, schob den Jabot mit ihren Kirschfäusten noch tiefer in das Gillet, und drückte bei der Gelegenheit alle ihre zehn Finger auf das blendende Weiß meines Westchens hochroth ab.

Das Unglück verfolgte mich. Aber dem Ziele so nahe, konnte ich unmöglich wieder umkehren. Der Frack deckte meine Schande glücklich zu. Ich passirte zur Hinterthüre in den Garten hinein, und bat einen mir begegnenden Livree-Bedienten, mich bei der Gräfin zu melden.

„Mit dem Kirschmaule?“ fragte der Impertinente, und lachte mir gerade in das Gesicht.

Ich fühlte, die Schaam färbte meine Wange röther, als der Kirschsaft meine Lippen. Ich konnte ihm gar nichts antworten; ich kehrte um, ich wollte wieder fort, um mein mir zürnendes Geschick nicht länger zu versuchen. Ein Stalljunge ward mein Retter. Ohne ihn — doch ich will der Geschichte meiner Carriere nicht vorgreifen. Der Junge hatte meine Frage und des Bedienten Antwort gehört; er mußte meine Verlegenheit bemerkt haben, er sah mich nach der Thür zu gehen.

„Kommen Sie,“ rief der gutmüthige Kleine;

„da ist bald Rath.“ Er nahm mich auf seine Kammer, holte ein reines Tuch, feuchtete es mit Wasser an, hielt es über brennenden Schwefel, bat mich, mir Lippen und Zähne damit zu reiben, und in fünf Minuten war der Schade wieder geheilt. Ich wollte dem Kleinen meinen Dank thätig beweisen; er nahm aber durchaus nichts, und sagte freundlich: „Nun können Sie dreist zur Gräfin gehen, nun sieht kein Mensch mehr, daß Sie Kirschen gegessen haben.“

Die Thüren des Palastes waren alle verschlossen. Wahrscheinlich schlief die Gräfin noch; ich ging also ein wenig in dem Garten umher. Vielleicht, daß ich einen höflichern Lakaien fand, der, wenn sie aufgewacht war, mich bei ihr meldete.

Mehr, als alle die kleinen Neckereien, die mir heute mein Mißgeschick zwischen die Beine geworfen hatte, drückte mich ein unbehagliches Gefühl, mit dem mein Gewissen, mein Stolz mich belasteten. „Du willst also,“ sagte ich zu mir selbst, und bog in eine ernste Tannen-Allee, „du willst also dein Fortkommen, dein Glück, nicht dir selbst, sondern einem Weibe verdanken? Du bist also so tief gesunken, auf einer Schürze deinen Weg zum Ziele zu suchen?“ Ich konnte mir auf diese beschämende Frage nichts antworten. Aber es blieb mir ja nichts weiter übrig. Mein Gang hierher war der Gang halber Verzweiflung. War dieser fruchtlos, so stand ich am Rande meiner Aussichten.

Ich hatte mich in die entferntern Partieen des

Gartens verloren, und fand, umschlossen von traulichem Dunkel hundertjähriger Buchen, eine einfache rohrbedeckte Hütte, geziert mit kleinen, aber köstlichen Spiegelfenstern; ich schaute zu dem einen Fenster hinein. Die Gräfin, die schöne Gräfin, lag auf einem Sopha und schlummerte. Ich habe die Venus Medicis in zehn Gallerien gesehen; aber mit dieser Gräfin durfte sie sich wahrhaftig nicht messen. Ich hielt den Athem an mich und lauschte, und sah, und verlor mich im süßen Entzücken des Anschauens. Ein mitleidiger Shawl enthüllte mir den Schnee ihres Busens, und der Faltenwurf ihres Gewandes zeigte einen solchen Reichthum, eine solche Fülle von Reizen, daß ich das Urbild der göttlichen Schönheit selbst vor mir zu sehen glaubte.

Ich stierte mit unverwandtem Blicke nach diesem Ideal von Lieblichkeit; meine glühende Phantasie malte sich tausend himmlische Scenen, ich erwartete jeden Augenblick ihr Erwachen; ich berechnete nicht den Schreck, den sie haben mußte, ein steinfremdes Gesicht vor dem blanken Spiegelfenster zu sehen. Da raschelte etwas im Gesträuche. Ich prallte vom Fenster zurück. Ein langer Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, stand vor mir.

„Was machen Sie da?“

„Nichts, gar nichts; ich wollte erst machen.“ Ich war so erschrocken, daß ich kein lautes Wort reden konnte.

„Nu, was wollten Sie denn machen?“

„Meine Aufwartung.“

„Wem?“

„Ihro Erlaucht.“

„Nun, doch nicht, wenn sie hier schläft? Wer hat Sie hereingelassen? Wer hat Ihnen gesagt, daß Ihro Erlaucht hier schlafen? Was wollen Sie bei Ihro Erlaucht? Wer sind Sie?“

Auf so viele Fragen konnte ich unmöglich mit einem Male antworten; ich sagte daher nur, und, wie ich fühlte, sehr verlegen: „Ich suche eine Anstellung.“

„Hier im Garten?“

In dieser doppelsinnigen Frage lag die Entscheidung meines Schicksals. Wahrhaftig! die bedeutendsten Folgen hängen von den kleinsten Ursachen ab. Ich verstand in der Uebereilung die Frage nicht ganz, und antwortete also, ohne weiter zu untersuchen, ein leises „Ja.“

„Da brauchen Sie sich nicht an die Gräfin zu wenden; die Besetzung solcher Stellen hängt lediglich von mir ab. Haben Sie Ihre Kundschaft bei sich?“

Ich hatte zufällig die Hand in der Tasche, um meine schön geschriebene Supplik ihm einzuhändigen, als er äußerte, daß er Stellen zu besetzen habe.

„Na, lassen Sie stecken, lassen Sie stecken. Es kommt hier nicht sowohl auf eine gute Kundschaft, als auf Kenntnisse und Aufführung an. Beides werde ich einen Monat prüfen. Die Stelle trägt 200 Rthlr. und freie Station; wenn Sie das zufrieden sind, können Sie heute anziehen; denn ich

brauche in der jetzigen Jahreszeit einen Gesellen so nöthig, wie das liebe Brod. Wo haben Sie gelernt?"

Ich war so verwirrt, so aus meinem Text gefallen, daß ich betäubt, berauscht zu seyn wähnte. Statt bei der Gräfin um eine Stelle anhalten zu können, wird mir hier ein Platz mit 200 Rthlr. und freier Station angetragen. Freilich zwischen dem Doktor auf dem Gestüte, oder auf dem Bergamte, und einem Gärtnergesellen eine gewaltige Kluft. Aber jene Stelle suchte ich, und diese hatte ich. Für die Ausfüllung meines Postens war mir nicht bange; mein Vater war Hofgärtner in einem der ersten Gärten der Welt gewesen, ich hatte von Jugend auf mit ihm gearbeitet; ich getraute mir, es mit dem besten Gärtner aufzunehmen. Das Hauptgewicht in die balancirenden Schaalen meines Entschlusses legte der Gedanke an die wunderschöne Gräfin. Das Glück ihrer Nähe gab den Ausschlag. In meiner Jugend hatte ich viel von den Gärtnern des Harems gelesen, diese waren die Vertrauten, zuweilen auch die Beglückten der Sultaninnen. — Vielleicht, ach, dem Feuerkopfe eines schuldlosen Jünglings war ein solches Vielleicht genug, um den Faden seines Lebens an den Wirrwocken einer Romantik anzudrehen, die ein sehr verwickeltes Ende nehmen sollte.

Diese ganze Reihe von Gedanken flog in meiner Seele kaum mir selbst deutlich vorüber. Die Gräfin nur, die Gräfin allein dominirte bei meinem Entschlusse. Ich antwortete jetzt auf die Frage,

des Gärtners, wo ich gelernt habe: „Bei meinem Vater.“ Er freute sich, den Sohn eines Gärtners vor sich zu sehen; und als ich ihm den Namen meines Vaters nannte; als er sich entsann, mit ihm zusammen in Herrnhausen gelernt zu haben; als ich ihm erzählte, daß mein guter alter Vater den Millionen seiner gepflanzten und verwelkten Blumen gefolgt sey: da trat ihm das Wasser in die Augen. Er faßte mich bei der Hand, und sagte mit gebrochener Stimme: „Nun lasse ich Sie nicht. Ich will Ihr Vater seyn!“ Jetzt hatte ich nichts mehr verloren. Statt mit siechen Kranken, mit frischen Blumen mich zu beschäftigen; statt in Hospitälern, in der freien Luft zu leben, war ein glücklicher Tausch. Ich hatte einen väterlichen Freund und auskömmliches Brod gefunden, und den Inbegriff aller Zauber, die junge Gräfin, konnte ich täglich sehen; ihr waren die Früchte, die ich pflegte; ihr die Blumen, die ich zog. Hatte sie sich nur einmal herabgelassen, mit mir zu sprechen, so sollte sie gewiß in dem Gärtnergesellen ein geläutertes Wesen ahnen, und wer weiß — So beschwichtigt sich der Mensch, wenn er Handlungen begeht, von deren Veranlassung er sich keine klare Rechenschaft geben kann! So macht er sich weis, nicht anders haben handeln zu können. So läßt er sich von der Macht des Augenblicks hinreißen, oft um 300,000 trübe Stunden dafür zu erleben. Wer irgend nur Erfahrungen in der Welt gemacht hat, der wird bei diesen Zeilen still vor sich selbst erröthen; denn fast ein Jeder, ein

Jeder hat an einen unüberlegten Augenblick das Glück seiner ganzen Existenz geknüpft. Hat er es noch nicht, so hüte er sich, und sehe sich wohl vor, daß es nicht noch geschehe.

Mein neuer Freund führte mich bei seiner Familie ein. Ich küßte Madame und der Demoiselle Tochter die Hand. Mama hatte neue Häringe gewässert. Die Hand der Tochter küßte sich besser. Man erzählte von der Unmanierlichkeit meines Vorgängers. Ein Beweis, daß dieser dem weiblichen Personale des Hauses nicht die Hände geküßt hatte.

Mama fragte mich, wo ich in der Stadt abgetreten sey. Falsche Schaam! Ich hätte den grünen Esel um keinen Preis über die Lippen bringen können. Ich beurlaubte mich, um meine Sachen dort abholen zu lassen.

„Nun, mein Herr, haben Sie einen Posten?“ rief mir der Wirth entgegen.

„Ja,“ antwortete ich ihm recht freudig, um ihn glauben zu lassen, meine Wünsche seyen vollkommen in Erfüllung gegangen. Zum Glück fragte er nicht weiter, sondern faßte mich bei beiden Händen, und sagte heftig: „Na, das freut mich, das freut mich, ich bin ein närrischer Kautz; ich kann es so gern haben, wenn es den Leuten nach Wunsche geht. Sehen Sie, Herr, nun sollen Sie auch mit mir eins trinken. Ich bin auch glücklich gewesen. Heute Nachmittag hat mir mein Kind geschrieben, mein einziger Sohn. Der hat in Danzig krank gelegen, und sein Meister hat ihn gepflegt, und die

Meisterin ist nicht von seinem Bette weggekommen. Herr, sehen Sie, ich bin kein reicher Mann; aber eine Bouteille Wein muß ich trinken. Sie sollen mit mir trinken, auf die Gesundheit meines Jungen, seines Meisters und der Meisterin. So was, sehen Sie, das greift mir tiefer in das Herz, als eine Predigt. Mein Junge ist gesund geworden. Und ich kann es den Leuten mit nichts danken; denn es sind reiche Leute, die Alles zehnmal besser haben, als ich. Ach, Herr! wenn Sie wüßten, wie das thut, wenn man ein Kind in der Fremde hat, und die Leute sind dem Kinde gut, und meinen es so christlich, wie mein Danziger und seine Frau! Es ist recht dumm, daß meine Alte nicht mehr lebt; die sollte heute einen Tag haben. Na, mein Danziger soll leben!" Die Thränen fielen ihm in den Wein. Hand und Lippen zitterten ihm.

Ihr guten frommen Leute in Danzig, hättet ihr doch den ehrlichen Vater gesehen. Euer Biedersinn hätte diesen schönen Augenblick wohl verdient. Ich stieß recht herzlich mit ihm an. Wir tranken die Bouteille aus. Bei jedem Glase ein neuer Toast. Der Mann und der Wein erwärmten mein Herz. Es war unter dem unvermutheten Wechsel meiner Aussichten vorhin erstarrt.

Ich packte nun meine Sachen zusammen, bestellte ein Paar Träger, und bat um meine Rechnung.

„Herr, damit lassen Sie mich ungeschoren. Sie sind mein Gast gewesen, und damit Punktum. Haben die Danziger Gutes heute an mir gethan, muß

ich auch etwas Gutes an einem Fremden thun. Sie sind ein armer Teufel, haben weder Vater, noch Mutter. Behalten Sie Ihre paar Groschen. Und fehlt Ihnen einmal etwas, so kommen Sie zum Wirth im grünen Esel. Der Banquier Hope in Holland hat zehn Millionen runde Thaler. Aber Schade auf seine Thaler. Gegen mich ist er doch eine pauvre Kirchenmaus. Er hat keine Kinder. Nur ein Vater, der gute Kinder hat, ist ein reicher Mann. Was ich so heute von meiner Annedorthee sagte, war Scherz. Herr! den Hals hätte ich dem Mädchen umgedreht, wenn es aus dem Jungfernkranze nur ein Blatt vor der Hochzeit verloren hätte.“

Warum wohnte der Mann nicht im ersten Hotel der Residenz? Doch — vielleicht wäre er dann wohl abgeschliffener, aber weniger gut gewesen. Ich dankte dem großherzigen Menschen, und ging. Meinen Trägern — erbärmliche Schwäche, ich schäme mich ihrer heute noch — meinen Trägern prägte ich kurz vor dem Eingang in den gräflichen Garten ein, daß, wenn sie gefragt werden sollten, von wo sie meine Sachen brächten, sie nicht den Namen des Hauses, sondern bloß den des Wirths nennen möchten. Petrus verläugnete Jesum, ich den grünen Esel, und bei mir hatte noch kein Hahn gekräht. So sind wir aber heut zu Tage. Lieber gegen die heiligste Pflicht der Dankbarkeit gesündigt, als sich dem Spottlächeln eines Narren Preis zu geben.

Mir ward mein Stübchen nun angewiesen. Ein

stattliches Abendbrod im Zirkel der Familie endete den Festtag, und ich legte mich als wohlbestallter Gärtnergeselle mit dem süßen Bewußtseyn nieder, mein Brod keiner Schürze verdanken zu müssen.

Die Linde.

Den folgenden Morgen ward ich auf meinem Posten installirt; ich erhielt, was mir recht lieb war, das Departement der Blumen. Ich brauchte, wenn ich nicht wollte, keine Hand selbst anzurühren; denn ich bekam fast eine halbe Compagnie Menschen unter mein Commando. Ich hatte nichts weiter zu thun, als darauf zu sehen, daß die Befehle, die ich Abends an meine Leute austheilte, den folgenden Tag pünktlich befolgt wurden. Die Arbeiter waren alle schon eingeübt, Jeder wußte, was und wie er es angreifen sollte; ich führte also ein ungemein bequemes Leben. Alle Sonnabende erhielt ich die abgeblühten Blumen aus den Zimmern der Gräfin zurück, und mußte für Ergänzungstruppen sorgen. Natürlich wählte ich die schönsten; ich arrangirte die Töpfe jedesmal auf das geschmackvollste, und in Kurzem erfreute mich der Hofgärtner mit der Nachricht, daß die Gräfin ihm über ihre jetzigen Blumen ihre Zufriedenheit geschenkt habe. Der ehrliche Mann hatte das Gute auf meine Rechnung geschrieben. Sie hatte mich bereits bemerkt, und dabei geäußert, daß ich für meinen Stand etwas recht Feines habe. Ich schlief vor Freuden die folgende ganze Nacht nicht.

Sie anzureden hatte ich das Herz nicht. Sie

war einige Mal, wo ich arbeitete, bei mir vorüber gegangen. Natürlich zog ich mit allen meinen Leuten ehrerbietig den Hut. Aber sie dankte nie. Sie that nicht einmal, als ob sie wüßte, daß sie gegrüßt worden sey. Sie hätte mir eine ganze Woche zu einer Festwoche machen können, wenn sie nur ein einziges Mal „guten Morgen" gesagt hätte. Die Großen wissen gar nicht, wie reich, wie mächtig sie sind. Durch ein herzliches Wort, durch ein bloßes freundliches Kopfnicken, könnten sie ganze Kreise in ihre Fesseln schmieden.

Sie liebte die Blumen leidenschaftlich. Ich hatte einmal die Idee, ihr mit einem recht ausgesucht schönen Blumenbouquet in den Weg zu treten; allein sie redete einen andern Gesellen, der das Obst unter sich hatte, und von dem sie etwas gepflückt haben wollte, mit „Ihr" an. Da verlor ich das Herz, sie anzusprechen. Hätte sie mich auch „Ihr" genannt, ich glaube, ich hätte mich in meinem ganzen Leben nicht wieder leiden können.

Ihre Lebensweise war in ihrer Art einzig. Früh — nein, ich muß mit dem Abend anfangen; denn am Abend begann ihr Tag. Abends also, um 11 Uhr, zuweilen noch später, fuhr sie weg. Früh, wenn der Fürst zur Parade ging, kam sie wieder. Aus dem Wagen eilte sie in das Bad, aus dem Bade in's Bette. Sie schlief nur eine Stunde, dann aß sie, gewöhnlich ganz allein, und im Negligee. Nach dem Essen suchte sie sich ein Plätzchen im Garten, wo sie Nachmittagsruhe hielt. Zu diesem Behuf

waren zwanzig Kabinette eingerichtet; jedes in anderer Form. Sie schlief nie in einem zweimal hintereinander. Oft schlief sie hier drei, vier Stunden, das war eigentlich ihre Nacht; dann — ungefähr um 6 Uhr Abends, trank sie ihr Frühstück, kleidete sich an, und empfing von den ersten Großen der Residenz Besuche. Damen sah ich fast nie bei ihr. Aber Garderoben- und Kammermädchen, Kammerfrauen und Gesellschafts-Fräulein hatte sie eine wahre Unzahl; und oft setzte die kleine Gräfin alle dermaßen in Trab, daß eine über die andere wegfiel. Gott weiß, wie sie das anfing, alle die Menschen zu beschäftigen. Sie klagten aber allgemein, daß sie die Kunst, ihre Leute zu peinigen, in einem hohen Grade besitze.

Mein Interesse für sie fing nach und nach an zu erkalten. Ich hatte oft gelesen, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen müsse; allein dies ist ein bloßer Romanensatz. Späterhin sind mir bei beiden Geschlechtern sehr viele Beweise vom Gegentheile vorgekommen. Der Gräfin Stolz war wirklich empörend; sie litt z. B., daß ein Geheimer Secretair ihr, vor meinen Augen, den Rock küßte. Aber so ist es in der Welt! der Herrschsüchtige tritt den Unterwürfigen nur dann auf den Nacken, wenn dieser den Nacken vor ihm beugt. Wir verderben einander selbst. Wenn zehn Einem schmeicheln, und im Staube der Devotion um ihn herumkriechen, dann fordert der Eine gleiche Demuth vom Elften und Zwölften. Des Geheimen Secre-

cretairs Rockkuß war Aquatofana für der Gräfin moralischen Werth. Sie mußte stolz, sie mußte hochmüthig werden; denn der Weihrauch benahm ihr am Ende den Kopf.

Einige Wochen nach meiner Anstellung kam ein kleiner Mann mit einem entsetzlichen Bauche in den Garten; er hatte ein wasserfarbenes Kleid an, mit Tressen besetzt. Er sah aus, wie ein Gänserich, den man auf ein paar Sperlingsbeine gestellt hatte. Alle Gartenarbeiter zogen ehrerbietigst die Hüte; ich griff unwillkührlich nach dem meinigen. Sein Dreimaster blieb unangerührt auf der weiß gepuderten Perücke.

„Na,“ hob er mit einer Stimme an, der man anhörte, daß das Fett seines Schlundes ihm die Luftröhre dämpfe, und wies mit dem Stocke auf mich, „das ist ja wohl der neue Gärtnergeselle?“

„Ja, mein Herr Obergarten-Inspektor,“ antwortete ein Arbeiter.

„Komme Er doch einmal her, mein Freund.“

Das „Er“ flog mir wohl ein wenig heiß an die Stirne; indessen der Mann wußte ja nicht, daß ich fünf Jahre lang die ersten Aerzte Deutschlands gehört hatte; er wußte nicht, daß, wenn ich Geld hätte, ich meinen Doktorhut eben so fest auf meine Ohren drücken könnte, wie er sein Dreieck auf den zierlichen Kammstrich seiner Perücke. Ich verschluckte also das „Er,“ und kam.

„Er ist hier angenommen worden; schätze Er sich das für eine große Ehre. Solche Gärten sucht

Er weit und breit, und ich bin der Oberinspektor über diesen Garten, und über die andern alle mit einander. Also muß Er sich darnach richten; und, wie steht es denn, hat Er denn auch etwas Rechtschaffenes gelernt?"

— „Ich denke."

„Denken, denken! Narren denken, kluge Leute wissen es gewiß. Na, zum Beispiel, wie heißt da die purpurrothe Blume?"

„*Amaranthus hypochondriacus.*"

Der dicke Mann nahm sein Taschenbuch heraus, schrieb etwas hinein, und sagte beifällig: „Richtig. Die Blume ist gewiß einem unglücklichen Obergarten-Inspektor zu Ehren so genannt worden; denn, bei Gott im höchsten Himmel, wer bei diesem Posten nicht hypochondrisch wird, der hat von Glück zu sagen. Na, und das dort, was weiß blüht und so wohlriechende Blätter hat, wie heißt das?"

„Anthospermum aethiopicum."

„Gut;" er schrieb wieder in das Taschenbuch; „und das Blaßgelbe da?"

„Aeschynomene americana."

„Richtig, richtig. Auf Deutsch?"

Ich stockte, weil mir der Name aus dem gemeinen Leben nicht gleich beifiel.

„Na, was sich lange besinnen? da, euer Küchenlatein, das habt Ihr ziemlich geläufig auf der Zunge; aber führt man Euch auf das Eis, patsch, da liegt Ihr auf der Nase."

Meine Arbeiter lachten. Mir stiegen Blut und

Stube in das Gesicht. „Die Schaampflanze," antwortete ich verdrießlich, und strafte meine Arbeiter mit einem ernsten Blick.

„Die Schaampflanze; ganz recht. Nu, sieht Er, warum weiß Er es nun? Aber dort das Gelbe?"

„Das ist Wasserrindsauge," sagte ich ganz derb, und sah dem wasserfarbenen Rinde dabei gerade in das Gesicht.

„Nach Linné, nach Linné?"

„Buphtalmum aquaticum."

„Bravo, bravo! Puff —" er schrieb Wort für Wort in das Taschenbuch. „Na, ich bin mit Ihm ziemlich zufrieden. Führe Er so fort."

Bei Gelegenheit, daß er die Treibhäuser durchwatschelte, kam er auch auf mein daran stoßendes Zimmer. Ich hatte Loders anatomische Tafeln auf dem Tische liegen.

„Was sind das für Dinger?"

„Blumenbachs botanische Tafeln," antwortete ich ärgerlich.

„Ach ja, ja! ein altes schönes Werk, das mir in meiner Jugend manchen Schweißtropfen gekostet hat. Ich hätte den Titel schon ganz wieder vergessen. Der Blumbach muß doch ein gescheidtes Männchen gewesen seyn. Er hat mir noch mehr gefallen, als der Linné."

„Kannten Sie Linné persönlich?" war ich boshaft genug, zu fragen.

„Wie meinen Bruder. O, der ist oft hier in diesem Garten gewesen. Wir waren dicke Freunde."

„Das soll er dort seyn," sagte ich, mit dem Finger auf das Portrait meines väterlichen Freundes Wrisberg unter dem Spiegel zeigend. „Ist er getroffen?"

„Also Er kennt ihn nicht von Person? Wie aus den Augen gestochen. Bon jour, bon jour, mein Brüderchen. Hahaha, wir haben mancher Flasche den Hals gebrochen, als wir Beide noch jung waren; wo mag der alte Knabe jetzt seyn?"

„O, der hat einen sehr guten Posten. Er ist Obergarten-Inspektor über die Hesperiden."

„Wahrhaftig? Seh' Er einmal. Na, gelernt hat Er was, das muß ich Ihm lassen. Ja, was ich sagen wollte, übermorgen kommt der Prinz *** her, ich soll ihm alle unsere Gärten zeigen. So ein Herr versteht zwar nichts davon; aber, daß Alles hübsch ordentlich aussieht, das sag' ich Ihm."

Der Prinz kam mit ihm am bestimmten Tage Nachmittags. Der Obergarten-Inspektor hatte einen Degen quer hinten über den Beinen hängen. Er ging chapeau-bas. Die Juliussonne kröschte ihm die ganze Perücke aus. Puder, Pomade und Schweiß floßen ihm, wie Lava, vom fetten Gesichte auf die weiße, reich gestickte Weste. Mit Ohrwurms-Freundlichkeit schwänzelte er, ein Halbpferd, hinter dem Prinzen her.

„Sehen Ew. Durchlaucht," sagte er mit hoher Selbstgefälligkeit, „hier den Amaranthus hypochondriacus, der wollte uns eben so wenig fort, als das Anthospermum aethiopicum dort; nur mit vie-

ler Mühe ist es uns gelungen, sein Gedeihen zu ertrotzen. Die Aeschynomene americana hingegen da drüben, hat recht schön gewuchert, und dort mit dem Puff — puff“

„Buphtalmum aquaticum,“ half ihm der Prinz ein.

„Ja, mit dem könnten wir das ganze Reich bepflanzen,“ setzte der Obergarten-Inspektor ganz verblüfft und kleinlaut hinzu; denn daß der Prinz nur ein Wort von dem Küchenlatein, wie er es nannte, verstehen würde, hatte er nicht im Entferntesten vermuthet.

„Sieh, da haben Sie ja auch,“ hob der Prinz an, „wie heißt es doch: me, me — ich meine da das Weißlichgelbe, schwebt mir es doch auf der Zunge.“

„Ja, me, me, me,“ erwiederte der Inspektor, und ward feuerroth, und winkte mir hinter dem Rücken des Prinzen.

„Mesembryanthemum cristallinum,“ half ich laut ein.

„Richtig, richtig, mesen, mesen, fing sich es an,“ sagte der Inspektor, und wischte sich das glühende Gesicht ab. „Wie man sich doch oft auf ein Wort besinnen kann.“

„Das ist mir ganz ausgegangen,“ sagte der Prinz: „ich werde Sie zu seiner Zeit darum ersuchen.“

So ging es eine ganze Stunde fort. Der Prinz, ein sehr unterrichteter junger Mann, lernte natür-

lich in den ersten zehn Minuten den Patron kennen. Er machte sich ein Vergnügen daraus, den Obergarten-Inspektor in die Enge zu treiben. Vor Angst brach diesem endlich der Schweiß durch die gestickte Weste. Ein solches Rigorosum hatte er in seinem Leben noch nicht überstanden.

Am Abend ließ mich der Gepeinigte zu sich rufen. Er lag, in einem damastenen Schlafrocke, der Länge lang auf dem Sopha. Er goß Limonade und Himbeersaft Eimerweise in den glühenden Wanst.

„Ich kann nicht mehr,“ hob er leise an; „so eine Promenade an einem Julius-Nachmittag ist schlimmer als ein Spazierritt auf einem hölzernen Esel. Morgen soll ich wieder mit dem Prinzen nach Belvedere, und dann in die englischen Anlagen nach Sanspareil und in den botanischen Garten. Das wäre mein Tod. Der Prinz — der Prinz Libu hat eine Gartenwuth, wie ich sie mein Lebtage nicht gesehen habe. Er kramt sein Bischen Weisheit aus, wie ein Bandjude seine Waare. Alles durch einander. Na, man lasse das! Was der junge Herr weiß, habe ich längst wieder vergessen. So ein Kinderprinz hat noch nichts weiter im Kopfe. Wenn ihn erst meine Sorgen, meine Amtspflichten drücken werden, da wird er auch so ein Amaranthus hypochondriacus werden, wie ich armer Mann bin.“

„Excusir' Er mich morgen bei der fremden Durchlaucht; sag' Er, daß ich ganz untröstlich wäre, Höchstdenenselben, den Befehlen meines Serenissimi zufolge, meine Devotion nicht wieder persön-

lich zu Füßen legen zu können; allein, Er hätte mich selbst unpaß im Bette gefunden, hört Er, im Bette gefunden, und daher hätte ich Ihm den Auftrag gemacht, Seiner Durchlaucht gnädigste Befehle an meiner Stelle zu erwarten; das ist eine Ehre für Ihn, die Ihm nicht so bald wieder begegnen wird. Einen fremden Prinzen in den, meiner Oberaufsicht anvertrauten, Gärten herumführen zu dürfen! Studier' Er nur immer recht hübsch fleißig fort! Er scheint recht passable Anlagen zu haben, und hier bei mir kann Er noch viel lernen, das sieht Er wohl."

Der Prinz, mit dem ich zwei ganze Tage die auswärtigen Gärten durchstreifte, mußte gegen die Gräfin gütig über mich geurtheilt haben; denn den nächsten Morgen sagte sie, als sie bei mir vorüber ging, und ich sie, wie gewöhnlich, grüßte, recht freundlich: „guten Morgen." Ihr Blick weilte einige Sekunden lang auf mir. Ich stand im Fokus eines Brennspiegels: so siedend heiß ward mir vom Kopf bis zu den Füßen.

Nenne noch Einer mir unser Geschlecht das Starke! Wie gleichgültig war mir nach und nach die Gräfin geworden! Wie oft hatte ich im Stillen den dummen Romanenstreich bereut, um Ihretwillen den Fahnen Aesculaps untreu geworden zu seyn! Wie hatte ich mich allmählig gewöhnt, die liebreizende Gräfin mit den Augen eines Gärtnergesellen anzusehen! Und jetzt — der Silberklang ihrer Stimme, das freundliche Nicken ihres klei-

nen Lockenkopfs, ihr sprechender langer Blick, — so hatte sie noch keinen gegrüßt; so hatte sie noch auf keinen gesehen. Nicht mein Bischen glattes, gesundes Gesicht, nicht mein robuster, jugendlich frischer Körper, hatten ihr dieses Wohlwollen abgelockt, sondern die Kunde, die sie durch den Prinzen über meine Kenntnisse, über meine Bildung erhalten hatte. Ich nannte meine vorige Gleichgültigkeit Vorurtheil. Ich schalt die Menschen, die über sie geklagt hatten, egoistische Narren, die böse auf das Geschick wären, weil es ihnen nicht auch die Reichthümer der Gräfin in den Schooß geworfen hätte; und ich wagte wieder kühne Gedanken, die mich über alle Himmel erhoben. Und das Alles, das Alles konnte ein einziger Blick aus einem Paar Mädchenaugen? Schwach, recht schwach sind wir Männer. Lacht dem Thoren in das Gesicht, der sich brüstet, sich gegen die Reize eines Weibes schußfest gemacht zu haben!

Es vergingen Wochen, ehe unser Obergarten-Inspektor wieder auf die Beine kam. Er hatte wahrscheinlich die Abreise des Prinzen abwarten wollen; allein diese verzögerte sich von Woche zu Woche. Die schönste Blume unsers Gartens, die Gräfin, schien dem jungen Botaniker gar nicht übel zu gefallen. Er kam täglich; er speis'te mit ihr allein, er durchirrte an ihrer Seite, Abends bis 11 Uhr, die dunkelsten Partieen des Gartens, und sie schien an diesem Botanisiren Gefallen zu finden.

Dummer Mensch, ich! ich ward eifersüchtig. Ich konnte den Prinzen kaum mehr ansehen. Eine scharfschneidige Säge zerriß mir das Herz, wenn sie Beide mit einander gingen. Ich hatte keine Rast, keine Ruhe, so lange der Prinz in dem Garten war. Ich sagte mir tausendmal, daß ich ein Thor sey. Aber meine Leidenschaft war stärker, als meine Vernunft. Jetzt wußte ich erst, daß ich die Gräfin liebte. Ein Eifersüchtiger ist ein Rasender. Es ist keine gräßlichere Leidenschaft, als die Eifersucht. Sie mordet langsam, aber gewiß, allen innern Frieden, allen Glauben an sich und die Menschen. Ich rannte mir den Degen selbst in den Leib. Ich studierte darauf, mich von der Buhlerei der Gräfin zu überführen. Ich überlegte nicht, daß der Prinz unnennbare Summen verschwendet hatte, um sich in den Armen der Gräfin die Seligkeit der Erde zu erkaufen. Ich setzte mir zusammen, daß sie dem Fürsten nur käuflich sich hingegeben habe; aber diesem, dem Prinzen, hatte sie ihre Liebe, ihr Herz gegeben; und dazu, meinte ich, wäre ich auch hübsch und gut genug gewesen. Ich wußte mehr, als der Prinz; ich war jünger, kräftiger, als der Prinz. Ich war besser, als er. Denn in den Tagen meiner Begleitung hatte ich mehrere Züge an ihm bemerkt, die mir gar nicht gefallen hatten. Von Allem, was ich hier sage, hatte ich damals nur verworrene, nur halbe Ideen. Einer deutlichen Darstellung meiner Gefühle war ich mir nicht fähig.

Ihr jedesmaliger Abendspaziergang war in die

entlegenste Partie des Gartens, nach dem sogenannten Linden-Rondel zu; dort stand eine hundertjährige Linde, und um diese herum zog sich ein türkisches, sehr breites Kissen von weichem Moos. Gewöhnlich gingen sie um 10 Uhr dahin, und kamen vor 11 Uhr des Nachts kaum wieder. Mit Scorpionen-Stacheln trieb es mich, sie dort zu belauern. Ich erkletterte eines Abends um dreiviertel auf zehn Uhr die breitästige Linde. Ich hatte mich durch Umwege hingeschlichen, so daß mich kein Mensch bemerkt hatte. Der Mond kam jetzt herauf. Er warf auf das Moosbette meiner Verzweiflung sein keusches Licht. Der Prinz und die Gräfin blieben nicht aus. Er hatte das weiche, schöne Mädchen umschlossen. Sie schlang sich um seinen Hals. Sie hing an seinen Lippen. Er trug sie auf das elastische Moos. Ich sah den Stern ihres Auges im Mondenschimmer funkeln; ich sah den Elfenbein ihrer Zähne hinter den wonnetrunkenen lächelnden Lippen. Ich sah das Hingeben ihrer Reize, das Entgegenkommen ihrer Sehnsucht, die ausgebreiteten Arme, die den Glücklichen umfaßten, und immer enger und enger ihn an die hochfliegende Brust drückten. Da purzelte aus dem Wipfel der Linde eine Menschengestalt herab, und plumpte, wie ein Wollsack, dicht neben ihnen nieder. Zacken, Aeste, Zweige und Blätter folgten hinterdrein; Gott weiß, ich dachte, es wäre der lebendige Teufel. Die Erschrockenen flohen schreiend. Der Gefallene nahm den Kopf zwischen die Beine, und verschwand im nahen

Elsenbusche. Ich kletterte von meiner unglücklichen Rekognoscirung herunter, eilte durch Seitenwege zu Hause, und legte mich schnell zu Bette.

Noch heute weiß ich nicht, wer jenen höllischen Purzelbaum geschlagen hat. Fiel er nicht auf das Moos, so blieb kein Gebein an ihm ganz. Wahrscheinlich hatte einer unserer Gartenburschen, wie ich, das Pärchen belauschen wollen. Als ich gekommen war, hätte er sich vermuthlich höher hinauf gemacht, um von mir nicht verrathen zu werden. Und als er das sah, was ich gesehen hatte, mußte er aus dem Gleichgewichte gekommen seyn, und so war denn diese Höllenfahrt entstanden. Ich rathe deshalb auf einen unserer Gärtnerburschen, weil der Junge einige Tage darauf hüftlahm war, und vorgab, sich verhoben zu haben.

Die Nachtwandlungen stellte die Gräfin nun zwar ein; aber ich war darum in nichts gebessert. Der Prinz kam alle Abende. Der geheime Gram zerbrach mir das Herz. Ich hatte keinen Freund, dem ich meinen thörichten Kummer vertrauen konnte. Ich haßte und liebte die Gräfin.

Eines Morgens kam die Gräfin mit dem Obergarten-Inspektor in den Garten. Letzterer war nicht recht wohl auf mich zu sprechen. Er hatte mir vor einigen Tagen geschrieben:

„Er soll ein schönes Herwarium sikum haben;
„meine Kleinen wollen sich gern einen Zeitver-

„treib machen. „Schicke Er mir das Ding „doch für die Kleinen zum Spielen.

Ich bin

Sein
wohlaffektionirter Kielekäschel,
wirklicher Obergarten-Inspektor.“

Ich hatte ihm das Ding nicht geschickt. Das hatte er übel genommen. Er machte mir ein Gesicht, als ob er Quassia zwischen den Zähnen hätte. Die Gräfin blieb in meiner Nähe stehen. Mir schlug das Herz. Jeder Tag schmückte sie mit neuen Reizen. Ihr seidenes schwarzes Haar glänzte in der Morgensonne. Der Thau auf den Blumen verlor seinen Juwelenschimmer, wenn man ihr in das Auge sah. Die frischen Lüfte küßten ihre Wangen roth, und ihr kleiner leichter Fuß tanzte, wenn er auftrat.

„Ja,“ sagte sie zum Inspektor, „machen Sie sich schnell an das Werk. Die Idee muß neu seyn; suchen Sie sich einen passenden Platz dazu aus. Weißt Du, mein Freund,“ fuhr sie fort, und wandte sich zu mir, „vielleicht eine hübsche Idee, so theile sie mit. Du sollst Geschmack haben. Die Rede ist von einem neuen Schlafkabinet, das ich hier im Garten wünsche.“

Sie hatte mich Du genannt; sie hatte mich ihren Freund geheißen. Sie hatte mich armen Gärtnergesellen neben den Inspektor gestellt. Sie hatte meinen Geschmack gelobt. Ihr geistreicher Blick

weilte mit sichtbarem Wohlgefallen auf mir. O! ich hätte ihr in dieser Minute zu Füßen fallen und ihre Kniee umschlingen mögen. Nein, die Männer sind nicht consequent: wie ich war, sind sie wahrhaftig Alle. Die Macht des weiblichen Geschlechts ist größer, als es zum Glück die Weiber selbst wissen.

Ich verbeugte mich in unbeschreiblicher Verwirrung, und bat um die Erlaubniß, meine Ideen schriftlich vorlegen zu dürfen.

„Thue das," sagte sie recht freundlich, nickte mir traulich zu, und ging. Sie hätte mich in die Hölle schicken können, ich wäre auf das mit unaussprechlicher Anmuth hingeworfene „Thue das" gegangen. Ich flog an die Arbeit; ich aß nicht, ich trank nicht; ich schlief die ganze Nacht nicht. Den folgenden Morgen war ich fertig. Der Gott der Liebe hatte mir den Pinsel geführt. Meine Zeichnung war mir so geglückt, daß ich mich im Voraus ihres Beifalls versichert hielt.

Es war der Tempel der Verschwiegenheit. Eine Rotunde, in erhabenem, ernsten Stil, ohne Fenster und Thüre. Das Licht fiel von oben herab; der Eingang war eine unterirdische Treppe, an die ein Gang stieß, der in einem nahen Felsen zu Tage ausging. Der Platz, auf dem ich den Tempel gebaut wissen wollte, war das Lindenrondel. Die Linde in der Mitte desselben, der stumme Zeuge von den Verirrungen der Gräfin, sollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Zwei Genien faßten

die in der Nähe vorbei murmelnde Quelle mit ihren kleinen Händen auf, daß ihr Geplätscher die heilige Stille nicht störe, die hier den Tempel umwohnen sollte. Beide Genien bogen sich über der Quelle zu einander; der eine sagte dem andern etwas heimlich in's Ohr. Im Gesicht des Hörenden lag die Bethenrung, das Geheimniß ehren zu wollen.

Ich überreichte ihr die Zeichnung, sobald ich sie fertig hatte. Sie schien die Eile, mit der ich gearbeitet hatte, mit Gefallen zu bemerken. Ueber Anlage und Plan äußerte sie ihren Beifall, und die Zeichnung selbst würdigte sie ihres lauten Lobes. Sie ging an das Tischchen, wo ihre Goldbörse lag. Ich stürzte von der Höhe, auf die mich ihre Zufriedenheit, ihre freundliche Aufnahme meiner Arbeit gehoben hatte, in die niedrigste Tiefe meiner Demuth hinab; ich sollte die erste Nacht, die ich für sie durchwacht hatte, mit Gelde bezahlt bekommen. Ein ähnliches Gefühl mußte in diesem Augenblicke in ihrer Brust vorüberstreifen; sie legte die Börse weg, nahm die Zeichnung wieder in die Hand, und sagte mit wohlwollendem Lächeln: „Ich danke Dir, ich danke Dir recht sehr. Du hast mir Freude damit gemacht. Ich werde den Fürsten deshalb erst sprechen, und genehmigt dieser die Anlage, so soll diese Woche noch, unter Deiner Aufsicht, der Anfang mit dem Bau gemacht werden. Doch — ich kann mich noch nicht recht orientiren; welchen Platz hast Du eigentlich dazu gewählt?“

Ich stockte; das Lindenrondel wollte mir nicht

über die Lippen. „Ew. Erlaucht werden hier im Hintergrunde die Ruine bemerken.“

„Die sehe ich wohl; aber — jetzt weiß ich; es soll wohl das Lindenrondel seyn, wo der Tempel hinkommen soll?“

„Ja, Ew. Erlaucht. Es ist der entlegenste, stillste Platz im Garten.“

„Das wohl,“ antwortete sie mit etwas veränderter Stimme, und eine schnelle Röthe überflog ihre Wange; „aber Du hast vergessen, daß mitten im Rondel die alte Linde steht.“

„Die muß heraus; auf deren Stelle soll eben der Tempel stehen. Die alte Linde,“ setzte ich Unglücklicher, in meiner Verlegenheit, hinzu, „taugt so nicht, sie ist schon ganz morsch.“

Sie warf einen scharfen Seitenblick auf mich, wendete sich von mir nach dem Fenster zu, und sagte: „ich werde Dich wieder rufen lassen.“

Ich wankte vernichtet zum Zimmer hinaus. Sie wußte jetzt, daß ich ihre Schäferstunde hatte schlagen gesehen. Ich war es gewesen, der vom Baume gefallen war. Denn ich hatte der Linde, weil sie morsch war, weil sie unter mir gebrochen war, den Tod geschworen.

Ich hatte mich bei ihr des Verbrechens angeklagt, mit dem sie mich nie in Verdacht gehabt hätte, wenn mir das unglückliche Wort „morsch,“ nicht über die Lippen geglitten wäre. So geht es aber; es war ein heimlicher Zug meiner Eifersucht, daß ich gerade das Lindenrondel zur Baustelle für

den Tempel gewählt hatte. Eifersucht ist ein Laster, und jedes Laster bestraft sich selbst. Ich hatte auf diese Unterredung mich, wie auf ein Doktor-Examen, vorbereitet; ich wollte ihr eine Menge schöner Sachen sagen, durch die ich ihr gewiß hätte interessant werden müssen. Und jetzt hatte ich weniger als gar nichts gesagt. Ich hatte sie beleidigt; sie hätte mir auf gut Deutsch die Thüre gewiesen, und ich war vielleicht auf ewig von ihr entfernt.

Aber nein; besah ich die Sache bei ruhigerm Blute, so war sie doch die erste Veranlassung. Sie trug die Schuld. Die Art ihres Umgangs mit dem Prinzen, den ich jetzt wie den Tod haßte, war ihre Sünde, und ich mußte dafür büssen.

Denselben Nachmittag fuhr sie aus. Ich setzte mich mit meiner Zeichnung in die Ruine, um einige Kleinigkeiten darin noch zu verbessern.

Der Garten stand, wenn die Gräfin nicht zu Hause war, jedem anständig Gekleideten offen. Es wandelten daher um diese Zeit dann immer Fremde darin herum.

Ein Mann mit einem blauen Oberrocke kam an die Fenster der Ruine, und da er mich darin sitzen sah, trat er herein, griff, als ich aufstand, ein wenig an den Hut, und sagte das Gewöhnliche: „So fleißig?“

Sein Oberrock war vom feinsten Tuche, auf dem Finger hatte er einen prächtigen Brillantring, und in seiner Miene lag vornehme Größe.

Er trat an meinen Tisch, sah auf die Zeichnung, und erkundigte sich, was das seyn solle.

„Ihro Erlaucht wünschten ein neues Schlafkabinet, und erlaubten mir, meine Ideen desfalls vorzulegen.“

„Recht hübsch. Was soll es denn für ein Tempel seyn?“

„Der Verschwiegenheit geheiligt.“

„So? Ist man denn hier so verschwiegen? Hat man denn Ursache, hier verschwiegen zu seyn?“

„Die Idee ist von mir. Ich habe nichts weiter dabei gedacht, als dem stillen, heimlichen Platze hier unten im Lindenrondel eine passende Dekoration zu geben.“

„Da steht ja die schönste, die alte Linde. Reißt doch, ihr jungen Leute, nicht nieder, was eure Vorfahren schufen. Das Alte ist oft wahrlich besser, als das Neue.“

„Sehr wahr, im Allgemeinen. Die Idee ist übrigens noch bloße Idee. Ihro Erlaucht wollen erst den Fürsten darüber sprechen, und dessen Genehmigung einholen.“

„Die wird er nicht geben, so viel ich ihn kenne. Ist die Gräfin zu Hause?“

„Nein.“

„Sie lebt wohl recht angenehm?“

„O ja.“

„Ich möchte sie gern einmal sprechen; aber allein. Wann trifft man sie da wohl am besten?“

„Abends, gegen sechs Uhr.“

„Ist sie da allein?"

„Nein. Besuch hat sie da wohl fast immer."

„Auch später nicht allein?"

— Ich zögerte etwas mit meinem „Nein."

„Auch nicht? Wer ist denn dann hier?" Er fragte das mit einem Gesichte, als ob er es schon wisse.

„Mein Herr, ich bin in den Diensten der Gräfin."

„So, als was denn? Vermuthlich als Priester in dem projektirten Tempel der Verschwiegenheit?" sagte der Mann im blauen Oberrocke, und lächelte so giftig, als ob ihm der Lachkrampf die Kinnbacken verschöbe.

„Nein, als Gärtnergeselle," antwortete ich trocken und empfindlich.

„Nun, dann bist Du im Dienste des Fürsten, und ich frage im Namen des Fürsten."

Wäre die Ruine über mich zusammengestürzt, ich hätte nicht mehr erschrecken können.

„Deine Delikatesse gegen die Gräfin macht Deinem Herzen Ehre," fuhr der blaue Mann etwas sanfter fort; „allein ich halte Dich nach dem, was ich von Dir gehört habe, für einen rechtlichen Menschen, und darum mußt Du die Wahrheit sagen. Warum wähltest Du das Lindenrondel zum Bauplatz für Deinen Tempel?"

Eine verfluchte Querfrage. „Der Platz steht, meine ich, mit dem Ganzen der Idee nicht im Widerspruch," antwortete ich leise und etwas verlegen.

„Verleitete Dich nicht sonst etwa eine Ideenassociation, gerade diesen Fleck zu wählen? Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst; ich will sagen, hatte nicht der Umstand, daß Du diesen Platz wähltest, Bezug auf irgend einen Vorfall zwischen der Gräfin und sonst Jemand? Sprich die Wahrheit!“

Mir ward es schwarz und weiß vor den Augen. Der Unbegreifliche im blauen Rocke wußte Alles. Ich schlug den Blick nieder; denn der Strahl seiner brennenden Pupille durchbohrte mich. Ich brachte ein kaum vernehmbares „Ja“ über die Lippen.

Der Peiniger ging einigemal im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich vor mich hin, und sagte: „Du erwähnst meiner gegen keinen Menschen mit einem Worte. Der Fürst würde Dich fassen, wenn von dem, was ich mit Dir gesprochen habe, nur eine Sylbe laut würde. Für Deine Zeichnung diese Kleinigkeit. (Er gab mir zehn Louisd'or.) Dein Tempel paßt zur Dekoration meiner Gruft. Mein Sarkophag soll einst darin stehen.“ Er drückte sich den Hut in die Augen, und ging.

Ich wußte nicht, wie mir geschehen war. Ich hatte die Gräfin verrathen, dem Fürsten, ihrem Wohlthäter, verrathen. Tausend bittere Vorwürfe machte ich mir, und mit jedem legte ich eine Centnerlast auf mein Herz. Ich weinte vor Unmuth. Was hatte mir denn die Gräfin gethan? Warum war ich ihr nachgeschlichen, warum hatte ich sie belauert? An Allem war meine unverzeihliche Eifer-

sucht schuld. Wahrscheinlich war der Purzelbaumfabrikant von der Linde keiner unserer Gärtnerburschen, sondern ein heimlicher Spion des Fürsten gewesen. Er hatte berichtet, was er gesehen. Der Fürst hatte ihm nicht glauben wollen; der Ambassadeur hatte sich auf mich bezogen, der ich im ersten Range dem Schauspiel beiwohnte, während jener auf der Gallerie, und diese im Paradiese waren, und der Fürst hatte, ehe er das Verdammungsurtheil über die arme Gräfin aussprach, erst den Zeugen abhören lassen wollen. Darum schickte er den Großinquisitor im blauen Rocke. Judas verrieth den Heiland um dreißig Silberlinge. Ich die Gräfin um fünfzig Thaler. Pfui des Sündengeldes!

Ich suchte jetzt unsern Gärtnerburschen auf, den ich vorher im Verdacht gehabt hatte, daß er mit mir an jenem folgereichen Abend, von dem säuselnden Observatorium aus, den Himmel unter uns gesehen habe. Ich that, als ob ich von dem vermaledeiten Rondel eben käme; ich hatte die Aeste und Blätter unten liegen gesehen, und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er oben gewesen wäre, um Nester ausfindig zu machen. In der Hitze dachte ich nicht daran, daß dies im August nicht recht de Tempo war. Der Kleine versicherte hoch und theuer, in seinem Leben nicht auf der Linde gewesen zu seyn. Er schwur so ehrlich, daß ich jetzt das Leben hätte verwetten wollen, daß er es nicht gewesen war.

Ich begegnete unserm Hofgärtner. Seine erste

Frage war, ob ich den Fürsten nicht gesehen habe. Ich sagte, nein; aber das Wort erbebte mir vor Schrecken im Munde; denn ich ahnete, daß der Fremde auf der Ruine der Fürst selbst gewesen sey.

Ein Lakai, derselbe, der mir bei meinem ersten Eintritt mit dem Kirschmaule in die Quere gekommen war, stand beim Gärtner, und sagte: „Sie müssen ihn ja gesehen haben. Sie waren eben in der Ruine, und der Fürst ging auch hinein. Der Mann im blauen Oberrocke, das war der Fürst.“

„Nein, ich habe ihn nicht gesehen,“ sagte ich mit einer Angst, daß mir jeder Mensch die Lüge mußte ansehen können. Aber ich dachte an das Wort des Fürsten, daß er mich fassen würde, wenn ich plaudere, und so läugnete ich platt hin. „Ich habe,“ fuhr ich fort, „diese Nacht gearbeitet, und da war ich müde, und da bin ich eben in der Ruine ein bischen eingeschlummert.“

„Nu, da müssen sich Se. Durchlaucht ein bischen mit hingelegt haben,“ entgegnete der Impertinente, und lachte laut auf: „denn er ist über eine Viertelstunde in der Ruine gewesen.“

Ich lachte mit; aber inwendig brannte es mir siedendheiß. Was hatte der Mensch davon, mir so auf den Kopf zu sagen, daß ich mit dem Fürsten gesprochen hätte? Ich brach das Gespräch ab, und ging an meine Blumenbeete. Ach, wäre ich doch bei meinen Blumen immer nur geblieben. Ich paßte mit meinem geraden, ehrlichen Sinn nicht in die Schraubenzüge des Hoftons. Aber ich wollte

ja auch nicht in dieser Luft leben. Ein unglückli- cher Augenblick, die Kletterpartie auf die Linde, hatte mich in dieses Labyrinth gestürzt. Noch hatte ich den Ariadnenfaden meiner Schuldlosigkeit in der Hand. Aber auch den sollte ich verlieren.

Ich fühlte mich unglücklich. Aber der Fürst, der arme Fürst, litt an demselben Uebel, an dem ich anfänglich erkrankt war. Er hatte für seine Tonnen Goldes, die ihn vielleicht die Gräfin schon kostete, doch keine Liebe, keine Treue erkaufen kön- nen. Er mußte mit beispielloser Zärtlichkeit ihr gehören; denn sonst wäre sein Gemüth für die Fu- rienqual der Eifersucht nicht so reizbar gewesen, daß er zu mir, zu dem unbedeutendsten seiner Die- ner, herabstieg. Nur wer die Zauberallmacht der Gräfin kannte, mußte den Fürsten gern entschul- digen. Was mußte ihn der Gang zu mir gekostet haben! Bloß der von unglücklicher Leidenschaft ge- folterte Mann stand vor mir; bloß der Mensch, den Fürsten hatte er ganz vergessen. Ich hatte so viele schöne Züge von ihm gehört, daß ich sein Herz ehrte. Physiognomien täuschen wohl. Die seinige gewiß nicht. In seinem Gesichte lag die reinste Gutmüthigkeit. Aber eben diese wird am leben- digsten aufgeregt, wenn sie sich getäuscht sieht, wenn sie da Betrug findet, wo sie Liebe und Treue ahnete. Gegen die Gräfin entschuldigte mich jetzt mein Bewußtseyn. Sie war die Strafbare. Liebte sie den Fürsten nicht, so war sie eine gemeine Buhlerin, wenn sie ihre Reize für Geld ihm ver-

kauft hätte, und dann geschah ihr Recht, wenn sie vom Fürsten verstoßen wurde.

Die Gräfin kam nach Hause. Einige Stunden darauf entstand ein gewaltiger Lärmen im Palast. Ein Collier, mehrere tausend Thaler an Werth, war ihr gestohlen worden. Polizei-Officianten und Gerichtspersonen kamen. Diejenigen Domestiken, die in der Gräfin Zimmer aus- und eingingen, wurden zuerst aufgefordert, um verhört zu werden; auch ich ward vorgefordert, weil ich heute früh erst im Zimmer der Gräfin gewesen war, als ich ihr die Zeichnung von meinem Tempel vorgelegt hatte. Die Gräfin hatte ausgesagt, daß das Büreau, in dem der vermißte Schmuck gelegen hatte, während meiner Anwesenheit in ihrem Zimmer offen gestanden habe; daß das Schubfach, in welches sie den Abend zuvor das Halsband selbst gelegt habe, durch Zufall, wie sie sich ganz bestimmt besinne, ein wenig herausgeschoben gewesen sey, daß ich mich in der Nähe des Büreaus immer aufgehalten habe, und daß sie, als ich das Zimmer verlassen, mit dem Gesicht gegen das Fenster gewendet gewesen sey.

Als der Polizei-Officiant diese Anzeige der Gräfin, welche mir der Kriminalrichter vorlas, hörte, sagte er mit einer Bestimmtheit, als hätte er eine Vision gehabt, „das ist der Dieb."

Ich lächelte im Bewußtseyn meiner Unschuld, und antwortete auf die mir vorgelegten Fragen ruhig, und reinigte mich, nach meiner Meinung, von allem Verdacht.

Indessen der Kriminalrichter nahm das genauer. Ich konnte nicht läugnen, neben dem offenen Büreau gestanden zu haben; es war wahr, daß ich herausgegangen war, als die Gräfin mir den Rücken zugewendet hatte; hierzu kam noch, daß ich gegen den Bedienten, der mir mein Kirschmaul einmal vorgeworfen, einst meine Bewunderung dieses schönen Juwelenhalsbandes zufällig geäußert hatte, was mir jetzt auch vorgeworfen wurde. Zur Vollendung meines Unglücks ward dem Hofgärtner aufgegeben, die mir hoffentlich abgeforderte Kundschaft auszuliefern. Da er diese nicht aufweisen konnte, und ich über meine Lehrjahre und meine frühere medicinische Carriere eine ausführliche Auskunft zu geben Anstand nahm, und mir durch kleine Seitenlügen zu helfen suchte, so entstand auch bei dem ruhigen, parteilos scheinenden Richter der Verdacht meiner Schuld, und er schritt, auf diese gefaßt, zur Durchsuchung meines Zimmers. In meinem Bette lag das Collier. Ich behielt meine Fassung. Ich betheuerte meine Unschuld, und behauptete, das müsse mir Jemand hineingelegt haben. Alle Umstehenden aus dem Hause traten mit Abscheu vor mich hin, und sagten: ich solle doch das Maaß meiner Verbrechen nicht noch mehr überfüllen, und ihre allerseitige Rechtlichkeit nicht in ein zweideutiges Licht setzen. Hier liege ja der Beweis am Tage. Der Richter gebot Ruhe, und sagte: dies sey der Ort nicht, das hier zu untersuchen; auf jeden Fall sey ich schwer gravirt; das Nähere

werde sich bei fernerer Inquisition ergeben. Man visitirte meine Kleidungsstücke, die ich auf dem Leibe hatte, und fand die zehn Louisd'or, die mir der Fürst geschenkt hatte. Alle schrieen: „aus dem Büreau; denn in demselben Schubfache, in dem das Halsband gelegen, liegen immer Goldstücke.“ Ich konnte, ich durfte nichts sagen; denn der Fürst hatte mir sein fürstliches Wort gegeben, daß er mich fassen werde, wenn ich seiner nur mit einer Sylbe erwähne. Meine Ausflucht, daß das Geld mein langjähriges Eigenthum sey, das ich aus Furcht, es zu verlieren, immer bei mir trage, drängte mich noch tiefer in Verdacht; man nahm mir die schönen Louisd'or, und die Umstehenden lachten mir hämisch in das Gesicht.

Auch der Obergarten-Inspektor kam. Die Gräfin mußte ihn seit heute Morgen gesprochen haben; er wußte von meinem Tempel. „Gauner Du,“ hob er an, und drohte mir frohlockend mit dem Stocke, „hast Du an Halsbänderchen und Goldfüchschen noch nicht genug? Auch an meinen Ideen vergreifst Du Dich? Bestie Du, lasse da heute von einem Tempel der Verschwiegenheit gegen ihn etwas fallen, mit dem ich die gnädigste Erlaucht überraschen will, schnapp, hat er meine Idee weg, und legt sein Geschmiere von einer Zeichnung vor, und gibt es für ein Kunststück seiner Erfindung aus. Warte nur, mein Brüderchen, sie werden Dir schon ein Tempelchen der Verschwiegenheit bauen. Ha ha ha!“

Ich schwieg, und lächelte. Meine Untersuchung mußte meine Unschuld ergeben. „Lacht noch, die botanische Bestie?“ sagte der Inspektor, und grinste mich an. „Das ist ein verstockter Bösewicht. Na, Herr Kriminalrath, den werden Sie wohl kirre machen.“

Ich ward durch Polizeiwache abgeführt, und noch in derselben Nacht auf einem Wagen, geschlossen, nach Grausenstein, der Grenzfestung des Landes, transportirt.

Der Grausenstein.

Auf dem Wege zum traurigen Ziele meiner Bestimmung hatte ich Zeit genug, die erschütternden Ereignisse des letzten Tages meines Gärtnerlebens mit Ruhe zu überdenken. Die Folgereihe der Begebenheiten war sehr natürlich.

Nach meiner Unterredung früh war die Gräfin ausgefahren. Ob sie mit dem Fürsten über meinen Tempel gesprochen haben mochte, weiß ich nicht; ich vermuthe fast, daß es geschehen war, weil der Fürst äußerte, von mir Gutes gehört zu haben. Doch konnte auch der Prinz meiner im Guten erwähnt haben. Der Fürst hatte bestimmt über das Verhältniß der Gräfin zum Prinzen genaue Kunde, durch irgend einen Dritten, eingezogen. Die Gräfin, die, nach dem Ausdruck des Wirths zum grünen Esel, durch eichene Planken sah, die den Fürsten gewiß genau studierte, hatte dies bemerkt, und nun ihrer Seits

Wachen ausgestellt, um den Postenträger auszukundschaften. Meine Aeußerung über die morsche Linde hatte ihr die halbe Vermuthung gegeben, daß ich der gewesen, der sie beschlichen und vom Baume herunter gefallen sey. Als sie den Abend zu Hause kommt, erzählt ihr mein Antagonist, der Kirschmaul-Lakei, daß der Fürst hier gewesen, daß er mich auf der Ruine gesprochen, daß ich aber den Fürsten verläugnet, recht einfältig verläugnet habe. Natürlich mußte ich mit dem Fürsten im Einverständnisse seyn! Natürlich war ich es, der ihm von ihren heimlichen Zusammenkünften mit dem Prinzen genaue Kunde gegeben hatte. Nun war ich der gefährlichste Feind ihrer Existenz! Sie mußte fürchten, von mir die Goldwasser, die aus der Quelle des fürstlichen Schatzes so verschwenderisch in ihren Schooß geflossen waren, mit einem Male abgegraben zu sehen. Die Leidenschaftliche untersuchte nicht. Sie sann darauf, mich augenblicklich zu entfernen. Sie stürzte mich mit kalter Hand in unermeßliches Elend. Sie spann die gemeine Intrigue durch einen ihrer Vertrauten, vermuthlich durch den erwähnten Bedienten, gab die Entwendung ihres Halsbandes vor, und machte mich ehrlos. Als sie mich nur erst in den Händen der Polizei wußte, war es ihr ein Leichtes, mein Unglück zu vollenden. Wahrscheinlich hatte sie durch irgend einen Dritten, oder vielleicht selbst persönlich, dem Fürsten gleich nach meiner Abführung auf die Wache vorzustellen gewußt, daß, wenn ich

zum Verhör, zur Rechtfertigung gelassen werde, die Thatsache, der Diebstahl des Halsbandes, immer bleiben werde; allein ich werde gewiß alle die Verhältnisse, die ich um die Person des Fürsten, des Prinzen und der Gräfin wisse, zur aktenmäßigen Kunde bringen, und um dieser Compromittirung aus dem Wege zu gehen, sey es besser, bis auf Weiteres mich in einen Gewahrsam zu bringen, in dem ich von der menschlichen Gesellschaft ganz entfernt bleibe. Dahin deutete auch bei meiner Abfahrt die Weisung einer Gerichtsperson, die mir noch auf der Polizeiwache eröffnete, daß ich, bis zur nahen Erörterung meiner Unschuld, auf der Grenzfestung Grausenstein verwahrlich gehalten werden solle, und daß, wenn ich den ganzen Vorgang mit allen Nebenumständen völlig verschweige, ich mit der Zeit eine günstigere Wendung meines Schicksals zu gewärtigen haben werde.

Am dritten Abend meiner schmerzlichen Reise erblickte ich in der dämmernden Ferne das braunrothe Gemäuer der Festung hoch oben auf nacktem, grausen Felsen. Meine Fesseln drückten mich; aber schärfer noch die Härte der Menschen, die mich in Städten und Dörfern, durch Schmähworte und Schimpfen, unbarmherzig mißhandelten. Meine Freundin, die Geschichte, hatte mir bei meinen stillen Selbstbetrachtungen, die mich auf dieser Reise begleiteten, viele ausgezeichnete Männer genannt, die unschuldig litten, die unschuldig star-

ben. Ihr Beispiel hatte mich getröstet; aber die Erinnerung an den ersten Märtyrer dieses Erdballs machte mich stark! Er, der Reinste unter den Reinen, starb am Kreuze; und ich sollte vor dem Grausenstein zittern? Die Seite, in der ein göttliches Herz schlug, zerstach der Speer eines Verworfenen, und ich sollte die Stachelreden eines blinden Pöbels nicht muthig dulden? Die Hand, die nur segnete und Gutes that, den Fuß, der nur auf rechtem Wege wandelte, zerfleischten die Nägel des Kreuzes; und ich sollte die wenigen Pfunde Eisen nicht an Händen und Füßen leiden mögen? Und doch, doch hatte ich nicht den Muth, meine Augen aufzuschlagen. Ich senkte sie wie ein Schuldiger nieder.

Am tiefen Abend fuhr mein Karren den steilen Felsen der Festung hinauf. Mit jedem Schritte ward ich der Erde, den Menschen mehr entrückt. Wer sollte sich meiner auf diesem nackten Riff erbarmen, wer an den Vergessenen auf dem Grausenstein denken? Hatte ich doch da unten auf der schlummernden Erde kaum einen Menschen, den ich mein nennen konnte, um wie viel weniger hier oben auf dem schroffen Felsklotze, in dem Gemäuer des Verbrechens, der Verzweiflung und der Hartherzigkeit. Bis hieher hatte mich die Tochter des Himmels, die Hoffnung, geleitet. Ich hatte — ach, der Unglückliche klammert sich fest an diese himmlische Trösterin — ich hatte im Geheimen immer

nochgehofft, den Kelch nicht bis auf die Hefen ausleeren zu müssen. Am Nachmittage schon wiesen mir die neben mir hertrabenden Dragoner die bläulichen Berge am Horizonte, als die Landesgrenze. Dorthin, dachte ich, wird man dich führen, und dich deinem Schicksal überlassen. Ich war dann frei, und mir bangte nicht für mein Fortkommen. Aber jetzt, als mein Wagen über die erste Zugbrücke langsam rumpelte, als ich in die gräßliche Tiefe zwischen den himmelhohen Perpendikulärwänden hinunter stierte, über welche die Zugbrücke schwebte, als meiner künftigen Wächter wildes „Wer da?" die einsame Felsluft durchkreischte, und als sich endlich das erste große eiserne Wallthor knarrend aufthat, in dessen pechfinstern Krummweg ich, wie in den Eingang der ausgebrannten Hölle, einfuhr, da schied die Hoffnung von mir. Mir erbebten alle Glieder in den Ketten. Mein innerer Gott hatte mich verlassen. Ich bereute, mich nicht vom Wagen über die Zugbrücke in die Tiefe hinabgestürzt zu haben.

Ich fuhr durch mehrere Thore immer höher und höher. Als ich das letzte passirt hatte, hielt ich auf einem großen, weiten Hofe. Die Glocke auf einem alten schwarzen Riesenthurm schlug Zwölf. Der Thürmer blies die schöne fromme Melodie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," da fand mein Herz Thränen. Der Gott, der dem unverschuldeten Unglück auch sein „Werde!" am gro-

ßen Schöpfungstage zurief, schuf auch die Thränen. Der Blick meines schwimmenden Auges flog zu dem Vater im Himmel. „Ich will nicht murren,“ sagte ich leise, „aber lege dem Schwachen die Prüfung nicht zu schwer auf.“ Ich weinte mich still aus; ich fühlte mich hier oben den Sternen näher; es war mir, als sey ich neu gestärkt.

Ein Unterofficier kam, hieß mich vom Wagen steigen, und zum wachhabenden Lieutenant kommen. Der Commandant, sagte er, schlafe schon, morgen solle ich diesem vorgeführt werden. Der Lieutenant, ein invalider Greis von 60 Jahren, wollte aushorchen, was ich verbrochen; aber ich sollte ja schweigen, wenn ich auf diesem Adlerneste hier oben nicht auch 60 Jahre alt werden wollte. Ich schwieg; aber das Gesicht des alten Mannes war so ehrlich, so bieder, daß ich unmöglich ertragen konnte, in den Augen des wackern Greises als Verbrecher zu erscheinen. „Forschen Sie mich nicht aus, Herr Lieutenant,“ bat ich ihn bescheiden; „ich darf über die Vergangenheit nicht sprechen; aber bei dem Gotte, der Sie mit dem Ehrenschmucke des Silberhaares schmückte, schwöre ich Ihnen, daß ich schuldlos bin.“

„Lieber Freund,“ entgegnete der Alte gutmüthig lächelnd: „so sagen Alle, die hier heraufkommen. Doch das für sich. Der Arrestant sieht ganz reputirlich aus; ist der Arrestant von Familie?“

„Meine Familie ist die älteste in der Welt.“

„Das wäre der Teufel! Setzen Sie sich. Ist Ihnen Abendbrod gefällig? Freilich magere Kost; aber ein Gericht Gerngesehn darf Niemand verschmähn!“

Ich hatte Löwenhunger! Seit der ganzen Herreise hatte ich vor Kummer fast keinen Bissen gegessen. Jetzt hatten die Thränen meinen Kummer gelindert. Dem alten Manne gegenüber, der wohl auch manchen Jammer und manchen Schmerz in der Brust getragen haben mochte, ward mir gemüthlich; selbst in meinen Ketten gemüthlich. „Geben Sie her, was Sie haben, Herr Lieutenant, ich werde auch das Frugalste annehmen.“

Der Lieutenant rief den Kalfaktor, er solle etwas zu essen bringen. Ein alter Soldat mit einem Arme brachte Brod und Wasser. Das Brod war frisch und kräftig, das Felsenwasser krystallrein. Frugaler konnte nun wohl kein Souper seyn, aber es schmeckte. Ich trank ein großes Glas Wasser auf einen Zug aus.

„Nicht wahr, herrliches Wasser?“ sagte der Lieutenant selbstgefällig. „Ja, die Quelle ist eine Million werth; kein Feind kann uns sie abschneiden. Langen Sie zu, essen und trinken Sie nach Belieben.“

Er eröffnete bei den Worten ein kleines Paket, was mit dem an den Commandanten gerichteten

Schreiben aus der Residenz, meine Begleiter mitgebracht hatten; es lag ein Schlüssel darin. Er ließ damit das Schloß von meinen Fesseln aufschließen.

„Sie sind ein Mann aus der ältesten Familie der Welt, sagen Sie; den kann ich nicht im Geschmeide sehen. Ich lege Ihnen dafür die Beinschellen der Ehre an; geben Sie mir Ihre Cavalierparole, daß Sie mich nicht in Verlegenheit setzen wollen. Sie können diese Nacht auf meiner Pritsche hier schlafen.“

Er rief von der Wache zwei Mann, postirte sie vor die Thür unsers Zimmers, und machte sie für den Arrestanten verantwortlich. Der Eine von ihnen hatte nur ein Bein, der Andere mußte halb blind seyn; denn er griff bei jedem Schritte mit beiden Händen vor sich hin.

„Verhalten Sie sich ruhig und machen Sie sich keine Ungelegenheit, alle unsere Leute ziehen mit scharfgeladenem Gewehr auf die Wache, und die Kerls sind brav, wie der Teufel. — Wir werden hoffentlich lange bei einander seyn. Dem Commandanten wird es lieb seyn, einen jungen Mann von Stande in seine Gesellschaft zu bekommen. Der Commandant ist ein Ehrenmann, und das ganze Officiercorps besteht aus Leuten von Familie. Wir führen hier oben ein Leben, besser, als in der Residenz; still und verträglich. Unsere Gage reicht zu unserm standesmäßigen Auskommen völlig hin,

und zum Zeitvertreib hat Jeder sich eine Nebenbeschäftigung gewählt, die aber unserm Ganzen einen Vortheil bringen muß. So sind z. B. einige musikalisch, die müssen uns alle Tage unsere Leibstücke aufspielen: ein Anderer hat unten im Birkenbusch den Vogelheerd und die Dohnen, der versorgt die Küche mit wildem Geflügel, und ich habe die Taubenpartie. Herr, meine Tauben sollen Sie morgen sehen. Auf Ehre, das sind die schönsten im ganzen Lande. Ueber tausend Paar habe ich; ich könnte Ihnen die ganze Nacht von meinen Tauben erzählen. Nun, Freund, in welches Fach würden Sie passen? Lassen Sie hören."

„Meine Lieblingsbeschäftigung ist auch so alt, als die Welt."

„Das wäre der Teufel!"

„Adam war vor dem Sündenfalle nicht Landmann; das ward er erst, als er im Angesicht seines Schweißes arbeiten mußte."

„Richtig; nun?"

„Sondern er war Gärtner; das Paradies war der Garten, der seiner Pflege anvertraut war; darum habe ich auch die Gärtnerei zu meiner Lieblingsbeschäftigung gewählt."

„Bravo, Bravissimo! Das Fach ist hier so gut als unbesetzt. Wir haben zwar jetzt einen von den Baugefangenen, ein Mordbrenner, der ein bischen in das Fach stümpert; allein der Kerl kann

nichts. Diesen Platz sollen Sie haben, mein Ehrenwort darauf; Gott gebe nur, daß Sie recht lange bei uns bleiben, damit Sie unter dem Schatten Ihrer selbst gepflanzten Bäume die Früchte Ihres Fleißes genießen mögen. Das Gemüsewesen hat eine Kindermörderin unter sich. Das Mensch ist gut, auf die kann man sich ziemlich verlassen; auch Obst ist in Menge da; aber die Hecken und die Blumen, das ist Alles rein verwildert. Der Commandant hat eine Nichte bei sich, die ist ganz versessen auf die Blumen; liefern Sie der alle Tage einen Strauß in das Halstuch, so ist Ihr Glück gemacht; denn die Nichte ist der Augapfel des Alten. Unter uns gesagt, es ist mit der Nichte nicht ganz richtig, versteh'n Sie mich; es ist eine Mamsell. Aber, na — wir sehen weiter nicht sehr auf den Makel; denn es ist sonst ein gutes, liebes Kind, und hübsch ist sie wie der Teufel. „Der Commandant," er sprach leiser, „der Commandant hatte seine Schwestertochter bei sich, ein rein-adeliges Fräulein, und die verplemperte sich, weiß der liebe Gott, wie das gekommen ist, mit dem Herrn Sekretair Ihres Vaters; Beide mußten sich Knall und Fall heirathen, und davon ist die Mamsell. Die Eltern sind todt, und die Mamsell erbt einmal hier das ganze, schöne adelige Vermögen; denn der einzige Sohn des Commandanten ist vor dem Feinde geblieben."

Der alte ehrliche Schwätzer kam nun allmählig auf seinen Stammbaum; ich hatte mich unterdes-

sen auf die Pritsche gelegt. Er erzählte, daß seine Vorfahren schon große Taubenfreunde gewesen seyn müßten; denn aus dem offenen Helme seines Wappens gingen zwei Taubenflügel hervor; als er sich bis zu seinem sechszehnten Ahnherrn hinauf verstiegen hatte, schlief ich ein.

Zum Frühstück regalirte mich mein Lieutenant wieder mit Wasser und Brod. Es schmeckte mir bei weitem nicht so gut, als gestern. Aber der Taubengeneral genoß selbst nichts Besseres.

Er ließ mir hierauf das Geschmeide wieder anschließen, und führte mich zum Commandanten.

Jetzt sah ich den großen Hof am Tage: ein weites Viereck, mit Thürmen und alten, halb verfallenen Gebäuden umschlossen; diese umkreisete eine himmelhohe dicke Mauer. Jedes Fenster, jedes Luftloch war mit eisernen Stangen, jede Thür mit eisernen großen Riegeln und mehreren Schlössern versehen, und wer uns auf dem Hofe begegnete, war entweder ein zusammengeschossener Invalide, oder ein Gefangener, in Ketten und Bein- oder Halseisen geschmiedet. Mitten auf dem Hofe stand eine steinerne, mit Blut bespritzte Säule, an der, wie mir der Lieutenant erzählte, die neuen Ankömmlinge von der Anstalt bewillkommt würden. Niedergebeugt von den schauerlichen Umgebungen, gequält von den ängstlichen Vorstellungen des nächsten Augenblicks, wankte ich hinter dem Lieutenant her, den das vieljährige Kettengeklirr der Unglück-

lichen, das langgewohnte Jammergebrüll der Verzweifelnden an der steinernen Blutsäule, so kalt gemacht hatten, daß er dies Alles mir mit einer Gleichgültigkeit zeigte, als führe mich der Kirchner im Mainzer Dome unter seinen stillen Merkwürdigkeiten herum.

Der Commandant war ein achtzigjähriger Mann. Einen Greis kann ich ihn nicht nennen; denn er blühte wie eine Rose. Er stand aufrecht und hatte in seiner Haltung etwas jugendlich Stolzes. Sein Gang war langsam, aber fest. Sein Auge sprach lebendig, seine Stimme war männlich und sonor. Er maß mich, als ich bleich und zitternd eintrat, mit einem langen forschenden Blick. Es war, als grübe er mit einer Sonde in das Innerste meiner Seele, wo der Keim meines Verbrechens läge, das mich hieher gebracht hätte. Ein kalter Frostschauer streifte mir über die Knochenhaut meiner Gebeine. Ich stand wie vor dem höchsten Weltgericht.

Der Lieutenant präsentirte mich als einen jungen Mann aus der ältesten Familie der Welt. „Stille!" entgegnete der Commandant, und des Lieutenants Zainhammer von Mundwerk stand auf einmal und feierte.

Der alte Mann nahm die mit mir gekommenen Papiere, setzte sich und las.

Als er die großen, in Aktenform zusammen gebrochenen Papiere aus einander schlug, bemerkte

ich in denselben ein kleines versiegeltes Billet. Dies las er zuletzt. Angst und Erwartung preßten mir die Brust zusammen. Ich konnte kaum athmen.

„Ketten ab!“ sagte er, als er Alles gelesen hatte, und eine Ordonnanz eilte zu mir, um mit dem Schlüssel, den ihr der Lieutenant einhändigte, das Schloß an meinen Fesseln zu öffnen.

„Nicht Ordonnanz, der Lieutenant!“ sagte der Commandant kurz und trocken. Der alte Lieutenant ahnete jetzt bestimmt in mir einen Großen des Reichs; er bückte sich tief vor mir, ehe er aufschloß; er griff die Beinschellen mit einer Delikatesse an, als wären sie vom Hofkonditor gebacken; und er verbeugte sich, als er fertig war, wieder fast bis zur Erde. Die Ordonnanz stand unwillkührlich scharf geschultert seitwärts hinter mir. Diese zarte Huldigung, so lächerlich sie durch die Manier wurde, galt meiner Unschuld. Ich vermochte nicht länger. Mein Herz wallte über, ich stürzte zu des Commandanten Füßen nieder. Die Thränen traten mir in die Augen. Ich konnte nicht sprechen. Der Commandant sagte etwas unwillig über meine Stellung: „Aufgestanden!“ dann wendete er sich zum Lieutenant und zur Ordonnanz, und commandirte: „ab!“ Beide machten rechts um kehrt Euch, und marschirten in gemessenen Schritten zum Zimmer hinaus.

„Sey gutes Muths, mein Sohn!“ hob der Alte, aus der Sphäre des Commandanten nun herausgetreten, an; „Deine Sache steht nicht schlecht. Du wirst nicht immer hier seyn. Du scheinst die Welt da unten nicht gekannt zu haben. Hier schweige. Ich wünsche nicht einmal, daß man Deinen Namen hier wisse. Ich werde Dich daher bei Deinem Vornamen: Heinrich, nennen. Es sind Dir zehn Louisd'or abgenommen worden, diese soll ich Dir wieder erstatten. Brauchst Du mehr Geld, so sage es mir. Deine übrigen Habseligkeiten werden morgen aus der Residenz nachfolgen. Du bist Gärtner. Arbeit wird Deinen Kummer zerstreuen. Ich übergebe Dir unsern Garten. Du wirst mir Vergnügen machen, wenn Du Dich seiner annimmst. Leute kannst Du so viel zur Hülfe erhalten, als Du haben willst.“

Mein Herz hatte Luft gewonnen. Ich konnte wieder reden. Ich zog die Hand des ehrwürdigen Silberkopfs an meine Lippen. Ich dankte ihm mit wenigen Worten. Im Geheimen segnete ich den herrlichen Fürsten; denn von ihm war das Billet.

Die Herbstfeier.

Der Commandant ging mit mir sogleich in den Garten. Ein köstlicher Platz, vielleicht der schönste im ganzen Reiche; er stieß unmittelbar an die hintere Fronte des Commandantur-Hauses. Sobald man aus der Thüre trat, schweifte der Blick auf einer unermeßlichen Weite umher. Zu unsern Fü-

sen lag eine Landschaft, so reich und lachend, wie sie nur die blühendste Phantasie sich denken kann. Links schweifte das Auge über die Grenzen des nahen Nachbarlandes hinaus, denen eine bedeutende Handelsstadt zum achtbaren Markstein diente; rechts erreichte ein gutes Fernrohr die Prachtthürme der stolzen Residenz, und weit und breit vor uns lagen Dörfer, Flecken und Städte, zwischen Wiesen, Felder, Gebüsche und Wälder hingesäet; durch die ganze große Landschaft zog sich der Hauptstrom des Reichs, wie ein Silberband durch einen bunten Teppich. Der Garten selbst senkte sich bis fast an den Fuß des Berges hinunter, auf dem die Festung oben thronte. Eine Terrasse führte zur andern, überall sprudelten Quellen hervor und rieselten wild und ungeregelt in die Tiefe hinab. Linden und Eichen, so alt wie das Gemäuer der Festung, Tannen und Lerchenbäume, weitläufige Obstpartieen, verwachsene Hecken und Gebüsche, lange verfallene Bogengänge von reich behangenen Weinreben, Hopfen und Ephen, Kartoffeln und Astern, Melonen und Kürbisse, Alles war in dem fruchtbaren Boden üppig gediehen; aber Alles hatte sich gebreitet, durch einander gewurzelt und verranket, so, daß kein Mensch, daß fast keine Luft durchkonnte. Vor einer mannshohen Brennnesselplantage mußten wir Halt machen, weiter konnten wir nicht.

„Du siehst nun, mein Sohn,“ hob der Alte an, und lächelte über den Nesselverhau, der uns

im Wege stand, „Du siehst nun, was Du zu thun hast; zu pflanzen brauchst Du nicht, bloß heraus zu reißen und zu schneiden. Wie mit dem Garten, so geht es auch mit dem Menschen: der Kräftigste verwildert am leichtesten, wenn ihn das Pflichtgefühl nicht immer unter Messer und Scheere hält. Allmählich verwurzelt sich das Unkraut, verrindet sich das Herz, und dann soll ich hier oben auf meinem stillen Eilande aus dem Verwilderten das Böse herausreißen, und bis in das frische Fleisch schneiden und neue Triebe wachsen lassen. Glaube mir, da oben unter den armen Teufeln, die Du in Eisen sehen wirst, oder schon gesehen hast, sind Leute von herrlichen Anlagen. Ich wollte mir Generale und Minister, Hofprediger und Banquiers herausheben. Sie sind nicht schuld daran, daß sie hier ihr Leben verkümmern, sondern ihre Eltern, ihre Erzieher, ihre Umgebungen, ihre Beispiele."

Der Commandant ließ mir in seinem Hause ein Stübchen anweisen, dessen Fenster auf den Garten gingen; aber meine Kost erhielt ich aus der großen Küche, aus welcher alle Gefangenen gespeiset wurden. Bloß Gemüse und Brod; aber kräftig bereitet und reichliches Maaß.

Ich durchlief nach dem Essen den Garten noch einmal, ich nahm mir einen Situationsplan von demselben auf, entwarf in demselben meine neuen Anlagen, zeichnete fast die ganze Nacht durch, und legte meine bloß skizzirte Arbeit den folgenden

Morgen dem Commandanten vor. Als geübter Ingenieur orientirte er sich den Augenblick; mein mündlicher Vortrag ergänzte den Entwurf meiner Ideen. Er setzte hie und da zu, veränderte Manches, und bewies mir über das Ganze seinen entscheidenden Beifall. Während der Durchsicht der Zeichnung und meines Entwurfs schien ihn eine freundliche Phantasie im Geheimen zu ergreifen; er lächelte einige Mal still vor sich hin. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit nahm er den Plan noch einmal vor, empfahl mir die Decorirung einer Partie, welche er den grünen Grund nannte, und die der Lieblingsplatz seiner Frau seyn solle, ganz vorzüglich, und fragte nun, wann ich mit den Arbeiten allen fertig seyn könne; so ungeduldig, daß man ihm ansah, ich hätte lieber „heute," als „morgen" geantwortet.

„Wenn ich dreißig Mann täglich in die Arbeit bekommen kann, hoffe ich mit dem Ganzen im Mai kommenden Jahres zu Stande zu seyn."

„Dreihundert will ich Dir geben, dreihundert, aber Du mußt auf den Sonntag über vier Wochen mit Allem in Ordnung seyn. Was es kostet, werde ich bezahlen. Mache mir keinen Anschlag, ich kann die Anschläge nicht leiden."

Ohne meine Antwort abzuwarten, ließ er den Major, den Zuchthaus-Verwalter, den Inspektor, und Gott weiß wen noch alles kommen. Es wur-

den mir dreihundert Mann untergeben, die ganz unter meinem Commando im Garten stehen sollten; den Aufsehern der Gefangenen wurde zur Pflicht gemacht, meinen Ordres pünktlich zu genügen, und so stand ich denn an der Spitze eines kleinen Bataillons von Verbrechern mancherlei Gattung.

Der Commandant hatte Recht. Arbeit gewährt die beste Zerstreuung. Ich hatte gar nicht Zeit, an meine Lage zu denken. Ich hatte nur zu thun, um den dreihundert Menschen zu thun zu geben. Ich zauberte mit den sechshundert fleißigen Händen. Die armen Unglücklichen waren froh, einmal, statt in den eingesperrten Sälen, im Freien arbeiten zu können. Ich erklärte, nur die Fleißigsten behalten zu wollen, die Trägen würden aber in die Spinnstuben und in die Raspelsäle zurückgeschickt werden; sie arbeiteten Alle nach Kräften, und gewöhnlich erquickte ich sie dann wöchentlich ein- oder zweimal mit einem Trunke Bier, wo ich meine zehn Friedrichsd'or rein opferte, um nur die Aufgabe des Fertigwerdens gegen den Commandanten zu lösen. Dafür hatte ich die seltene Freude, dreihundert arme Menschen froh jubeln zu hören, fröhlich arbeiten zu sehen. Ich hätte mit diesem Stamme wackerer Burschen eine halbe Welt erobern wollen, so mit Leib und Seele zugethan war mir der Haufe. Sie hätten Blut und Leben für mich gewagt. Lieber Gott, und das ei-

gentlich bloß um eines Schluckes Bier willen. So liegt die erste Ursache einer großen Heldenthat, für die der und jener Feldmarschall noch nach Jahrhunderten von der blinden Geschichte gepriesen wird, einzig und allein oft nur in einer Tonne Branntwein.

Ich that in dem schönen, aber verwilderten Garten, in dem mir aufgedrungenen Zeitraume mehr, als ich verheißen hatte. Die vorhandenen Gänge wurden gereiniget, neue wurden durch das dicke Gebüsch gehauen und geebnet; bequeme Treppen führten von Terrasse zu Terrasse; die vielen herrlichen Quellen wurden in der Mitte des Berges in ein Bassin gesammelt; von da ergoßen sie sich in einer Kaskade in ein zweites, tiefer gelegenes Bassin; hier kamen noch mehrere hervorsprudelnde Quellen hinzu. Von diesem Bassin aus lief ein Aquadukt, getragen von kühnen Bogen aus natürlichen Felsstücken, weit hinaus in die blaue Luft; die Zeit schien diesen Wassergang zerstört zu haben; das Wasser stürzte von hier herab in eine schaudervolle Tiefe. Es zerschäumte rasend an den schroffen Felsenstücken, die ich ihm in diesem Abgrunde in den Weg geworfen hatte, und erst weiter hinab sammelte es sich zum ruhigen Bache. In diesem Charakter erreichte es den grünen Grund, ein stilles, von der ganzen Welt abgeschlossenes Thal. Hier war der Endpunkt des Gartens, ich möchte sagen, der Endpunkt des Lebens. Wer den

grünen Grund erreicht hatte, mochte nicht wieder hinaufsteigen in die obern freien Partieen, nicht mehr sehen die weite, bunte Fläche der bunten, flachen Welt; er hatte sich an Blumen und Früchten gesättigt; nur nach kühler Ruhe sehnte sich der müde Wanderer, und diese ward ihm hier. Den frühern Moorgrund hatte ich zum See lassen ausgraben. Die klare Fläche des stillen Wassers warf dem Ermüdeten sein Bild zurück, und wenn die sinkende Sonne noch lange die obersten Terrassen des Gartens, und dann die Mauern der Festung, und dann die rothen alten Hohlziegel auf den Dächern, und endlich den Stern über der Fahne des höchsten Thurmes vergoldete, so dunkelte und schlummerte im grünen Thale schon Alles. In solch einem stillen Thale mußten Philemon und Baucis eingeschlummert seyn. Ich baute ihnen eine einfache Hütte, welche der Commandant mit dem nöthigsten Hausgeräthe versehen ließ. Er selbst kam während der ganzen Arbeitszeit nicht in den Garten; das Heraufsteigen ward dem alten Manne zu sauer. Desto öfterer aber war der Festungsprediger mein Gast; dieser mußte ihm täglich vom Fortgange der Arbeit Bericht abstatten; und es waren kaum acht Tage verstrichen, als er mir schon wieder hundert Mann Sucurs schickte, weil ihm Alles noch viel zu langsam ging.

Der Prediger gab mir unter der Hand über diese Eile den nöthigen Aufschluß, und ich arbei-

tete nun mit doppeltem Eifer auf das Ziel hin. Die Commandantin war mit der Nichte zum Besuch bei einer verwandten Familie, schon seit mehreren Wochen. Sie kam an demselben Abend, als ich dem Commandanten meldete, daß ich die übernommenen Arbeiten nun vollendet habe, und ihn ersuchte, sie in Augenschein zu nehmen.

„Morgen, morgen,“ sagte er freundlich und bewegt. „Sey nur so um 10 Uhr früh bei Wege, daß Du uns Alles zeigen kannst; erwarte uns dann unten im grünen Grunde. Ich werde meine Alte mit Deinem Machwerke überraschen.“

Der Prediger überraschte Beide. Mir ward der Tag unvergeßlich.

Die Herbstfeier.

Es war der goldene Hochzeittag des Commandanten und seiner Gattin. Darum hatte der Alte so getrieben, daß Alles zur bestimmten Stunde fertig seyn mußte. Das Mütterchen dachte mit keiner Sylbe daran.

Beide traten, Arm in Arm, Punkt 10 Uhr in Gottes freie schöne Luft, in den neugeschaffenen Garten. Es war Sonntag, ein herrlicher, reiner Herbstmorgen. Die alte Frau wußte nicht mehr, wo sie war. Der Commandant selbst fand bei jedem Schritte neue Ueberraschungen. Schon beim ersten Bassin litt ihn die Ungeduld nicht länger. Er hatte mich zwar in den grünen Grund bestellt;

allein er mußte mich früher sprechen, er ließ mich herauf holen. Er stellte mich seiner Frau vor. Man brauchte nur die reinliche, sorgfältig gekleidete Frau mit dem ausdrucksvollen, herzlichen Gesichte zu sehen, um ihr gleich gut zu werden, um ihr gut zu bleiben. Der Alte reichte mir die Hand: „Junge, Du hast mir Freude gemacht, viel Freude. Ich bin Dein großer Schuldner.“ Das Mütterchen lächelte mir recht freundlich zu. „Mein Kind,“ sagte sie, „wenn Du auch einmal so alt werden wirst, da wirst Du sehen, daß das Alter fremder Kräfte bedarf. Deiner Jugend ist es ein Spiel gewesen, hier Ordnung und Genuß zu bereiten. Ich habe Jahre lang daran gearbeitet, und all' mein bischen Mühe war umsonst. Nun will ich auch recht oft in Deinen Garten kommen; nun gefällt es mir erst darin. Hast Du denn auch an meinen grünen Grund gedacht und da aufgeräumt?“

„Komm nur, komm,“ sagte der Alte, dem es unter dem Boden brannte, so eilte er, um bald unten zu seyn. Sie stiegen munter hinab; so wie sie unten auf dem großen grünen Platz am neuen spiegelblanken See ankamen, traten sie in einen Halbkreis von Freunden und Bekannten, die der Prediger heimlich zusammengebeten hatte. Rings um den Platz hatte ich die alten Linden durch Blumengewinde mit einander verbunden. Mitten im Kreise stand ein einfacher Altar. Jetzt errieth die staunende Alte die Feier des Tages. Sie zog die

Rechte ihres Mannes an ihre Brust, sie lächelte, und die Thränen flossen ihr über die Wange. Sie rief: „Heute sind es fünfzig Jahre, mein alter, mein treugeliebter Mann,“ und umschlang den fröhlichen Jubelgreis. Der Prediger trat vor den Altar. Das ehrwürdige Paar senkte sich vor ihm auf die Blumenkissen, die ich bereitet hatte. Er segnete sie, nach einer gehaltvollen, tief ergreifenden Rede, von neuem ein. Der Wasserfall rauschte von Ferne in die Worte der heiligen Weihe, und wie auf ein abgeredetes Zeichen, ertönten von der Festung und von den Thürmen der nahe und fern herumliegenden Dörfer und Städte zufällig die Glocken alle mit festlichem Geläute. Da gingen über Aller Herzen und Augen; aber tiefer noch rührte die kindliche Liebe, mit der die schöne Sophie nach der Einsegnung am Altar sich zwischen das Jubelpaar auf die Kniee beugte. Wer die Demuth, wer die fromme Schuldlosigkeit malen wollte, fand hier das höchste Ideal. Das Jubelpaar hatte sich die Hand zum neuen Schwure der Treue bis zum Tode gereicht. Diese geschlossenen Hände zog das schwärmerische Mädchen an ihre blühenden Lippen. Sie drückte das Siegel der Reinheit dem feierlichen Eide auf. In diesem stillen, schönen Augenblicke stimmte ein Chor sehr brav eingesungener Schüler, das der Prediger aus der benachbarten Grenzstadt hatte kommen lassen, nach der Melodie: „Richter freigeschaffner Geister“ ein gefühlvolles Lied

an, woraus ich mir nur folgende Strophen gemerkt habe:

Drei Stimmen.

Treu erprobte Freunde schmücken
Jauchzend heut den Traualtar;
Unser Blick weilt mit Entzücken
Auf dem frohen Jubelpaar.
Nur dem, der in früher Jugend
Seine Eltern ehrt als Sohn,
Dem verhieß der Gott der Tugend
Hohen Alters seltnen Lohn.

Chor.

Seyd gegrüßet, alte Leute,
Ihr wißt noch, wie sonst es war!
Ihr durchlebtet manches Jahr!
War es besser sonst, als heute?

Drei Stimmen.

Jede Zeit hat ihre Leiden,
Wechselnd ist der Erdenball;
Immer wachsen Thränenweiden,
Und Cypressen überall.
Euch auch nagte früher Kummer,
Euch auch traf manch Schmerzensjahr!
Und hinab zum ew'gen Schlummer
Sank, was Euch das Liebste war.

Chor.

Nicht auf ewig ist geschieden,
Was in kühler Erde ruht;
Nur des Dulders stiller Muth
Gibt der Seele ihren Frieden.

Bei diesen Worten hoben die Alten das zu ihren Füßen niedergesunkene schöne Mädchen in die Höhe, sie drückten es an der Stelle ihres verlornen Sohnes an ihr Herz, sie erklärten es ohne Worte, aber mit voller Seele, für ihre Tochter. Das Chor sang weiter; am Ende des Liedes schlossen die Anwesenden eine Kette um die drei seltenen Menschen, und riefen alle mit nassen Augen: „Heil Euch! dreifacher Segen! Heil Euch!" Ich hatte aus Bescheidenheit außer der Kette gestanden; der Commandant bemerkte es, und rief: „Herein, Heinrich, Du hast es ehrlich mit uns gemeint, Du hast uns einen schönen Tag bereitet." Ich stellte mich zwischen den Prediger und den alten Lieutenant; wir reichten einander Alle die über das Kreuz geschlagenen Hände, und so hielten wir die drei glücklichen Menschen lange umkreist. Jedes kam jetzt, und brachte einzeln seine Glückwünsche dar. Ich nahte mich zuletzt. Der Alte erklärte mich und den Prediger für die Schöpfer des Tages. Die Alte sagte: „Mein lieber Heinrich, so heißt Du ja wohl, mein Kind, das vergesse ich Dir nie. Du sollst gute Tage bei mir haben, so lange ich lebe. Du Ehrenkind, was hast Du hier alles hübsch gemacht, und mir und meinem Alten so viel Freude. Das soll Dir gewiß Gott lohnen." Auch Sophie kam, der Liebreiz der zartesten Gutmüthigkeit lächelte in ihrem sprechenden Auge.

„Ich sollte Ihnen danken,“ hob sie mit freundlichem Blicke an. „Aber ich komme mir Ihnen gegenüber so arm vor, daß ich nicht einmal Worte habe, um Ihnen etwas Verbindliches zu sagen. Der Reichthum Ihrer Phantasie hat uns hier mit einer neuen Schöpfung beschenkt, deren Möglichkeit unserer Beschränktheit nicht einmal denkbar schien.“

„Ihre Güte ist reicher als meine Einbildungskraft,“ entgegnete ich, und küßte, meiner vergessend, ihre kleine runde Hand; „und die Werke Ihrer Güte sind bleibender, als die meiner Schöpfung. Das wohlwollende Anerkenntniß meiner schwachen Bemühungen um den heutigen Tag wird mein Herz an dem heutigen schönen Augenblicke fest halten, so lange ich athme.“

Die Commandantin sagte jetzt ihrem Manne etwas leise in das Ohr. „Ja, Alte,“ antwortete er freundlich. Darauf wendete er sich zu mir, und sagte: „Höre, mein lieber Heinrich, Du sollst heute unser Gast seyn, so will es meine Alte, und Du sollst von heute an täglich mit uns essen, so will ich es.“ Ich bedankte mich verbeugend. Sophie eilte zur Alten, und küßte ihr die Hand. Mehr konnte sie nicht sagen, um mich an dem Tische Ihres Hauses willkommen zu heißen.

Wir führten jetzt den Zug in die Hütte von

Philemon und Baucis, wo ein reichliches Frühstück, vom Prediger besorgt, die Gesellschaft von neuem überraschte. Die Idee der Anlage war ganz in dem Sinne der Alten. Sie setzten sich vor die Thür. Sie scherzten fröhlich mit einander. Gesundheit und Zufriedenheit, Seelenfriede und fromme Gottesfurcht sprachen in jedem ihrer Züge. Es war das lebendige Bild jenes berühmten Greisenpaares. In ihre Herzen waren die Götter der menschlichen Tugenden eingekehrt. Sophie und ich, wir Beiden unterzogen uns unaufgefordert der Bewirthung der Gäste. Wir wetteiferten mit einander an Flinkheit und aufmerksamer Vorsorge für die Gesellschaft. Ich vergaß, daß ich schuldlos Verdammter, daß ich ein Gefangener war. Mir war, als sey ich Sophiens Bruder, als sey ich der liebende Sohn der liebenden Eltern.

Nach langer Weile brach die Gesellschaft auf, und wandelte durch die einzelnen Partieen im Garten, die Allen noch neu waren.

„Ja," hob die Alte an und seufzte, „Alles wäre recht schön, so schön, daß man lieber gleich den ganzen Tag im Garten bleiben möchte; aber das Hinaufgehen, das Hinaufgehen, das ist den alten Leuten doch auch gar zu beschwerlich. Die frischen stolzen Höhen passen für die Jugend; Leutchen von unsern Jahren sollten immer hübsch un-

ten im stillen Thale bleiben. Ich habe Deine Allegorie vom Wasser wohl verstanden, Heinrich: das schäumt, wüthet und tobt mit jugendlicher Kraft hinab, stürzt mit männlicher Entschlossenheit vom Aquadukt, treibt sich und drängt sich dann weiter durch das bischen mühsame Leben, und erst in meinem schönen grünen Grunde ergießt es sich ruhig und unbemerkt in den stillen See der Vergessenheit. Aber herauf kommt kein Wasser wieder, und darum sollten wir auch unten bleiben."

„Sieh, Heinrich," hob der Commandant an, „so klug wir auch Beide seyn wollen, daran hast Du doch nicht gedacht. So einen recht bequemen Weg, wo man allenfalls in einem kleinen Stuhle mit Rädern mein Mütterchen herumfahren könnte, hättest Du ersinnen sollen."

„Na," fiel die Alte entschuldigend ein, „was noch nicht ist, kann ja immer noch geschehen. Rom ist auch nicht in Einem Tage gebaut."

Unterdessen hatte ich sie in eine dunkle Grotte geführt. Hier stand eine kleine bequeme Moosbank; ich bat die Alten, sich darauf zu setzen und auszuruhen; als sie saßen, zog ich eine starke Blumenschnur quer vor ihnen vor, und in dem Augenblicke schwebte die Bank mit den Alten ein we-

nig in die Höhe. Sie erschracken, und die Bank ließ sich augenblicklich nieder. Ich erklärte ihnen jetzt, daß sie nie wieder hinaufzugehen brauchten; sondern daß ich hier einen kleinen Schacht hätte abtiefen lassen, durch den sie ohne alle Gefahr, durch ein einfaches Göpelwerk, zu Tage gefördert werden sollten, ohne einen Fuß zu rühren. Das Mütterchen war ängstlich; als ich aber mein Leben für das ihrige verpfändete, schmiegte sie sich an den Commandanten, und rief: „Na, in Gottes Namen!" Der Scheindeckel der Grotte flog zur Seite; Alles blickte aufwärts, und sah das Tageslicht durch den Schacht; der Schacht selbst war mit Blumen tapezirt und behangen, und so entschwebte das Jubelpaar aus unserm Kreise zur lichtern Höhe. Die ganze Gesellschaft mochte nun nicht hinaufgehen. Es ließ sich Alles Paar und Paar hinaufziehen. Sophie bat, die Letzte seyn zu dürfen. „Thun Sie mir den Gefallen," sagte sie schmeichelnd, „und bleiben Sie so lange unten, bis ich hinauffahre, und fahren Sie mit mir, dann bin ich ganz ruhig." Ich that ihr den Gefallen. Sie drängte sich dicht an mich. Ich schlang meinen Arm um das reizende Geschöpf, und so schwebten wir durch den blumigen Schacht zu Tage. Ich wollte, der Schacht hätte bis an den Mond gereicht, so gemüthlich ward mir zu Sinne, als das trauliche Mädchen zwischen Himmel und Erde im Arme mir lag.

! die Gräfin Violdini stand Mamsell Sophie, und dennoch war Phantasie im Wünschen kühner, als nicht sonderbar! Der Violdini buh- [illegible] hätte einen Joseph in ihre Arme gelockt, Sophiens keusche Demuth einen Barbaren in Schranken gehalten.

Das Examen.

Schwerlich hat je ein Gefangener glücklicher in seinem Kerker gelebt, als ich in dem meinigen. Die Welt mit ihren Mängeln, ihren Erbärmlichkeiten, ihren Ketzereien und Kabalen lag unter mir. Mein Himmel war im Hause des Commandanten. Als ganz kleines Kind hatte ich mir, bloß die Bibel und den Katechismus in der Hand, und mit den biblischen Historien des alten Testaments ganz genau befreundet, vom lieben Gott ein Bild gemacht. Bei den später mir gewordenen hellern Religionsbegriffen schien sich das Bild zwar aus meiner Vorstellungskraft allmählig verloren zu haben; aber es lag immer noch im Hintergrunde meiner Seele. Das Ideal, was ich mir geschaffen hatte, fand ich wieder im Commandanten. Es fehlte ihm nichts, als der wollige Silberbart und die feuerzackigen Blitze in der Hand. So streng und ernst der Alte im Dienst war, so theilnehmend, so gut, so sanft, so väterlich war er als Hausvater, als Gatte, als Freund. Wollte man alle die Tugenden noch ge-

läuterter sehen, so hatte man in der alten Commandantin das wahre Muster aller Matronen-Tugenden. Sie war bei der Mutter der regierenden Fürstin, einer sehr würdigen Frau, erzogen worden. Sie hatte die vollendetsten Kenntnisse mehrerer wissenschaftlichen Fächer, die bei der damals weiblichen Erziehung nur sehr selten gefunden wurden; so war z. B. in der Geschichte ihr kein Volk der alten Welt fremd; ihr Lieblingsstudium aber war die Astronomie. Ihr Geschick hatte sie den Sternen näher geführt, als tausend andere Menschen, und auf der höchsten Spitze von Grausenstein hatte sie sich von ihren Nadelgeldern eine kleine Sternwarte eingerichtet, auf der sie jetzt noch manche Abendstunde ganz allein höchst genußreich zubrachte. Das Gesetz der Gleichförmigkeit hatte sie aus dieser friedlichen Wissenschaft in ihr Hauswesen übertragen. Da ging Alles an seinem Schnürchen still fort; kein Mensch wandelte aus seiner Bahn, alle ihre Umgebungen mußten freundlich aussehen. Die Sonne des Hauses war der Alte; sie selbst, die Commandantin, stand im bescheidenen Lichte des Mondes, und die liebliche Sophie war ihr Stern der Liebe. So hatte Jedes im Hause seinen Namen nach einem Sterne. Regellose Besuche mit vielen langen Umständen nannte sie Kometen. Ihre Herzensgüte hatte keine Grenzen. Man mußte ihr Alles sagen, was man wußte, so schloß sie

eines jeden Vertrauen auf. Geheimnisse konnte sie aber auch nicht leiden. „Liegt doch Gottes große Sternenwelt mit ihren Millionen Lichtbällen dem Auge klar da,“ sagte sie oft, „warum sollte es nicht auch das kleine menschliche Herz? Wir würden Alle wie Brüder und Schwestern leben, wenn wir keine Geheimnisse vor einander hätten.“

In einem solchen Hause mußte Sophiens Gemüth mehr für den Himmel, als für die Erde gebildet werden. Die unbeschreibliche Zärtlichkeit, mit der die Alten das holde Mädchen umfingen, hätte die Reizbare verwöhnen, verziehen können; allein das Gefühl, all' diese Liebe nur halb zu verdienen, dämpfte den Zauber, den sonst diese elterliche Hingebung auf Sophiens empfängliches Herz hätte machen müssen. Ihr Einsiedlerleben auf der Felsenspitze des Grausensteins, die immer heitere Bergluft, der Umgang mit lauter Männern, von denen der Jüngste ein Invaliden-Officier von 50 Jahren war, die romantische große Aussicht aus jedem Fenster unsers Hauses, selbst der von Jugend auf gewohnte Anblick der in Eisen und Ketten sich herumschleppenden Unglücklichen, alles dies hatte eine so sonderbare Mischung von Ruhe und stiller Sehnsucht, von Heiterkeit und zarter Melancholie, von Gesetztheit und jugendlicher Läppscherei, von freier Ansicht und Be-

fangenheit, von strengem Gefühl für Recht und weicher Engelsmilde in ihrem Gemüthe bewirkt, daß Jahre dazu gehörten, dieses Mädchen ganz kennen zu lernen. Sie erschien alle Tage anders gekleidet, und sollte nur heute eine Blume und morgen ein Band ihren Anzug verändern. Selbst ihr Gesicht, möchte ich behaupten, sah jeden Tag anders, als den vorigen aus. Immer interessant, immer geistreich und sehr lieblich; aber fast jeden Tag malte es ein anderes dominirendes Gefühl. Heute blaß, morgen blühend; heute ernst, morgen komisch; heute streng und fast stolz, morgen demüthig und furchtsam. In jede ihrer Bewegungen legte sie einen so lebendigen Ausdruck, daß, wenn sie z. B. in gespannter Erwartung auf etwas gelebt hatte, und dies Etwas nach ihrem Wunsche ausgeschlagen war, und sie nun freudig gen Himmel blickte und die Hände faltete, man ein lebendiges Te Deum laudamus vor sich sah. Klatschte sie über einen gelungenen Scherz in die kleinen Hände, so mußten alle Umstehenden mit lachen. Bei der leisesten Berührung ihres tief empfindenden Gefühls schwamm ihr großes, seelenvolles Auge in Thränen. Sie war wohlthätig, ohne es zu wissen. Sie zauberte die sämmtlichen Bewohner des Grausensteins, aus allen Klassen, zu ihren Füßen, ohne es zu ahnen. So feierte sie z. B. alle Namens- und Geburtstage des kleinen Familienkreises damit, daß sie den Gefange-

nen ohne Ausnahme aus den Fonds ihrer Taschengelder eine frohe Mahlzeit bereiten ließ. Sie theilte dann das Fleisch, das an einem solchen Tage gespendet wurde, selbst einem Jeden aus. Ihr weißes Küchenschürzchen stand ihr an solchen Feiertagen tausendmal besser, als mancher Hofdame die Galla-Robe am großen Cour-Tage. Wer in ihrer Nähe war, mußte gut werden. Ich ward unglücklich.

Mein künftiges Leben, ohne dieses Mädchen, war mir ein Unding. Und doch war keine Möglichkeit, an den Besitz dieses Engels zu denken. Das Mädchen erbte einmal ihre fünfzig bis sechzigtausend Thaler, war aus der ersten Familie des Landes, und konnte auf die Hand des vornehmsten Mannes im Staate Ansprüche machen: und ich war Gärtner, Gefangener. Ach, dies Gefühl drückte mich schwerer nieder, als alle Fesseln. Die Vertraulichkeit, mit der Sophie sich an mich anschloß, brachte mich oft bis zur Verzweiflung. Hätte ich mich in den Schranken meines bürgerlichen Verhältnisses gehalten, wäre sie höchstens artig, herablassend gegen den jungen Mann gewesen, der mit seinem bischen Wissen und mit seinem persönlichen Attachement die Aufmerksamkeit ihrer gütigen Pflegeeltern auf sich gezogen hatte, so wäre ich in meiner Sphäre, in der Sphäre eines ausgezeichneten Hausofficianten

geblieben; allein sie zog mich höher hinauf. Ich ward durch den täglichen Umgang mit ihr, Freund vom Hause, der Halbbruder von ihr. Ich las ihr und den Alten im Winter vor, ich begleitete sie auf dem Fortepiano mit meiner Violine, die ich ziemlich gut spielte; auf ihren Betrieb mußte ich mit der Commandantin Schach, und mit dem Alten Billiard spielen. Auf ihre Veranlassung mußte mich die Alte wöchentlich einige Male auf die Sternwarte mitnehmen, und mir in der mir damals wildfremden Astronomie Unterricht ertheilen. Dafür mußte ich ihr und dem engern Ausschuß der Officiere von der Festung den ganzen Winter über Vorlesungen über die Botanik halten. Sie und das Mütterchen beschenkten mich einmal über das andere mit Börsen, Tabaksbeuteln, gestickten Tüchern, fein genähten Jabots u. dgl. m. Kurz, sie wußte mich immer mehr und mehr in Beziehung zu setzen, und von dem Allen sah ich keinen andern Zweck, als mir die Unmöglichkeit ihres Besitzes desto fühlbarer zu machen. Ich ward über mein Geschick nach und nach unmuthig. Unerfüllte Sehnsucht ist ein tödtlich schleichendes Fieber. Ich sah jetzt Sophien mit verzehrenden Blicken an. Sie war und blieb mir ein fremdes Heiligthum. Ich kämpfte mit meiner unglücklichen Leidenschaft. Ich sagte mir täglich, daß ich ein Thor sey, daß ich den Zaubergedanken ihres Besitzes nie in mir Wurzel fassen lassen dürfe. Aber

ich konnte nicht. Unwillkührlich trat in meinem Benehmen zu ihr, an die Stelle meiner sonstigen Ruhe, meiner Haltung, jetzt eine Höflichkeit, ein Vergessen meiner selbst, das ihr auffallen mußte; denn sie erröthete jetzt, wenn ich sie ansah; sie schlug das Auge nieder, wenn sie meinen flammenden Blick fühlte; sie mied mit mir so oft allein zu seyn, als sie sonst gewesen war. Jetzt war ich namenlos elend, denn sie hatte mich mein eigentliches Verhältniß zu ihr fühlen lassen. Sie liebte mich nicht. Ich sank in immer tiefere Schwermuth; wir sprachen einander weniger. Ich zitterte im Innern, wenn sie mich bei Tische, in Gegenwart Anderer, anredete.

Einst, es war gerade der erste Weihnachtsfeiertag, stand ich im Gewächshause, und beschäftigte mich eben mit zwei schönen hohen Myrthenbäumen, da kam die Commandantin zu mir.

„Was fehlt Dir?“ sagte die Alte mit ihrem sanften, theilnehmenden Tone, der jedem Leidenden, den sie fragte, das versteckteste Herz augenblicklich entfalten mußte. „Du hast jetzt etwas. Sag' mir es.“

„Frau Commandantin!“

„Keine Umschweife, Heinrich! Ich bin eine alte Frau, mein lieber Sohn. Man hat mir schon

Manches vertraut, und ich habe oft Rath gewußt. Kann ich Dir helfen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Du hast Kummer. Ich habe Dir neulich hier durch die Glasfenster wohl zugesehen. Du begossest dort Sophiens Rosenstock; da entfielen Dir zwei große, stille Thränen. — In meinem Hause darf Niemand weinen. — Was fehlt Dir? Wird Dir Dein Leben hier auf der einsamen Festung schwer? Kann mein Alter etwas für Dich thun?“

„Ach nein, nein, meine gütige, meine gnädige Frau! Mir kann nichts, nichts helfen, als der Tod, als ein recht geschwinder Tod!“

„Was? Heinrich? was sagst Du? Hast Du keine Gottesfurcht im Herzen? Glaube mir, Heinrich, ich habe manchen bittern Tag erlebt. Mein Alter war sonst ein bischen heftig und wunderlich. Und als mir Gott mein Liebstes, meinen einzigen Sohn nahm, da brach mir das Mutterherz; da habe ich manche Stunde wohl unten im grünen Grunde im Stillen geweint. Aber gemurret habe ich nie, gemurret gegen Gott, Heinrich, habe ich nie. Der Gott, der Myriaden von Sternen ihre ewige Bahn wies, der weiß, was uns gut ist. Sieh, ich bin alt geworden, und habe das Leben immer noch lieb. Ich bitte Gott täglich, daß er mir nur

so lange mein Leben noch friste, bis ich meine Sophie an der Seite eines wackern Mannes weiß, dann will ich mit Freuden sterben; denn ich möchte meinem Alten gern vorangehen; den zur Ruhe geleiten zu müssen, und dann allein hier zu seyn, nein, lieber Gott, das lege mir nicht mehr auf!"

Die Alte war sehr bewegt. Sie weinte.

„Versprich mir," fuhr sie nach einer Pause fort, „versprich mir, Heinrich, so einem unchristlichen Gedanken, wie Du da vorhin hattest, nicht wieder Raum in Deiner Seele zu geben. Nun — kannst Du es mir nicht sagen, was Dir fehlt?"

„Nein, gnädige Frau, ich kann nicht."

„Du bist mit Sophien vertraulicher. Ich werde Dir diese schicken. Diese soll Dich fragen, und da wollen wir sehen, ob wir nicht helfen können."

„Um Gotteswillen nicht; nur diese nicht!"

„Nur diese nicht? Nur diese nicht? Hat Dir Sophie etwas zu Leide gethan, Heinrich?"

„Ach nein, nein. Aber fragen Sie mich nicht, lassen Sie mich nicht fragen. Ich will Ihnen," setzte ich in der Angst meines Herzens hinzu, „in vierzehn Tagen Alles selbst sagen."

„Nun, so lange kann ich wohl noch warten,“ sagte die Commandantin, und ging, nicht recht befriedigt über den Erfolg ihres Examens, zum Gewächshause hinaus.

„Du mußt fort, fort von hier!“ stürmte es laut in mir auf, als ich allein war. „Das ist deine einzige Rettung. Sophie wird einem Manne zugeführt werden, an dessen Seite wird sie den Grausenstein verlassen. Du wirst sie hinabgehen sehen, an der Hand eines Andern, und dann dein Leben hier in den einsamen Mauern verjammern.“

Zum Glücke hatte ich mir, ohne in jenem Augenblicke an meine Flucht zu denken, vierzehn Tage Zeit ausgebeten. Diese konnte ich anwenden, um mich zur Flucht vorzubereiten. Ich stürzte hinunter in den Garten. Ich untersuchte die Mauern. Sie waren alle unübersteiglich hoch, und von ihrer Höhe konnte ich auf ihre Stärke schließen. Wollte ich binnen vierzehn Tagen durchbrechen, so hatte ich volle Arbeit; denn ich konnte kaum täglich einige Stunden arbeiten, weil ich immer um die Alte oder im Gewächshause seyn mußte. Denselben Abend erzählte ich bei Tische, daß ich Spaliere an der Gartenmauer anlegen würde; unter diesem Vorwande konnte ich an der Mauer hämmern, so viel ich wollte. Im Winter

kam kein Mensch in den Garten. Am Tage vor dem Sylvesterabend hatte ich mich schon zwei Fuß tief in die Mauer gearbeitet. Weiter kam ich nicht.

Die Commandantin beobachtete mich und mein Benehmen jetzt so aufmerksam, daß ich oft ihren forschenden Blick nicht ertragen konnte. Ich hatte mir vorgenommen, die letzten Tage meines Hierseyns recht heiter zu seyn, aber es gelang mir nicht. Fast jedesmal, wenn ich in dem kleinen Zirkel unsers unvergeßlichen Hauses saß, wo Alles mir mit Liebe und Theilnahme entgegenkam, wo der stille Friede so heimisch war, wo Jedes auf des Andern heimlichste Wünsche lauschte, und sie nach Kräften zu erfüllen eilte, da überwältigte mich eine unnennbare Wehmuth. Der Gedanke, dieses ruhige Wandeln, diese wohlthuende Stille, dieses seltene Paar und diese einzige Sophie verlassen zu müssen, ergriff mich auf das Schmerzlichste. Ich fühlte selbst oft, daß ich in solchen Augenblicken die Farbe schnell wechselte, es ward mir kalt und warm vor der Stirne. Ich sah, daß es die Alte bemerkte. Sie schüttelte für sich schweigend den Kopf, und ich ward dadurch nur noch verlegener, beklommener.

Sophie forderte mich auf, diesen Abend ihr zu accompagniren. Sie hatte neue Musikalien erhal-

ten. Sie spielte diesen Abend mit einer Zartheit, mit einem Gefühl, mit einer Wehmuth, daß mir, ich mochte dagegen kämpfen, wie ich wollte, bei dem Adagio die Augen voll Wasser traten. Ich zerdrückte schnell die Thränen, denn ich konnte keine Note sehen, so schwamm mir das Blatt vor den Augen; aber ich warf die Solopartie, die ich eben zu spielen hatte, doch um. Sophie schüttelte das Köpfchen, rief, ohne aufzusehen, „noch einmal,“ aber es ging nicht. Die Commandantin hatte uns im Rücken gesessen. Sie war jetzt aufgestanden; sie stellte sich vor uns hin, sah mir die Thränen über die Backen rollen, und sagte beruhigend: „Höre auf, Heinrich, Du bist nicht wohl.“

„Nicht wohl, Heinrich!“ rief Sophie erschrocken, sprang vom Flügel auf, sah die Verwirrung auf meinem nassen, verblichenen Gesichte, stieß einen Schrei aus, und sank ohnmächtig in meine Arme.

„Das wär' der Teufel!“ schrie der Lieutenant, der bei der Commandantin gesessen und uns zugehört hatte, und eilte nach dem Doktor. Das Mütterchen nahm kölnisches Wasser, und rieb Sophien die Schläfe. Sie lös'te ihr das Miederchen, und hieß mich gehen. Aber ich blieb, denn ich war verloren in Sophiens Schönheit. Ich hörte nicht, ich dachte nicht daran, daß ich selbst Arzt

und Sophien helfen konnte. So hatten mich ...ns entfesselte Reize, so hatte mich ihre Theilnahme an meiner vorgeblichen Unpäßlichkeit ergriffen. Die Alte wendete sich; in dem Augenblick drückte ich schnell einen Kuß auf das geschlossene Auge; da erwachte Sophie. Ich erbebte, als hätte ich ein Verbrechen begangen; Sophiens erste Frage war: „Sind Sie noch unwohl?“

„Nein, nein,“ antwortete für mich die Alte, als hätte sie gewußt, daß ich vor Entzücken nicht sprechen konnte, „jetzt ist ihm besser.“ Sie warf dem Mädchen ein Tuch um den Hals, und führte sie auf ihren Lehnstuhl.

Jetzt erst kam ich zur Besinnung. Wahrhaftig, ich hatte in einer Art von Verzückung gestanden. Der Doktor und der Lieutenant kamen mit dem Commandanten. Man freute sich, die Kranke wieder genesen zu finden. Meine Violine, mein Bogen, meine Noten, Alles lag auf der Erde um uns herum. Der Bogen war zertreten, die Violine hatte einen Riß. Sophie und ich wußten nicht, wie das zugegangen war. Wir hatten von dem Allen nichts gehört und nichts gesehen. „Ja, und an dem Allen,“ hob der Doktor an, „sind Sie, Herr Heinrich, doch eigentlich ganz allein Schuld.“

„Ich?“ fragte ich betroffen, und ahnete, daß er mein Geheimniß wisse.

„Ja, Sie. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Heinrich, Sie sind, wie die Frau Commandantin zu sagen belieben, unwohl gewesen. Das sind Sie nicht allein; alle unsere Gefangenen beinahe sind es, und daran sind Sie auch Schuld. Wären Sie nicht unpaß geworden, so wäre Mamsell Sophiechen nicht erschrocken; folglich sind Sie auch daran Schuld.“

„Herr Doktor, wie komme ich mit den Krankheiten Ihrer Gefangenen zusammen?“

„Das hängt zusammen, wie zweimal zwei vier ist. So lange die Festung steht, ist es hier üblich, daß alle Gefangene, im letzten Tage jeden Quartals, purgiren müssen. Ich habe die Ehre, jetzt sieben und dreißig Jahre hier Festungsarzt zu seyn, die Leute haben alle Jahre viermal purgirt, und sind frisch und gesund geblieben. Nun war aber am letzten Quartale, Ende Septembers, große Arbeit im Garten. Sie sagten, Sie verlören einen Tag Arbeit, und den folgenden wären die Leute auch noch abgemattet. Der Herr Commandant wünschten die Gartenarbeit beschleunigt. Aus persönlicher Hochachtung für den Herrn Commandanten wich ich diesmal aus der Bahn meiner Pflicht. Ich ließ nicht purgiren, und nie ist das Kränkeln unter den Leuten so Mode gewesen, als jetzt. Hätten Sie sich damals meiner Quartalkur un=

terzogen, so wären Sie heute nicht unwohl geworden, und die Mamsell hätten keinen Schreck gehabt. Morgen ist wieder der Quartalschluß, der letzte December, und ich bitte, diesmal die alte Ordnung nicht zu stören. So lange ich hier bin, hat die ganze Festung sich jedesmal in das neue Jahr hineinpurgirt. Sie selbst werden wohl thun, heute noch ein Abführungsmittelchen einzunehmen; wenigstens eine leichte Auflösung, als Vorbereitung zu dem morgenden Tage."

Jetzt wachte der Arzt in mir auf. Ich nahm meine ganzen Kenntnisse, meine ganze Suade zusammen, um den alten Doktor von der Lächerlichkeit und von dem Nachtheil seiner Quartalkur zu überführen; allein der Mann stand auf seinem Glauben so fest, wie der Grausenstein auf seinem Felsengrunde.

„Menschenkind," sagte endlich der Commandant, der unsere gelehrten Debatten mit sichtbarer Freude lange angehört hatte, „wo hast Du das Alles her? Du sprichst ja wie ein Professor!"

In der Hitze, und um meinen Gegner mehr zu entwaffnen, antwortete ich rasch: „Ich bin selbst Arzt, die Gärtnerei ist nur Nebenwerk bei mir."

Sophie erröthete. Die Alte hob drohend den Finger. „Ei, ei, Heinrich, sagte sie, und damit so lange geschwiegen? Sieh, solche Geheimnißkrä-

merei ist nicht hübsch. Was hättest Du hier schon Gutes wirken können, wenn wir das gewußt hätten. Der Arzt ist ein allgemeiner, ein öffentlicher Menschenfreund; zu ihm soll jeder Kranke, jeder Leidende offenen Zutritt haben, und Du verbirgst Dich? Wo wir Andern alle nur wünschen, beten, höchstens pflegen und erquicken können, da kann der Arzt helfen; und Du verleugnest diese schöne Kunst? Du wartest bloß Blumen, statt daß Du den hingewelkten Menschen wieder Kraft und Gesundheit geben solltest?"

„Gnädige Frau," erwiederte ich betroffen, „ich hatte Gründe, aus dem Kreise meiner Kunst heraus zu treten."

„Ei was! Man muß sein Licht nicht unter den Scheffel setzen; diese Gründe, sie mögen heißen, wie sie wollen, können nichts getaugt haben."

Ich dachte an die Gräfin. Die Alte hatte Recht. „Du hast gut reden hier," erwiederte der Commandant. „Es ist leicht gesagt, ich bin Arzt, aber ehe wir Dich für einen Meister erkennen, mußt Du uns ein Probestück ablegen. Bist Du Augenarzt?"

„Ich habe zweimal den Staar glücklich gestochen."

„Das wäre der Teufel!" rief der Lieutenant; „da könnte der junge Mensch, der Willenberger,

der aus Blindheit melancholisch geworden ist, der auf dem Irrensaale Nro. 7, an Ihnen seinen Heiland finden.“

„Eben den hatte ich im Sinne,“ sagte der Commandant.

„Hic Rhodus, hic salta!“ rief der Doktor hohnlächelnd, und Sophie und die Alte bangten sich schon im voraus vor der Operation.

Den folgenden Morgen führte der alte Doktor sein Hauptmanöver aus. Die Gefangenen und die ganze Garnison, mit Ausschluß der Wache, purgirten vom Ersten bis zum Letzten. Für die Gefangenen war es ein Fest; denn sie hatten diesen Tag frei. Der Zehnte brachte keinen Tropfen Arznei über die Lippen; aber Jeder machte dem Doktor die Freude, und lief. Die Kerls schnitten beim Einnehmen, dem Doktor zu Liebe, Gesichter, als hätte Jeder den lebendigen Teufel im Leibe.

Es war diesen Tag eine Wirthschaft auf der Festung, daß man hätte denken sollen, es brenne an allen Ecken. Am Abend ward jedem Patienten der Effekt der erhaltenen Dosis abgefragt, und der Hauptrapport dem Doktor eingehändigt. Auch der alte Lieutenant machte die Mode mit. Nur an diesem Tage zog er einen Schlafrock an, der

so alt war, als er selbst, und band ihn mit einem Schnupftuche zusammen. Eine solche lange dürre Scheuche in die Schoten, und die Sperlinge wären meilenweit geflogen.

Nach den gehörigen Vorbereitungen ward die Operation des jungen, armen Willenberger vorgenommen. Gott führte meine Hand. Ich gab dem Unglücklichen Licht, Lebensfreude und den Gebrauch seiner Vernunft wieder.

Der Commandant umarmte mich im ersten Feuer des Entzückens, und wollte mich von nun an „Sie" heißen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zur Beibehaltung des traulichen „Du" zu vermögen. Die Alte schenkte mir zum Andenken an diesen glücklichen Tag einen Brillantring von bedeutendem Werthe; aber zwischen Sophien und mich drängte sich von diesem Augenblicke an ein fremderes Verhältniß. Wir waren nicht mehr Bruder und Schwester. Jetzt kenne ich wohl die Folgereihe ihrer damaligen Gefühle; aber damals wußte ich nicht, wie ich dies sonderbare Entfremden mir deuten sollte. Es war nicht Kälte, nicht Gleichgültigkeit; ich hielt es für überspannte Berücksichtigung meiner kleinen Verdienste. Ich selbst konnte mich ihr nicht mehr so unbefangen nähern, als sonst. Natürlich! Jetzt weiß ich den Zusammenhang meiner Ideen, die mir damals

nur dunkel vorschwebten. Die Operation hatte mich zu ihrem Stande erhoben. Ich konnte einmal in die Lage kommen, ihr meine Hand bieten zu können. Die Centrifugalkraft dieses Gefühls drängte unser bisheriges Verhältniß auseinander.

Die vierzehn Tage waren längst vergangen. Die Commandantin fragte nicht. Ich dankte Gott, daß jenes Gespräch nicht aufgenommen wurde, und an das Loch in der Mauer dachte ich auch nicht wieder.

Schriften

von

H. Clauren.

Fünf und funfzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Der Leibmedikus.

Die Fremden.

Die Geschichte des jungen Willenberg machte in der ganzen Runde mehr Aufsehen, als sie vielleicht verdiente. Unter andern erhielt ich aus der benachbarten Handelsstadt über der Grenze ein Einladungsschreiben, zu dem Banquier Lenz zu kommen, um an ihm eine gleiche Operation vorzunehmen. Der Mann war der reichste Kaufherr in der ganzen Stadt, die manchen Millionär zählte; man sicherte mir im Voraus zu, was ich nur verlangen würde, wenn ich die Operation glücklich vollende.

Ich bat den Commandanten um die Erlaubniß, hinfahren zu dürfen. Er schlug sie mir ab. „Ohne höhere Zustimmung darf ich Dich des Arrestes nicht entlassen, und diese Anfrage nicht zu thun, habe ich Gründe. Aber darum will ich Deinem Glücke nicht hinderlich seyn. Will der Mann wieder sehen, so kann er zu Dir kommen. Wir haben Platz im Hause genug, ihn und ein paar Personen zu seiner Pflege aufzunehmen. Du brauchst ihm nicht zu sagen, daß Du hier Gefangener bist. Ich werde bei unsern Leuten hier dafür sorgen, daß diese es

nicht ausplaudern. Denn dann will er nur wissen, warum, und dergleichen Nachfragen liebe ich nicht. Ich werde ihm schreiben, Du seyest hier angestellt, dürfest Deinen Posten nicht verlassen, und könnest darum nicht zu ihm. Wolle er aber zu Dir, so werde er uns mit denen, die er zu seiner Wartung mitbringe, willkommen seyn."

Der Banquier kam. Mit ihm sein Sohn, ein junger wohlgebildeter Mann, und seine Tochter, ein allerliebstes Naturkind von sechszehn Jahren. Der Empfang der Alten war gegenseitig so herzlich, als kennten sie sich Jahre lang. Unter uns Vieren hingegen machte er eine ganz verkehrte Wirkung. Der junge Lenz begegnete Sophien mit einer auffallenden Huldigung. Er war der erste junge Mann, der ihr die feinsten Schmeicheleien in das Gesicht sagte, der Alles aufbot, um ihr Wohlwollen zu erwerben. Mein altes Laster, die Eifersucht, die hier unter den Klapperbeinen meiner alten Lebensgefährten gar keinen Spielraum gehabt hatte, erwachte mit Riesenkraft aus ihrem langen Schlummer. In der ersten Stunde ihres Beisammenseyns sagte mir mein Vorgefühl deutlich, daß der junge Millionär ohne Sophien vom Grausenstein nicht gehen werde. Sophie, mit all' ihrer Gediegenheit, mit — meine Eitelkeit flisterte mir das Wort laut in das Ohr — mit aller Anhänglichkeit an mich, hörte die gewandte Rede des jungen, artigen Mannes gern. Ich stand mit geballten Fäusten, auf dem Rücken zusammen ge-

krampft, und sah dem Unwesen ihrer galanten Unterhaltung mit einem stillen Ingrimm zu, der mir das Herz zerschnitt. Die Alte sah über den Theetisch mich an, mein Blick begegnete dem ihrigen, sie schleuderte ihn schnell in die Zuckerdose. Ich lächelte bitter-giftig.

Der junge Lenz bemerkte den Flügel, er ersuchte Sophien sich hören zu lassen, und als er unter ihren Noten blätterte, und sah, daß sie Musikalien mit Begleitung einer Flöte und einer Violine hatte, und hörte, daß ich die Violine spiele, eilte er in sein Zimmer, um seine Flöte zu holen. Er vertheilte schnell die Noten, nahm die Violine vom Flügel, und ersuchte mich mit recht bescheidener Artigkeit, ihnen zu accompagniren. Die Violine hatte, wie gewöhnlich bei dergleichen Piecen, die zweite Stimme. Die zufällige Allegorie überraschte mich. „Ich spiele nicht gern die zweite Stimme," sagte ich etwas rauh, und legte die Violine nieder. Der junge Mann schien eine Antwort auf meine Derbheit zwischen den Lippen zu haben, allein er schwieg. Ich sollte ja seinem Vater das Gesicht wieder geben. Sophie stand feuerroth vom Flügel auf, und eilte unter einem Vorwande zum Zimmer hinaus. Ich freute mich, daß sie gefühlt zu haben schien, was ich sagen wollte; aber ich ärgerte, ich schämte mich doch über meine Raschheit. Der junge Städter hatte das Recht, mir alle Lebensartigkeit abzusprechen.

Nach einer langen Weile, die ich im Fensterbo-

gen zugebracht hatte, um mich zu sammeln, setzte ich mich still in die Nähe des Banquiers, um sein Auge zu beobachten. Lottchen, das vorher lange mit mir geplaudert hatte, bemerkte es. Sie faltete, unbewußt ihrer selbst, die Hände, und las mit Todesangst das Urtheil aus meinem Gesichte. Ich setzte mich kurz darauf wieder in das Bogenfenster. Sie kam zu mir, stellte sich vor mich hin, zog meine Hand an ihr klopfendes Herz, und fragte: „Haben Sie Hoffnung? Ach, Sie glauben nicht, wie selig Sie uns machen würden. Väterchen ist so gut, so unaussprechlich gut, und er ist alle Tage so traurig, daß er nicht sehen kann. Ach lieber, bester Herr Doktor, ich gäbe Ihnen — es schickt sich zwar nicht, daß ich das sage, aber ich kann mir nicht helfen — ich gäbe Ihnen tausend Küsse, wenn Väterchen wieder sehen kann. Sprechen Sie, haben Sie Hoffnung?“

„Geben Sie mir auch einen auf Abschlag?“

„Wenn Sie mir ein bischen Hoffnung geben können, ja! recht gern.“

Ich umschlang das kindliche holde Mädchen, von der Gesellschaft ungesehen, und küßte ihre frischen Lippen. In demselben Augenblick öffnete Sophie die Thür; sie drückte sie schnell wieder zu, und verschwand.

Es that mir wohl, daß mich der Zufall gerächt hatte; aber jetzt erst fing ich an, der Zukunft entgegen zu zittern; denn sie hatte nun ein halbes Recht, mir zu vergelten.

Mein Patient rief mich jetzt zu sich. Er sprach mit vieler Rührung über seinen Zustand. Er flehte mich um Hülfe an. Er erbot sich, hier vor Zeugen die Summe, die ich verlangen würde, schriftlich mir zu versichern. „Oh!“ fiel Lottchen ihm in's Wort, „versprich nicht zu viel, Väterchen, denn ich habe mit dem Herrn schon den Handel abgemacht. Ich habe ihm tausend Küsse versprochen, und einer ist schon auf Abschlag gezahlt.“

Alle lachten. Ich erröthete über die Heimlichkeit, mit der ich des Mädchens süßen Kuß gestohlen hatte, und der Vater legte das schuldlose Kind schmeichelnd an seine Brust.

Die Fremden baten, heute Abend auf ihrem Zimmer speisen zu dürfen. Uns, d. h. den Alten, den Lieutenant und mich, ersuchte die Commandantin, in Sophiens Stube zu essen, weil Sophie nicht wohl sey, und sie das Mädchen nicht gern allein lassen wolle.

Sophie lag auf dem Sopha. Sie hatte verweinte Augen.

„Nun, Herr Doktor,“ räusperte mir der Lieutenant zu, „machen Sie unsere Mamsell gesund, sonst nennen wir Sie Alle einen Stümper.“

Ich benahm mich, wie ein Mensch mit bösem Gewissen. Ich benahm mich linkisch. Ich bat mir ihre Hand aus, um an den Puls zu fühlen. „Es wird wohl vorübergehen,“ sagte sie sanft, und verweigerte mir die Hand.

Die Unterhaltung über die Fremden füllte un-

fern Abend. Sophie sprach gar nicht. Der junge Lenz hatte allgemein gefallen. Lottchen war in Aller Augen ein liebenswürdiges Kind. Am Ende platzte der Lieutenant heraus: „Wenn ich mir das Alles so recht überlege, so sehe ich — ja bei allen Teufeln, so sehe ich eine Doppelmariage aus der Operation erwachsen.“ (Sophie wendete sich bei den Worten mit dem Gesicht nach der Wand zu.) „Der junge Herr Lenz schien unsere Mamsell Sophie auf das Korn gefaßt zu haben, und, hören Sie, liebe Mamsell Sophie, den schlagen Sie nicht aus; das Männchen hat eine Million runde Thaler. Und das hübsche Teufelchen, das Lottchen, da dürfen Sie nur zugreifen, Herr Heinrich, die gibt Ihnen der Vater, wenn die Operation gelingt: und gut ist Ihnen das Mädchen; sie hat ja kein Auge von Ihnen verwendet. Von Familie ist sie zwar nicht; aber so ein Goldkind mit so einem grausamen Vermögen! Herr, ich bin ein alter Narr, und in unserer Familie ist noch kein Querbalken; aber bei allen Teufeln, da griff' ich selber zu.“

Ein lange verhaltenes Schluchzen preßte sich gewaltsam aus Sophiens Brust.

„Was ist Dir?“ fragten die Alten bestürzt. „Entsetzliche Zahnschmerzen,“ antwortete Sophie, und schloß den Mund, um den ganzen Abend zu schweigen.

Mir quoll der Bissen im Munde.

Als nach dem Essen der Lieutenant gegangen war, und die Alten im Gespräch so begriffen wa-

ren, daß ich mich von ihnen unb[illegible];" entgegnete [illegible] schlich ich mich hinter ihrem Rücken le[illegible] Sopha, bog mich zu Sophien über, und [illegible]ingung in der Todesangst meines Herzens, ihr in's O[illegible] „Ich operire den Banquier nicht." [illegible]"

Wir gingen. Auf unsere gute Nacht, die wir Sophien wünschten, antwortete sie nicht.

„Sie ist eingeschlummert," sagte die Commandantin, und leuchtete mir die Treppe hinunter.

Ich konnte nicht schlafen. Sophie liebte mich. Sie hatte ihr Herz laut verrathen. Der schmerzliche Anblick, Lottchen in meinen Armen zu sehen, hatte sie um den ganzen Abend gebracht; „vielleicht um das Leben," flisterte mir meine Angst zu. Sie lag auf dem Sopha so sonderbar; sie gab kein Zeichen, als ich ihr das Heimliche in das Ohr sagte, sie dankte nicht, als wir ihr gute Nacht wünschten, es war mir jetzt, als ob sie gar nicht geathmet hätte. Ich konnte nicht länger im Zimmer bleiben; ich mußte noch einmal zu ihr hinauf, und nahm etwas niederschlagendes Pulver mit.

Vor ihrer Thüre begegnete mir Lottchen in einem Negligé, das alle ihre Reize verrieth. „Sie kommen mir wie gerufen, mein lieber Herr Heinrich!" sagte sie laut und freundlich.

Ich hätte ihr die Hand auf den kleinen rosenen Mund legen mögen. „Väterchen kann nicht schlafen. Er ist von der Reise ein wenig angegriffen. Da wollte ich Jemand suchen, der Sie bäte, ihm et-

fern Abend. ... ken. Cremor Tartari

Lenz hatte ...

ler Au ... sagte ich in der Ueber-

pla ... , um Ihrem Vater dies

... einrich, das ist eine Lüge.

... er im Hause, höre ich, ist

... ur ist die Thüre ihres Zim-

... das Pulver bringen."

Ich ... die kleine Gurli zum Schwei-
gen zu bringen, umfaßte ich sie. Der schwarzseide-
ne Matin flog auseinander; ich drückte hundert
glühende Küsse auf die Plauderlippen, auf den blen-
denden Hals, auf die runde volle Achsel.

„Sie küssen mich ja todt!" schrie sie schäkernd,
„das geht wohl auf die versprochenen Tausend?"
Sie wand sich mir aus den Armen, und lief in
ihr Zimmer zurück.

Sie hatte so laut gesprochen, daß, wenn Sophie
noch lebte, diese jedes Wort gehört haben mußte.
Ich hätte um keinen Preis jetzt zu ihr gehen kön-
nen. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Als ich erwachte, hörte ich Sophiens Stimme
im Hause. Ich begegnete ihr. Sie war heiter,
sanft und freundlich. Ich begleitete sie in das Vor-
zimmer, wo sie zu thun hatte. Wir waren allein.
„Sie haben gestern," hob sie an, „ein böses Wort
gesagt; das müssen Sie zurücknehmen. Sie sag-
ten, Sie würden den armen fremden Herrn nicht
operiren. Können Sie nicht, oder wollen Sie
nicht?"

„Nur bedingungsweise kann ich;“ entgegnete ich verlegen.

„Der Lieutenant hat Ihnen ja die Bedingung gestern gesagt.“

„Sophie! so scherzten Sie sanft nicht mit mir?“

„Sonst war es auch anders, als heute. Ich war gestern ein dummes Mädchen. Aber Sie sollen sehen, daß ich besser werden will. Sie haben mich gestern beschämt.“

„Ich —?“

„Ja! Ich war unartig gewesen. Ich hatte Ihnen auf Ihre gute Nacht nicht einmal gedankt. Und doch wollten Sie mir ein Pulver bringen.“

„Wollte —“ sagte ich außer aller Fassung, denn die Schaam überglühte mein ganzes Gesicht.

„Daß Sie mir es nicht bringen konnten, daran waren Sie nicht Schuld. Es wurde Ihnen ja abgenommen; und Lottchen wird Ihrem menschenfreundlichen Willen gewiß nie wieder in den Weg treten; denn sie hätte ja beinahe mit dem Leben dafür gebüßt.“

In dem Augenblick kam Vater Lenz mit dem Sohne zum Frühstück. Auch unsere Alten traten in den Saal. Nach einer Weile sprang Lottchen herein, einen großen Strauß Schneeglöckchen in der Hand, einen breiten Tengel am Kleide, und die frischesten Rosen auf den Wangen. Sie vertheilte die Blumen unter Alle; mir gab sie keine. „Sie erhalten nichts,“ sagte sie lachend, „Sie sind ein böser Mensch. Sie haben mich gestern Abend

geküßt, daß ich heute noch rothe Flecke am Halse habe."

„Aber Lottchen!" rief der Alte verweisend.

„Aber Väterchen," antwortete das Mädchen, und schlang sich um den blinden Mann. „Du weißt gar nicht, was ich für einen hübschen Hals habe, und wie garstig die rothen Flecke aussehen."

Sie lachte selbst über sich, sprang vom Vater weg und küßte der Commandantin schmeichelnd die Hand. „Mütterchen, Sie haben eine Sternwarte, habe ich mir sagen lassen; da nehmen Sie mich heute mit hinauf. Ich bin Ihnen eine zweite Mamsell Herrschel. Der große Bär ist mein Leitstern. Die sieben Dingerchen funkeln so rein und hell, daß man sie alle Abende mit neuer Freude sieht. Sieben ist eine gar liebe Zahl. Ich bin allemal vergnügter, wo sieben beisammen sind; und darum ist mir auch hier so wohl." Sie packte nun ihre astronomischen Künste aus, und setzte die Commandantin in Staunen und Bewunderung. Sie konnte nun reden und thun, was sie wollte, die Alte nahm ihr nichts mehr übel.

Bei Tische trank sie mit Sophien Schwesterschaft. „Nun, nun erst," sagte sie, „fange ich an, hier aufzuleben. Es war mir immer, als säße mir die ganze Milchstraße in der Kehle, wenn ich Dich Sie nennen mußte. Solch ein liebliches Mädchen, wie Du bist, gibt es in unserer ganzen Stadt nicht. Und Herr Heinrich muß — unsere Aerzte sind Alles alte steife Peter, so ein charmanter Doktor, wie Herr

Heinrich, muß sein Glück bei uns machen. Warte, ich will Dir einen guten Rath geben;" sie bog sich über und sagte ihr etwas heimlich in's Ohr.

„Ei, wer wird in Gesellschaft heimlich sprechen," rief scherzend der Bruder.

„O, ich kann es laut sagen."

„Um Gotteswillen nicht," rief Sophie, und hielt, bittend und ängstlich, ihr die kleinen Hände vor den leichtfertigen Mund.

Nach Tische spielte sie mit dem Alten Billiard. In der ersten Partie machte sie ihn quadrupel, bei der zweiten mußte er reiten. Sie that es nicht anders. Sie steckte ihm den Queu zwischen die Beine, er mußte die grande Tour um das Billiard machen. Sie klatschte in die Hände, sie lachte sich außer Athem. Der Alte lachte so, daß er den Husten bekam. Außer der Uebergabe der Festung, hätte sie jetzt vom Alten verlangen können, was sie wollte; er hätte ihr Alles gewährt.

Jetzt kam ein Eilbote aus der Stadt. Er brachte ein Paket und einen Instrumentenkasten.

„Sie spielen," sagte der junge Lenz, zu mir gewendet mit herzlicher Freundlichkeit, „nicht gern die zweite Stimme. Ich habe daher gestern noch nach der Stadt geschickt, und mir Noten und meine Violine kommen lassen. Haben Sie die Freundschaft und spielen Sie die erste, und Mademoiselle Sophie wird die Güte haben, mir nachzusehen, wenn ich manchmal aus dem Takt komme."

„Du kommst immer aus dem Takt, Brüder-

chen, wenn Du mit einem hübschen Mädchen spielst," sagte die kleine Muthwillige lachend; aber der Bruder strafte sie dafür mit dem Bogen.

Ich fühlte, daß alle Menschen besser waren, als ich. Ich hatte den jungen Mann gestern beleidigt, und statt allen Grolls schickte er meilenweit, um mir gefällig zu seyn.

Ich bekomplimentirte mich eine Weile mit ihm über die Ehre der ersten Stimme herum; als aber Lottchen sich zwischen uns stellte und mir haranguirte, gab ich nach.

Der junge Lenz nahm aus seinem Kasten eine veritable Amati. Ein köstliches Instrument; ihr Silber-Glockenklang füllte den ganzen Saal. Die Weichheit ihrer Töne wirkte so mächtig auf Sophiens Reizbarkeit, daß sie lächelte, und sich doch der Thränen dabei nicht erwehren konnte.

Lottchen sah es, faßte Sophiens kleinen Madonnenkopf zwischen die Hände, und küßte gerührt das fühlende Mädchen auf Stirne und Augen.

Ich war so entzückt über das Wunderinstrument, von dem ich schon so viel gehört hatte, das ich aber immer nur dem Namen nach kannte, daß mir meine Violine, die doch keine der schlechtesten war, wie ein Kienkloß vorkam.

„Spielen Sie auf der Amati," sagte der junge gutmüthige Mensch, „ich werde meine zweite Stimme auf Ihrer Violine schon durchstümpern."

„Der Doktor," hob Lottchen lachend an, „hat die Geige so gern, weil sie Amati heißt; er bildet

sich ein, das komme von Amo, amavi, amatum, amare.“

Aber Sophie griff erschrocken in den Flügel. Unser Terzett begann. Wir spielten wie die Meister. Sophie zauberte durch ihren Vortrag uns Alle, wozu sie wollte. Am meisten gelangen ihr die schmelzenden Partieen der Andante, des Adagio's. Der junge Lenz ward einige Male von ihrer ganz eigenen Manier, das Herz des Zuhörers zu erfassen, so überrascht, daß er endlich aufhörte zu spielen, die Violine unter den Arm nahm, und mit seinem Blick auf der kleinen wunderbaren Hand ruhte, die der Gewalt der Töne so mächtig gebot. Ich war nicht mehr eifersüchtig. Ich war seit gestern Abend geheilt. Sophiens schluchzendes Wimmern im Sopha war das Sphärenlied gewesen, das Ruhe und Glauben mir in die Brust gesenkt hatte. Ich freute mich, daß Sophie gefiel. Ich freute mich, daß ich mich selbst überwunden hatte. Unter uns Beiden, d. h. zwischen Lenz und mir, blieb der Wettstreit, wer auf der Violine des Andern Meister sey, unentschieden; hatte ich die Amati nicht, so glaube ich, mußte ich die Segel streichen.

„Die Amati hat unter Ihrer Behandlung einen herrlichen Ton,“ hob der junge Lenz nach dem Spiel an; „in meiner Hand klingt sie nicht halb so gut. Thun Sie mir den Gefallen, und behalten Sie die Violine. Wir wollen tauschen, da habe ich immer ein Andenken vom Grankenstein.“

Ich fiel dem Menschen um den Hals. Das

Präsent war so unschätzbar. — Es sind vielleicht nur noch zehn ächte Amati's in der ganzen Welt. — Es beschämte mich, daß ich für die Operation (denn dieser opferte der gute Sohn doch eigentlich sein Kleinod) schon im voraus bezahlt war. Der alte Lenz rief den Sohn zu sich. Er legte dessen Hand auf sein Herz, und sagte sehr bewegt: „ich danke Dir!"

Sophie war von der Kindlichkeit des jungen Mannes gerührt; sie verbeugte sich gegen ihn mit einer holden Freundlichkeit, daß man sah, sie that dem jungen Lenz gut. „Den Werth Ihres Geschenks kann ich nicht beurtheilen," sagte sie, „aber Ihre feine Art zu geben, läßt mich fühlen, daß es wahr ist, wenn man sagt, daß das Geben eine Kunst sey."

Mich freute ihre Freude im Geheimen noch mehr, als meine Amati. Sie hatte schon eine dunkle Idee von der Communio bonorum. Es machte ihr Vergnügen, mich ausgezeichnet zu sehen.

Ich trug mir alle solche Wahrnehmungen zusammen, wie die Biene den Honig zu Stocke. Aber bei jedem Körnchen, mit dem ich zu meinem Stocke eilte, bat ich auch den lieben Herr Gott im Stillen, daß er mir keinen Bär über den Hals schicken möge, der meinen Honigschatz mit einem Male fräße.

„Ich kann auch spielen, mein Söschen," rief der kleine Wildfang, flog an den Flügel, und hämmerte den Dessauer Marsch herunter. „O, noch einmal, Lottchen!" sagte der Commandant bittend,

„das ist mein alter ehrlicher Dessauer, den höre ich gar zu gern.“ Lottchen setzte sich jetzt recht ordentlich zurecht, und spielte den Marsch mit einem Feuer, mit einer Volltönigkeit, als führe er ein Leibregiment auf die Parade.

Sie behielt ihn zum Thema, und spielte demnach die schwierigsten Variationen. Ihren Charakter gab das Instrument wieder. Die Mollpartieen gelangen ihr bei weitem nicht so gut, als die raschen, die gewaltigen Passagen, die Alles erschütterten, die Alles mit sich fortrißen. Im leichten gefälligen Tempo war sie unnachahmlich. Ihr Bruder selbst war über ihr Spiel so entzückt, daß er ihr auf der andern Seite des Halses auch ein paar rothe Fleckchen küßte.

„Nun ist doch wenigstens Symmetrie in der Entstellung,“ sagte sie lachend, als sie sich im Spiegel besah, und zerzauste dem armen Bruder die Haare.

Die Operation.

Der Tag der Operation erschien. In unserm ganzen Hause war eine Stimmung, als stände ein schweres Gewitter am Himmel. Wir Alle hatten den Alten lieb gewonnen. Er gehörte so zu uns, daß die Commandantin ihn oft im Scherz ihren Cicisbeo nannte. Er war ganz das Seitenstück zu unserm Paare; er fühlte, er handelte wie sie Beide.

Ich hatte ihm einige Tage vorher schon immer an den Augen herumgefingert, um ihn an das Berühren derselben zu gewöhnen. Er wußte nicht, daß

er heute operirt werden sollte. Daher hielt er, als ich mit dem Instrument mich dem Auge näherte, fest und still. Der junge Lenz, als er das Instrument sah, fing an, unwillkührlich zu zittern. Er wankte zum Zimmer hinaus. Sophien flogen Herz und Hände. Sie konnte nicht aushalten, sie stürzte heimlich fort. Lottchen sank an einem Stuhle auf die Kniee, und betete. Sie weinte still. Ehe ich noch ansetzte, winkte sie mir. Ich trat zu ihr; sie umfaßte meine Kniee, sie beschwor mich flehend, den alten, herrlichen Mann nicht zu martern, seiner zu schonen, ihn zu retten.

„Exaltiren Sie mich nicht, Lottchen, ich bedarf einer ruhigen, sichern Hand; verlassen Sie lieber das Zimmer!“

„Nein, mein Freund; er hat mich nicht verlassen. Ich bleibe bei ihm; aber ich will mich zwingen, ruhig zu seyn!“

Ich ging wieder zu dem Kranken, nahm das Instrument, warf einen Blick zum Himmel, und — da zuckte es mir in der Hand. Der junge Lenz und Sophie waren nicht da. Vielleicht — o, ich hasse mich heute noch über den teuflischen Gedanken, der mir durch die Seele fuhr — vielleicht benutzten Beide den Umstand, daß ich hier vom Kranken nicht weg konnte. Ich legte schnell den Apparat auf den Tisch. Die Commandantin glaubte schon, der Stich sey verunglückt. Aber ich winkte ihr heftig, still zu seyn; ich eilte zum Zimmer hinaus, und stürzte in Sophiens Zimmer. Die Heilige war al-

leid; sie schrie angstvoll un ... ten zu
glücklich vorbei?“ und breit ... Hän
me aus. Ich war beschämt ... S
wieder ihr zu mißtrauen, ich
Hand. „Sophie, Ihren Se
entscheidet über mein Glück,
Sophie, meine himmlische S
an meine Brust. Ich drückte ... einen Kuß a
ihre Lippen.

„Heinrich, was machen Sie aus mir! Um Go
teswillen, lassen Sie mich!“

„Deinen Segen! Sophie. Ich habe Eile. Alle
wartet drüben auf mich. Mädchen, bin ich glück
lich, so ist der Himmel mein!“

„Gott sey mit Ihnen,“ sagte sie mit bebende
Stimme. „Gott sey mit Dir,“ wiederholte sie le
ser, drückte mit unnennbarer Hingebung den Ku
der Weihe auf meine Lippen, und wand sich we
nend mir aus den Armen.

Ich eilte in den Saal zurück. Ich wollte jet
zur Operation schreiten; aber ich konnte nicht: di
Hand zitterte mir. Ich sprach gar nichts. Ich gin
im Zimmer auf und ab, und vergaß mich so, da
ich pfiff. Die Commandantin mußte mir die Ve
klärung im Gesichte lesen. „Kennte ich Dich nicht,“
sagte sie besorglich und leise zu mir, „ich würd
Dich für verrückt halten. Du folterst uns Alle mi
tödtlicher Angst über Zeit und Gebühr, und sieh
dabei so fröhlich aus, als hätte man Dir ein Kö
nigreich geschenkt.“

er heutenr als dies, ein ganzes Lebensglück habe ich geschenkt bekommen. Beten Sie nur, daß die Operation mir glückt."

„Ach Gott, mein Sohn, ich habe schon den ganzen Morgen für Dich und unsern unglücklichen Freund zu den Wolken gefleht. Gott erhört jagern die Bitten seiner Frommen."

„Nun, mit Gott!" sagte ich entschlossen, legte die Hand an das Werk; ein Ruck, und es war geschehen."

Der Alte zuckte. „Was war das?"

„Nichts, Herr Lenz."

„Guter Gott, es wird ja helle vor mir!"

„Nun, so sey Gott gepriesen!" rief ich, und verdeckte ihm das Gesicht.

Alle schrieen vor Freude laut auf. Lottchen stürzte auf mich zu, sie küßte mir den Rock, die Hände, den Mund, sie umfaßte die Kniee des Vaters, sie rief: „Du siehst? Du siehst? mein Väterchen! Kennst Du mich noch?" Der Sohn kam, Sophie kam, Keines hatte Worte, Keines Athem. Der Sohn stürzte zu des Vaters Füßen. Sophie umarmte mit ungestümer Freude die Commandantin und den Commandanten. Ich hatte nur zu thun, um Ruhe zu gebieten.

„Euer Vater sieht!" rief ich zu den glücklichen Kindern; „aber schont seiner. Danket Gott für seine Güte, und hier diesem frommen Mädchen für ihren Segen! Sophiens Segen ruhte auf meiner Hand."

Ich ging jetzt wieder zu meinem Patienten zurück. Er saß im Lehnstuhl, hatte betend beide Hände gefaltet, und heiße Thränen quollen ihm still unter dem Tuche vor.

„Lieber Herr Lenz, was machen Sie mir da? Weinen müssen Sie nicht. Sie thun sich unwiederbringlichen Schaden.“

„Ei, Herr, das verbieten Sie einem Andern. Ich komme hieher unter steinfremde Menschen, die nehmen mich und die Meinen wie die Ihrigen auf. Ein frommes, liebes Mädchen fleht mir Gottes heiligen Segen von oben herab. Sie, Engel vom Himmel gesandt, geben mir das Licht wieder, und ich sollte nicht weinen?“

Sophie näherte sich ihm und küßte ihm für seinen Dank die Hand. Ich hielt den Augenblick fest. „Herr Lenz,“ sprach ich — ich weiß selbst noch nicht, wo ich die Besinnung hernahm, die glücklichste Stimmung, die ich je erwarten konnte, so zu benutzen — „Herr Lenz, Sie haben mir große Summen versprochen, wenn ich Sie heile. Ich habe mein Wort gehalten; jetzt halten Sie das Ihrige. Ich verlange kein Geld. Meine Wünsche sind nach einem höhern Ziele gerichtet. Das fromme, das heilige Mädchen, deren Segen meine Hand führte, ist der große Preis meiner Kur. Seyn Sie mein Fürsprecher bei dem Herrn Commandanten und seiner würdigen Gattin. Ich bin arm; aber mein Talent wird mich nähren.“

„Da bedarf es keines Fürsprechers,“ sagte der

Commandant ernst und feierlich. Wer Blinde sehend machen kann, dem steht es wohl an, jedem redlichen Manne offen in das Auge zu sehen, er suche, was er wolle. Meine Alte hatte lange wahrgenommen, daß Du den Stern der Liebe suchtest. Heinrich, Du bist ein braver Mensch. Ich war Dir gleich gut, als ich Dich zum erstenmale sah. Ich lernte Dich lieben. Jetzt habe ich Dich achten, ehren gelernt. Ja, ehrlicher Junge, Du bist unsrer Sophie werth; komm an mein Herz! Mädchen, hieher! O, guter, lieber Gott, nun habe ich meinen Sohn wieder."

Die Commandantin schlung sich weinend um die Gruppe. „Als Du Dir das Loch in der Mauer machtest und fliehen wolltest, Heinrich, da trafst Du mir mit jedem Hammerschlag auf das Herz. Du wußtest nicht, wie namenlos Dich Sophie liebte. Du verstandest nicht, dieses fromme, einzige Mädchen zu behandeln. Du hast tausend Blumen gepflegt. Heinrich, dies ist die zarteste. Du liebst Sophien; aber Du kennst sie noch nicht. Ihr kennt sie Alle noch nicht. Du kannst Jahrzehende mit ihr zusammen leben, und Du wirst immer neue Tugenden an ihr entdecken. Ihr Herz kommt mir vor, wie die Welt der Sterne. Eben so still, so freundlich, so ruhig, so in ihrer Bahn fortwandelnd, und, ungeachtet schon seit Jahrtausenden das menschliche Auge dieses große Werk Gottes durchforscht hat, so entdecken wir immer noch neue Sterne. Sophie, ich habe Deine Bescheidenheit nie beleidi-

gen mögen; aber heute mußte ich Dir das sagen: denn eine Braut muß ihren Werth kennen. Heinrich! mein Mann hat Dir schon Deinen Ehrenplatz angewiesen; als Gott uns unsern Wilhelm nahm, da war eine Lücke in unserm kleinen, trauten Kreise, die ich nie wieder gefüllt zu sehen glaubte. Bis zu den Sternen reicht wohl unser Auge; aber nicht bis zum Grenzpunkt der göttlichen Güte. Du hast die Lücke gefüllt. Meine Sophie, mein Heinrich! Gott segne Euch, meine Kinder!“

Das schöne Mädchen sank aus den Armen des Vaters in die der Mutter, und von diesen in die meinigen. Was sie war, war sie immer ganz. Der Zauber ihrer Bräutlichkeit gab ihr tausend neue Reize. In ihrem unentweihten Busen glühte eine Liebe, für die keine Sprache Worte hat.

Jetzt drängten sich Lottchen und der junge Lenz an uns. Lottchen fiel mir um den Hals; Sophie küßte den jungen Lenz. Ich konnte es sehen, ohne nur im Mindesten mich der Eifersucht Preis zu geben. Sophiens vestalischer Brautkuß hätte den niedrigsten Wollüstling geheiligt.

„Väterchen,“ sagte Lottchen, „länger halte ich es nicht aus; wenn Sie nicht sprechen, spreche ich.“ — „Sprich, sprich, mein Töchterchen,“ sagte der alte Lenz launig. „Eine kleine Strafe mußt Du wenigstens haben.“

Wir Alle stutzten. Da sprang Lottchen in die Höhe, klatschte in die kleinen Hände, und sagte: „Mütterchen, ich habe einen dummen Streich ge-

macht. Du mußt aber nicht böse seyn, das ist eine ganz kuriose Geschichte. Dieser junge, ehrbare Herr Lenz ist nicht mein Bruder: ich bin seine Braut."

Sie küßte der Commandantin die Hand, sprang nun in des Geliebten Arm zurück, und küßte mit uns um die Wette. „Gott sey Dank, daß es heraus ist. Meine Schwesterrolle ist mir schwerer geworden, als ich geglaubt habe. Bis jetzt hatte ich mich so ganz leidlich gehalten; aber wie ihr jetzt zu schnäbeln anfingt — nein, mein Lenz! ach Du kleiner, närrscher Junge, Du hast mich den ganzen Tag noch nicht geküßt."

Die beiden Glücklichen waren nun auf eine lange Zeit für alle Andere ungenießbar. Ich ging mit meiner süßen Sophie jetzt zum alten Lenz; der Mann war heiter, wie ein Jüngling. Er erzählte unsern Alten Lottchens Geschichte. Sophie setzte sich mir auf den Schooß, und wir hörten mit zu.

Lottchen war die Tochter eines berühmten Professors der Astronomie von einer nahen Universität, mit der verstorbenen Gattin des alten Lenz nahe verwandt. Vor drei Jahren starb ihr Vater; er hinterließ dem verwaisten Mädchen nichts, als ihre Erziehung, seine Instrumente und seine Bücher. Auf Bitten der Freunde des Verstorbenen, nahm der alte Lenz sie zu sich in das Haus. Ihre täglich immer mehr aufblühenden Reize, ihr sich täglich mehr entwickelnder Verstand, ihre Herzensgüte und ihre unwandelbar frohe Laune fesselten den jungen, liebenswürdigen Lenz so, daß er vor wenigen Wochen

dem Vater seine Neigung entdeckte. Der Alte hatte Lottchen sehr lieb gewonnen; er sagte unbedingt zu. Jetzt kam die Kunde von Willenbergs Kur zu seinen Ohren; er entschloß sich, mich holen zu lassen; statt dessen wurde er auf den Grausenstein geladen. Er wünschte, sich von seinem Sohne begleiten zu lassen, weil dieser nach dem Tode seiner Gattin sein einziger, getreuster Freund ist. Lottchen erklärte, daß sie den Bräutigam nicht allein reisen lasse. Man setzte ihr auseinander, daß, wenn sie mitreise, man des Anstandes halber noch eine Dame mitnehmen müsse, daß dies aber nicht thunlich sey, weil man im Hause des Commandanten aufgenommen werden solle, und die Zahl der Gäste unnöthiger Weise nicht vermehren könne. Allein sie beharrte auf ihrem Köpfchen, und kam endlich auf den Einfall, als Tochter mitzureisen; da bedürfe sie keiner Gesellschafterin, und die eine kleine Person mehr oder weniger, werde bei dem gastfreundlichen Commandanten nichts ausmachen. „Man kann dem Mädchen nichts abschlagen," fuhr der alte Lenz fort.

„Nein, das weiß Gott," fiel der Commandant lachend ein, „davon kann ich ein Liedchen singen."

„Ich ließ mir also ihre Begleitung gefallen, aber unter der einzigen Bedingung, daß sie sich überall und jederzeit in ihrer Rolle nehme, und vor allen Dingen in Gegenwart Anderer dem Bräutigam keinen Kuß gebe. Sie hat mit mir zwei Tage darüber gehandelt; aber da blieb ich nun ein-

mal fest. Jetzt, bei der frohen Entwickelung eines Verhältnisses, zu dem ich tausend Glück vom Grunde meiner Seele wünsche, ist hier denn das kleine Mäulchen gar zu wässerig geworden. Werden Sie, meine würdigen Freunde, mir, werden Sie uns den kleinen, arglosen Betrug verzeihen?“

Wir umarmten den lieben Mann, und versicherten ihn Alle einstimmig, daß uns seine allerliebste Schwiegertochter gar sehr willkommen wäre.

Die Kur des alten Lenz war vollkommen geglückt. Als ich ihm in einem halb dunkeln Zimmer zum ersten Male das Licht gab — ach Gott, wer beschreibt diese rührende Scene!

Sein erster Blick fiel auf Lottchen. Er hatte sie als kleines Kind gesehen. Er erkannte sie nicht gleich wieder. Lottchen lag still, ohne zu sprechen, zwischen seinem Schooße auf den Knieen vor ihm; neben ihr der junge Lenz. Er sah Beide eine lange Weile stumm an. Endlich rief er mit zitternder Stimme: „Das ist mein Sohn, mein einziger lieber Sohn! Und das — ach, das ist das vollkommene Ebenbild meiner treuen Frau. Das ist mein Lottchen!“

Die Kinder lagen schluchzend an seiner entzückten Brust. In des Commandanten Auge hatte ich nie Thränen gesehen; aber in diesem schönen Augenblicke liefen sie ihm still über die Wangen. „Sieh, Alte,“ sagte er, und zog das Mütterchen an sein Herz, „wenn wir einmal über Deinen Sternen sind, dann werden wir unsern Sohn, unsern ein-

zigen Wilhelm auch sehen. Heinrich, nimm Deine Sophie und kniee nieder, und danke fromm und kindlich dem großen Baumeister der Welt! Er hat Großes an Dir gethan. Heinrich, Du sitzest von nun an an unserm Tische obenan. Der Mann, der Blinde sehend machen kann, sollte überall obenan sitzen."

Nach einigen, sehr glücklich verlebten, Wochen reisete endlich Lenz mit seinen Kindern wieder zurück. Den Abend vor der Abreise war noch besprochen worden, daß unsere Verbindung zusammen hier auf dem Grausensteine gefeiert werden solle.

Am Morgen, als die Reisenden schon die Zugbrücken der Festung hinter sich hatten, und mit Schnupftüchern und Hüten die letzten Lebewohle uns zuwinkten, kam der Bediente des Commandanten, und brachte ein kleines versiegeltes, an uns Alle adressirtes Päckchen. Es war der Schlüssel zum bisherigen Wohnzimmer des alten Lenz, mit der Ueberschrift: „eiligst zu eröffnen."

Als wir aufschloßen, brannte die ganze Stube; die herzigen Menschen hatten uns eine complete Weihnachtsbescherung bereitet. Lauter Christbäumchen, mit mehreren tausend Lichtern. Es flimmerte und flammerte Alles um uns herum. Sophie sprang wie ein kleines Kind im Zimmer umher. Wir sahen eine Menge blitzender Sachen, aber vor lauter Licht und Funkel wußte man gar nicht deutlich, was man eigentlich sah. Endlich, bei näherer, ruhigerer Besichtigung, fand ich denn für die Alten ein

großes, im neusten Geschmack ganz herrlich gearbeitetes, silbernes Tafelservice; eine Bibliothek mit den neuesten Werken über Festungsbau und Astronomie, in lauter Prachtbänden; ein Billiardreglement, in goldenen Rahm unter Glas gefaßt, und die Instrumente, die der Commandantin auf ihrer Sternwarte zu ihrem astronomischen Apparate noch fehlten, von den ersten Meistern gefertiget; für Sophie eine siebenzeilige Perlenschnur von unschätzbarem Werthe, einen Juwelenschmuck, den eine fürstliche Braut tragen konnte, und eine Sammlung aller deutschen Klassiker; und endlich für mich sieben seidene Beutel, jeden mit einem Tausend Stück blanken Thalern, und eine von unserm Auditeur gerichtlich ausgefertigte Versicherung, daß ich lebenslänglich jährlich eintausend Thaler von dem Hause Lenz und Sohn ausgezahlt erhalten solle.

Der Leibmedikus.

Unser doppeltes Hochzeitfest verlegten wir auf den 18ten Mai, an welchem Tage der Alte sein Dienst-Jubiläum als Commandant von Grausenstein feierte. Die ersten Häuser der Grenzstadt, mit Lenz befreundet, kamen auf unsern Felsen gewallfahrtet. Alle Fenster der Festung waren mit blauem und weißen Flieder geschmückt. Heute vor fünfzig Jahren, um neun Uhr früh, hatte der Alte den Diensteid als Commandant abgelegt. Punkt neun Uhr donnerten gegen alle vier Weltgegenden hundert Kanonen in die Felsschlünde hinab. Der Commandant hatte den Marsch aufgehoben, nach

dem er als Junker von zwölf Jahren zum erstenmale im Regiment Leibgarde auf die Parade gezogen war. Mit demselben Marsch, den ich glücklicherweise zufällig kurz zuvor unter seinen Papieren gefunden hatte, marschirte jetzt die ganze Garnison en Parade vor unser Haus. Seit zwei und siebenzig Jahren hatte der alte Mann den Marsch nicht gehört, aber er kannte ihn gleich. Die Gewalt der gewohnten Töne erschütterte sein Innerstes. Sein Auge glänzte im jugendlichen Feuer, sein ganzer Körper streckte sich stolzer. Die alten Waffenbrüder, die mit ihm in Reih' und Glied gestanden hatten, denen an seiner Seite die Fittiche des Todes in grauenvollen Schlachten schaudernd vorüber gerauscht waren, sahen Alle heute wie verjüngt aus. Der Commandant begrüßte sie vor der Fronte des Regiments mit einer kurzen, aber männlichkräftigen Rede. Dann stellte er sich an ihre Spitze, zog den Degen, commandirte Marsch, und führte seine alten Kameraden zur Kirche. Wir zogen Paar und Paar nach. Meine Sophie hatte heute alle Gefangenen frei gebeten. Es war keiner in Fesseln. Sie hatte sich gestern unter sie gestellt, und hatte ihnen versprochen, sie heute von den Eisen zu befreien, wenn sie ihr gelobten, ihren Ehrentag durch keinen Fehltritt zu vertrüben. Sie hatten es Alle heilig versprochen. Der Zauber eines schönen unschuldigen Mädchens wirkt auch auf das roheste Gemüth mit allgewaltiger Macht. Die Menschen hielten Alle Wort. Sie wurden auf gemeinschaft-

liche Kosten, vom Commandanten und Lenz, mit Braten, Bier und Wein bewirthet, und es fiel nicht der geringste Exceß vor.

Als Mann und Frau, gingen Sophie und ich, Lottchen und Lenz, Arm in Arm, aus der Kirche. Mütterchen und der alte Lenz führten den Commandanten. Bei der glänzenden Mittagstafel überraschte uns der Flügel-Adjutant des Fürsten; er überreichte dem Commandanten das Patent als General-Lieutenant, und hing ihm, im Namen des Fürsten, das Band des höchsten Ordens im Staate um. Auf die Brust heftete er ihm einen blitzenden Stern. Dem gütigen Fürsten und der neuen Excellenz ertönte, unter fröhlichem Paukenwirbel, ein jubelndes Vivat.

In dem allerhöchst eigenhändigen Schreiben, das diese verdienten Auszeichnungen begleitete, lag ein kleines Billet, Der Commandant gab es mir mit sichtbarer Freude. Der Fürst, von dem glücklichen Erfolg meiner Kenntnisse, und von meiner Familienverbindung mit dem Commandanten durch Letztern unterrichtet, entließ mich meines Arrestes.

Auf das bringende Bitten der Familie Lenz, ließ ich mich in ihrem Wohnorte nieder. Es fehlte hier an guten Aerzten; ich machte vielleicht über Verdienst mein Glück. Von unserm Gärtchen am Hause aus können wir über die Grenze den Grausenstein auf seinem Felsenthron deutlich erkennen. Wir sind oft dort, und neulich noch sagte Mütterchen mit ihrem ernsten Lächeln, das so milde ist, und ihre

fromme Rede immer mit Weihe begleitet: „Sieh, Heinrich, man muß nicht immer gleich mit dem Kopf durch die Mauer wollen, wenn es uns nicht so geht, wie wir wünschen. Dulden, Ausharren ist oft männlicher, als kämpfen. Gott nur weiß, was uns gut ist, und er lohnt uns unsere Tugenden, wenn es Zeit ist. Auf meines Mannes Brust glänzt jetzt ein Stern. Er hatte ihn schon lange im Herzen getragen. Mir ist mein Alter darum nicht lieber geworden; aber doch sehe ich das glänzende Ehrenzeichen gern, weil mir ein Stern immer eine schöne Bezeichnung unserer Herzensreinheit bleibt, und weil mein Mann diesen Stern von seinem Fürsten und dem Volke verdient hat. Sophie, trage Deinen Mann, und Du, Heinrich, die Welt und das Geschick, und Euer Stern wird Euch immer und ewiglich leuchten."

Vor Kurzem verlegte die Prinzessin Johanna, nach dem Tode ihres Gemahls, ihren Hofstaat in unsern freundlich blühenden Wohnort. Auf Empfehlung des alten Lenz, der viel bei ihr gilt, ernannte sie mich zu ihrem Leibmedikus, und so sind auch die Worte wahr geworden, die der Wirth zum grünen Esel sprach, als er mir aus dem Fenster nachrief: „Nun, Gott befohlen, mein Herr Leibmedikus!"

Vorstehende Geschichte habe ich aus dem Tagebuche des interessanten Mannes, den die Leser hier kennen gelernt haben, wörtlich ausgezogen. Wenn

junge Leser die ewige Wahrheit daraus ziehen, daß Bescheidenheit und gediegene Kenntnisse ihren Mann durch alle Verhältnisse des Lebens sicher führen, so hat mein Freund Heinrich keine todten Buchstaben geschrieben.

Munter ist die Hauptsache.

1.

Bleib nicht zu lange aus! sagte meine Base, und steckte mir mein Bündel unter den Arm; ich aber versprach in Kurzem wieder zu kommen, drückte ihr und dem Oheim die Hand, und wollte gehen.

Da überfiel es mich seltsam. Die Base hatte mich so wehmüthig und der Oheim so freundlich angesehen, und in unserem traulichen Stübchen war es so still und lautlos geworden, als ob mir Alles darin auf ewig ein Lebewohl sagen wolle.

Ich kehrte von der Thüre noch einmal um, und gab meiner Frau Base noch einmal die Hand, und sagte sehr weich und herzlich: Lebt wohl, meine liebe Mutter!

Die Frau Base meinte, ich nähme Abschied, als wollte ich zur See und kehrte nimmer heim, aber sie erfaßte doch meine Hand in die beiden ihrigen und drückte sie fest an sich, und sagte: Bleib gesund und gut, und grüße Forstschreibers, und komm bald wieder. Da rief mein Oheim: macht keine

Possen, der Junge geht drei Meilen, ist in acht Tagen wieder zu Hause, und Ihr thut wahrhaftig, als ginge es auf eine Reise um die Welt. Marschir' mit Gott, Theodor, und sey nicht kindisch! Munter ist die Hauptsache.

2.

Der Mann auf dem Damme.

Meinen Dornstock in der Rechten, und mein Bündel in der Linken, schlenderte ich durch den hohen Buchenwald nach Blaurode zu, und freute mich auf das Pfingstschießen, zu dem mich der Vetter Forstschreiber eingeladen.

Aber meine Freude war gedämpft, ich wußte nicht, durch was. Ich dachte immer an die Base, wie sie meine Hand an ihr Herz gedrückt, und konnte ihres mütterlichen Blicks nicht vergessen.

Man sollte nie auseinander gehen, ohne daran zu denken, daß man sich vielleicht nie wieder sehen könne. Ich ging nur auf einige Tage zu einem fröhlichen Feste, und habe meine Base, die an mir Mutterstelle vertrat, nie wieder gesehen.

Ein dunkles Vorgefühl hiervon mußte mein Gemüth heimlich angesprochen haben, denn ich konnte weder singen noch pfeifen, was ich sonst immer that, wenn ich durch den herrlichen Buchenwald ging, in den der Frühling einzuziehen sich eben bereitete.

Ich schritt ernst und verloren in wunderliche Träumereien über das, was mir das Nächste war, über mich selbst, vorwärts. Nach dem Pfingstschie-

sen sollte ich als Schneider in die Lehre, und zugleich nebenbei in das Seminarium kommen, um mich zum Schulmeister vorzubereiten; so wollte es mein Oheim, der in mir schon seinen künftigen Adjunctus sah; und weiter hatte ich keinen Menschen in der Welt, der etwas anders über mich gewollt hätte, denn Vater und Mutter lagen auf unserm Kirchhofe unter den Hügeln, welche die schönen in diesem stillen Garten Gottes waren, weil ich sie mit Rosen und Lilien, mit wilden Nelken und Astern bepflanzt hatte und ihrer mit aller Sorgfalt wartete. Ich aber hatte keine Lust zum Schneider-Schulmeisterleben, doch wußte ich kein anderes.

Mir ward der dichte, noch laublose Wald zu enge, wenn ich daran dachte, wie ich künftig hier in dem Dörfchen hinter mir, mein ganzes Leben hindurch nähen und schulmeistern sollte, und ich eilte, daß ich auf den Damm kam, der zwischen unabsehbaren Wiesen, auf den spitzen Kirchthurm von Blaurode zu führt.

Noch standen die Wiesen fast ganz unter Wasser; nur auf einzelnen höhern Punkten prangte frisches Grün, und an den Wänden des Dammes summten die Bienen um die bunten Lieblinge des Frühlings.

Das Bild meines Lebens lag vor mir, ohne daß ich es wußte. Aber die freie Aussicht auf die reine, weite Spiegelfläche des Wassers, die kleinen grünen Inseln, die tausend Blumen am Dammrande; der hohe feste Weg, den die Kunst dem Wanderer

bereitet hatte; der still wirkende Fleiß der lustigen Bienen; das Alles wirkte so ermuthigend auf mein Herz, daß ich das Leibwort meines Oheims: Munter ist die Hauptsache, laut in die laue milde Luft sprach und meine Schritte verdoppelte, um den Mann einzuholen, der weit vor mir auf dem Damme desselben Weges ging.

3.

Das grüne Haus.

Ich bin doch recht hier auf Blaurode? rief er mir in einer Entfernung von zwanzig Schritten schon entgegen, blieb stehen, bis ich heran sey, und zündete seine mit dickem Silber beschlagene Pfeife unterdessen an.

Sie können gar nicht fehlen, das ist schon der Thurm dort.

Er fragte hierauf, wie weit er dann noch bis zum grünen Hause habe?

Wenn er dorthin wolle, erwiederte ich ihm, brauche er nicht erst in die Stadt, sondern könne gleich links, auf einem zweiten schmalen Damme abgehen, wo er noch fünf tüchtige Stunden habe. Bis zum Damme links, hatten wir noch eine ziemliche Strecke; bis dahin erzählte er mir, daß er zum Fürsten wolle, der sich jetzt einige Tage auf dem Jagdschlosse zum grünen Hause aufhalte; daß er Empfehlungbriefe an den Hofmarschall habe, und daß er als Lakai angestellt zu werden hoffe.

Er machte mir von dem Wesen eines fürstlichen

Lakaien eine so reizende Beschreibung, daß ich gleich auf dem Flecke den Damm links nach dem grünen Hause mit ihm hätte einschlagen mögen. Viermal mehr Einkommen als mein Oheim der Schulmeister; täglich drei Schüsseln aus der fürstlichen Küche; Mittags und Abends eine Flasche Wein; Trinkgelder ohne Zahl, und dafür weiter nichts zu thun, als das bischen Aufwarten — es war kein glücklicheres Loos in der Welt. Ich sann schon im Stillen auf eine schickliche Wendung, um ihn zu bitten, mich mitzunehmen, als wir an dem Damme links standen. Der Neidenswerthe ging seinem glänzenden Glücke entgegen; ich hatte ihm den Weg gezeigt!

4.

Die Magenspalte.

Wie ich von da in die Stadt gekommen, weiß ich nicht; ich sah nichts, als das Hofleben vor mir. Das Wort Empfehlung schreckte mich nicht ab. Der Vetter Forstschreiber war sonst als Futtermarschall bei Hofe angestellt gewesen; der mußte die wirksamsten Verbindungen haben, und mir die nöthigen Empfehlungen dutzendweise mitgeben können.

Die Schneider- und Schulmeister-Laufbahn war auf ewig verlassen. Das war bestimmt.

Ich machte Riesenschritte. — Es lag in dem tiefsten Winkel meiner Seele der Gedanke an die Möglichkeit, vielleicht — wenn der Vetter Forstschreiber sich gleich hinsetzte, und die erforderlichen Empfehlungbriefe schrieb — noch zu rechter Zeit

auf das grüne Haus zu kommen, um den Platz zu erhalten, nach dem der Mann auf dem Damme ging — da stand ich plötzlich still, und erschrak über mich selbst. — Zu meinen Füßen wühlte eine Biene im Kelch einer Blume; eine andere summte heran, als sie aber die Biene im Kelche sah, flog sie weiter und ließ der Schwester das Brod. Nein, rief ich ihm leise und beschämt nach: gehe hin, und finde; ich will auch suchen; der Mensch soll dem Bruder-Menschen nicht nehmen, was die Biene der Schwester-Biene läßt. Auch ich werde meine Blumen finden; ich ging nun langsamer, und trat, fröhlich des Sieges, den ich über mich erkämpft hatte, in das Haus meines Vetters, des Forstschreibers.

Was das Menschenkind groß geworden ist! rief mir alles entgegen, und Sabine, die Dienstmagd, die mich sonst immer Theodorchen, oder, wenn sie es recht gut mit mir meinte, Döschen nannte, hieß mich jetzt Mosje. Ich ward roth bis an die Ohrläppchen, denn so hatte mich noch Niemand geheißen mein Lebenlang. Ich kam mir selbst auf einmal wie ein Mosje vor, und reckte und streckte mich, wie eine Kerze. Mein Vetter aber meinte zu seiner Frau, er müsse mir wahrhaftig wieder einen neuen Rock machen lassen, denn aus diesem und aus dem ganzen Anzuge sey ich so heraus gewachsen, daß zwischen dem Ende meiner Piqué-Weste und dem Anfange meiner gelbledernen Modesten, eine Hand breit leerer Raum sey. Ich

senkte meinen Blick auf den bezeichneten Platz und bemerkte mit Schrecken, daß er wahr gesprochen; ich zog nun, wo ich stand und ging, das Leder hinauf und den Piqué herunter, aber ich mochte ziehen, wie ich wollte, einen Finger breit blieb die unglückliche Spalte quer über dem Magen immer noch offen.

5.

Sabine die Fürsprecherin.

Nun war mir das ganze Pfingstschießen nichts mehr werth; denn mit der weißen Lücke auf die Schießwiese zu gehen, wo alle Menschen mich kannten, wäre mir um keinen Preis möglich gewesen. Ich ließ meinen Unmuth an dem Guß- und Mandelkuchen aus, der meiner Frau Muhme, der Frau Frostschreiberin, ganz trefflich gerathen war, und sie freute sich, daß es mir schmeckte. Um ihr nun recht viel Freude zu machen, aß ich, bis ich nicht mehr konnte, und glaubte schier platzen zu müssen; allein mein Uebel war dadurch nur noch größer geworden, denn natürlich, die Spalte klaffte jetzt bei dem gefüllten Magen viel weiter, als je auf. Darüber ward ich traurig, und überließ mich dem Kummer so unverholen, daß Sabine, die heute, mit Scheuern und Waschen und tausend Vorbereitungen zum Schießfeste, den Kopf doch recht voll hatte, meines Grams wahrnahm, und mich um die Ursache fragte. Ich vertraute ihr meine Noth durch einen verschämten Blick auf meine Blöße, und sie

versprach, bei ihrer Frau ein gutes Wort für mich einlegen zu wollen.

Noch denselben Abend hinterbrachte sie mir, daß ich morgen eine abgelegte Weste von meinem Vetter dem Herrn Forstschreiber bekommen werde, und bei dessen Flügelmannlänge durfte ich hoffen, daß die zu Erwartende meine Blößen sattsam bedecken werde. Munter ist die Hauptsache! rief ich mir mit meinem Oheim, dem Schulmeister, heimlich zu, und konnte vor Freude kaum schlafen.

6.

Der Lebensplan.

Die Straße, durch welche der Kriegerzug vor unsern Fenstern vorbeigehen sollte, war mit Maien geschmückt. Jung und Alt war festlich gekleidet; beim Hauptmann und Fähndrich, die nicht fern von uns wohnten, bliesen die Stadtpfeifer erst ein Morgenlied, dann: Freut Euch des Lebens, und den Dessauer, und der einzige Haarkräusler des Städtchens schoß athemlos vorüber, denn der ganze Generalstab verlangte heute nach dem Kammstrich, und ungeachtet der Künstler seit Morgens drei Uhr mit dem Schnabel-Eisen herum sengte und brannte, war doch noch mancher Borstenkopf zurecht zu setzen.

Wir Drei aber saßen in der, mit feinem Sande bestreuten Stube, die Fenster mit Blumen, und sämmtliche Vogelbauer mit jungem Mäusegedärm *)

*) Alsine media. Linn.

behangen, am festlichen Kaffeetische, und ich mußte vom Oheim und der Base erzählen, und von dem, was ich gelernt, und der Vetter Forstschreiber freute sich über die Versicherung des Oheims, die ich brieflich mitgebracht, daß ich nun werden könnte, was ich wollte, ich werde ihm in keinem Stande Schande machen; darauf hob denn die Muhme Forstschreiber an, eine Frau, die auch sonst bei Hofe gewesen, und als Silberwäscherin feine Manieren gelernt hatte, und die Welt kannte: Nun, Vetter, wozu hast du nun Lust? Ich und mein Mann wollen dir treulich beistehen; du bist nun groß und alt genug, deine Carriere zu wählen; sprich, was möchtest du werden?

Es konnte keine schönere Gelegenheit geben, mit meinem Plane hervorzutreten. Ich war zwar über die Anrede erschrocken, denn ich kam mir vor, als stände ich wieder in unserm Buchenwalde, wo es viele Fußsteige in das Holz gab, die in das Dickig und in Moräste führen, aber ich meinte, den rechten schon treffen zu wollen.

Mit dem Schneider ist es nichts, entgegnete ich, und strich mir mit beiden Händen verlegen die Waden: ich habe da —

Pfui, nur kein Schneider! fiel die Muhme mir empfindlich in's Wort. Krüppeln und Lahmen die Nähnadel in die Hand, aber —

Es sind auch Ehrenleute, Rosinchen, sagte der Vetter verständig: vergiß nicht, daß der selige Flick, unser Großvater, von dem du das Tischzeug erbtest,

auch ein Schneider war; aber Vetter, wenn du keine Neigung zu der sitzenden Lebensart hast, zwingen wollen wir dich nicht; was dächtest du sonst? —

Ich habe da — hob ich an und sah zur Erde, denn die Schwere des Gedankens, meinen Lebensplan auszusprechen, drückte mir die Augen nieder: ich habe auf dem Wege hierher — der Fürst ist im grünen Hause — wenn ich so an den Hof kommen könnte — Sie sind dort gewesen, Herr Vetter, und die Frau Muhme — vielleicht könnte ich durch Ihre Empfehlung —

Als was denn, Vetter? fragte mit nicht recht beifälligem Blick die Muhme.

I, vor der Hand nur als Lakai! —

Da behüte dich Gott vor! entgegnete der Vetter: erstlich sind wir Beide lange von dort weg, alle alten Bekannten von Einfluß, der Leibheiducke, der Küchenmeister, ein alter Kammerjunker und die geheime Waschfrau, sind unterdessen anderweit versorgt oder gestorben, so daß wir dort keine Verbindung mehr haben, und dann die Livree, nein, Vetter, und selbst, wenn es eine fürstliche ist, bleibt immer das Aushängeschild, daß in so einem betreßten Rocke ein sklavischer Knecht steckt, ein privilegirter Faullenzer. Als Futtermarschall habe ich sonst den ganzen Stall unter mir gehabt, ich kenne die Sorte! Ich habe die Kerle, um sie nur in Ordnung zu halten, zusammen gewackelt, daß sie oft Sonne, Mond und Sterne nicht erkennen konn-

ten. Und die Hofluft! — So lange das Volk einen braucht, so lange ist man gut genug, ihr Narre zu seyn. Sonst, als ich unter diesem Pack lebte, war ich so dumm, wie die Hofschranzen alle sind. Jetzt aber, hier in meinem patriarchischen Blaurode, fern von jenem erbärmlichen Scheinglanze, habe ich den Werth des freien Mannes kennen gelernt. Ich bin ein Philosoph geworden. Du hier, in unserer freien Natur geboren — nein, Vetter, du bist wohl eines Bessern werth; du schreibst eine hübsche Hand, ich denke, dich bei irgend einem tüchtigen Advokaten unterzubringen, da verdienst du dir dein Brod, und passirst mit für einen Studirten. Aus dem Schlag Leuten ist schon mancher große Mann hervorgegangen, man muß nur immer —

7.

Der erlauchte Gast.

Der Hufschlag eines in gestrecktem Laufe die Straße heraufkommenden Pferdes, störte unsere Sitzung. Wir eilten an die Fenster. Ein Reiter, in blankem, reich mit Golde besetztem Coller, sprengte an unser Haus. Das ist fürstliche Livree, schrie der Vetter, und stürzte ihm entgegen, die Muhme und ich hintendrein.

Der Reiter sprang vom Pferde, und überreichte dem Vetter, mit den Worten: vom Hofmarschall, ein versiegeltes Billet. Er und sein Goldfuchs waren mit Schweiß und Staub bedeckt; es mußte auf Tod und Leben gegangen seyn. Der Vetter las;

die Muhme und ich steckten die Köpfe ihm über die Achseln.

Die junge Prinzessin wünscht das heutige Pfingstschießen mit anzusehen; ich habe den Auftrag, Ihre Durchlaucht zu begleiten, wir bitten uns, für heute Mittag, bei Ihnen zu Tische. Nehmen Sie es nicht übel, daß wir Sie behelligen. Sie werden diese fürstliche Gnade als einen Beweis des guten Andenkens ansehen, in dem Sie, aus alter Zeit her, noch bei dem ganzen Hofe stehen. Vor Allem aber habe ich den Befehl, Sie zu ersuchen, in Hinsicht unserer Bewirthung durchaus keine Umstände zu machen. Ihre Durchlaucht wollen im strengsten Incognito bleiben, und reisen als Fräulein von Schlitz; mich, bitte ich, nur Baron zu nennen. Es darf kein Mensch wissen, wer wir sind, weil die guten Blauroder nicht im Geringsten in ihrer Freude gestört werden sollen. Ich rechne daher, mein werthester Herr Forstschreiber, mit Bestimmtheit auf Ihre Diskretion ꝛc.

Jagdschloß zum grünen Hause am zweiten Pfingsttage.

Der Vetter war rein verklärt; die Muhme versteinert; Sabine brachte dem geputzten Reitknechte Kümmel, Wein, Kaffee und Bier auf einem Teller, ich lispelte ihr: meine Weste! angstvoll in's Ohr, aber sie hörte mein Flehen nicht. Die ganze Hausthüre war von Neugierigen umsetzt. Der Vetter hatte das Billet halb laut gelesen. Den Umstehenden war kein Wort verloren gegangen, in

fünf Minuten wußte die ganze Stadt von dem erlauchten Gaste.

8.

M a l a g a.

Keine Feder vermag den Lärm zu beschreiben, der nun in unserm Hause begann. Das Oberste war zu unterst gekehrt. Die Muhme sprach von zwölf Schüsseln, der Vetter rannte in die Apotheke, um Sekt, spanisch Bitter und Malaga zu besorgen. Er beschwor den Büchsengott, ihm vom Besten zu geben, und dieser betheuerte, seine Recepte wären die ersten im Lande. Es ward von Allem auf der Stelle gekostet, und der Vetter kam, halb voll des süßen Weines, nach Hause. Sabine besorgte die auswärtigen Angelegenheiten, die Gänge zu Fleischer, Bäcker, Krämer und Fischer.

Alle zwanzig Schritte stieß sie auf die Truppen des Schützen-Corps, denn eben zogen sich die Hülfstruppen aus den einzelnen Gassen zusammen: um in Masse mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel durch das Hirtenthor auf den Schießplatz vorzurücken; Sabine aber schlug sich mittelst kühner Flankenangriffe überall durch, denn es galt hier der Tochter des Fürsten, die heute erfahren sollte, daß Forstschreibers in Blaurode am Hofe gewesen und noch zu leben verstånden. Mir war das Departement des Innern übertragen worden, die Besorgung der Tafel und dergleichen kleine Einrichtungen mehr, bei denen mir der Vetter, freudig

und fröhlich, den Bratenrock an den Nagel gehangen, hülfreiche Hand leistete.

Vor einer Stunde noch der strengste Gegner alles Hofwesens, sprach er jetzt von nichts, als von dem außerordentlichen Glück, das ihm widerfahren, und von dem Aerger, den der Rath-Amtmann haben werde, daß die Prinzessin nicht bei ihm abgetreten; er fragte mich mehr als dreimal, ob ich die Stelle im Billete Sr. Excellenz des Herrn Hofmarschalls gelesen, wo von dem guten Andenken Erwähnung geschehen, in dem er noch bei dem ganzen Hofe stehe.

Ich benutzte seine glückliche Stimmung, wiederholte ihm meinen Wunsch wegen meiner künftigen Anstellung bei Hofe, und bat um seine Verwendung bei der jungen Fürstin. Hier ist Gottes Finger im Spiele! sagte er mit hellleuchtendem Blick; ich will dir nicht entgegen seyn, Vetter. Nur zieh' dich nicht zu dem Gemeinen herab. Bedienter sollst und mußt du nicht werden. Um so etwas zu bitten, würde selbst unter der Würde meiner Verbindungen seyn. Braucht das Hofmarschallamt, oder vielleicht der Hofstaat der jungen Fürstin, einen Schreiber, so will ich deine Bitte gern berücksichtigen. Du erhältst dann den Titel, Secretair, und das ganze Hofbedienten-Geschmeiße muß sich vor dir bücken.

Mir verging der Athem bei dem Worte: Secretair; ich ließ den Doppelkahn, den ich aus einer steif gestärkten Serviette auf dem Tischplatze des

Hofmarschalls eben brechen wollte, halb fertig liegen, und eilte an die Brust meines vetterlichen Mäcens. Die Freude über den Secretair berauschte mich mehr, als ihn sein Apotheker-Malaga.

9.

Die unzgewickelten Damen.

Du hast, hob er mit gesteigerter Grandezza eines Beschützers an, gute Schulkenntnisse, nur, setzte er schonend und leise hinzu, und hauchte in das Mundglas der Fürstin, das er eben mit einem Wischtuche spiegelblank polirte, nur fehlt's dir an äußerm Anstand. Wir nennen es bei Hofe, Tournure. Sieh, fuhr er fort, und stellte seine lange Westenärmel-Figur in die zweite Position, preßte die Schulterblätter eng an einander, und zog den Bauch ein: sieh, wenn jetzt die Fürstin kommt und wir an den Wagen eilen, so mach' ich drei tiefe Verbeugungen, du stehst mir zur Seite, links etwas im Hintergrunde, und machest sie mir nach, doch tiefer als ich, denn du bist jünger, und, deiner Stellung gemäß, vom Throne der Fürstin entfernter. Ich küsse dann der jungen Fürstin den durchlauchtigen Rock, dem Marschall die Hand, und du desselbigen gleichen. An der Wand hing ein östereifarbner Tüffel-Oberrock der Muhme, der stellte die Fürstin vor, an ihm mußte ich lernen, ihr meine Devotion zu Füßen zu legen; so nannte der, mit einem Zauberschlage in das Hofleben zurückversetzte Vetter, die Huldigung des Rockkusses.

Wie alt ist wohl die Allergnädigste? fragte ich zaghaft, denn mir bangte vor dem Rockkuß, seit mir der Vetter gesagt, daß ich kein Geschick zu so etwas habe.

Es ist eine Posthume, entgegnete er rechnend: sie ist nach meinem Abgange vom Hofe geboren; ich kenne sie nicht, doch kann sie ihre siebenzehn, achtzehn wohl haben. Auch der Hofmarschall ist neu; der vorige war ein alter Sappermenter, der auf den Stall eine Pique hatte; wir waren nicht sonderliche Freunde; der jetzige soll jung seyn, und eher ein Wort mit sich reden lassen. Paß auf, Vetter, sie führen etwas im Schilde; um der miserablen Schützen willen, die ohne Führung marschiren, und niemals Schritt halten, kommen sie nicht. Es ist wohl eher in der alten Historie einer von seinem Kohl auf den Thron gerufen worden, Herr v. Clincinatus, glaube ich, hieß der Ehrenmann; warum ich nicht wieder aus meinem philosophischen Krautgarten hieselbst, in das Getreibe des Hoflebens?

Halt! schrie es auf der Straße, und ein Schützenpiquet faßte Posto vor unserm Hause.

Der Vetter steckte den Kopf zum Fensterschöschen hinaus, und fragte, was das bedeute? Da antwortete der Buchbinder des Orts als wohlbestellter Premieur-Lieutenant, und legte die verwendete Linke salutirend an den Treffenhut, es sey die Ehrenwache der Fürstin.

Der Vetter verbat sich alle solche Empfangfest-

lichkeiten, weil Ihre Durchlaucht platterdings nur als Fräulein von Schlitz einpassirten; allein der Buchbinder zuckte die Achseln, und sagte: Herr Forstschreiber, Sie kennen den Dienst; ohne Contreordre bleibe ich mit meinen Leuten bis an mein seliges Ende hier auf dem Platze; Sie wissen, der Hauptmann ist streng, und Ordnung erhält die Welt. Auch soll ich den Herrn Forstschreiber ersuchen, beim Parade-Aufzug, wo irgend thunlich, den Perückenmacher Brenn als Schießlieutenant zu vertreten. Der Mann wird nicht fertig, es ist nicht menschenmöglich; alle Damen der Stadt wollen der Fürstin die Cour machen, und noch ist keine gewickelt.

10.

Der Willkommen.

Am Ende der Straße schrie jetzt der Scheibenkucker, den man als Telegraphen unfern des Thores postirt hatte: Herr Premieh, sie kommen, sie kommen, hinterm Sandberge geht eine Staubwolke auf, bis an den Himmel hinan! — Da commandirte der Premier-Lieutenant: Gewehr auf! und die Elite that, wie ihr befohlen. Aber der Rathschlächter, gegenwärtig Fahnenjunker der Gilde, schaute blinzelnd gegen den Berg, und schlug sofort dem Premier-Lieutenant vor, wieder Gewehr in Arm zu commandiren. Nicht die Allerhuldreichste Prinzessin, sagte er mit ziemlichem Lächeln, ist es, die das Gestäube verursacht; sondern meine Schöpse, die weiden da draußen. Die Veteranen lachten, und

nahmen ungebeten die rostigen Waffen beim Fuß. Der Vetter indessen lief in bloßen Hemdärmeln eilends zum Hauptmann, und bat, stracks die ganze Garde zurück zu berufen, denn bei Vermeidung fürstlicher Ungnade wollte die Prinzessin gänzlich incognito bleiben. Das wirkte, denn der Hauptmann gab ohne Weigerung seine alte Magd mit, die dem Piquet die Ordre zum Rückmarsch brachte. Auch sorgte der Vetter für zwei Bettelvögte, welche den Platz vor dem Hause von der zudringlichen Jugend säubern mußten, die unsere Thüre so männlich belagerte, daß schier kein Mensch heraus noch herein konnte.

Der Rathschlächter hatte Unrecht gehabt. Nicht seine Schöpse, sondern die Eingeborne des Fürsten hatte die Staubwolke verkündet.

Mit der Schnelle des Sturmwindes flog eine vierspännige Chaise die Straße herauf, und hielt vor unserm Hause.

Der Vetter hatte seinen Rock verfaselt, und fuhr in der Angst in das an der Wand hängende Oster-Ei der Gattin; aus der Stubenthür führten zwei Stufen auf die Hausflur; die schoß der Vetter mit einem gräßlichen Purzelbaum hinab, so daß er, wie ein breit gedrückter Frosch in den weitfaltigen Rock seiner Eva verwickelt, platt auf die Erde hinschlug; ich aber stellte mich, vom Gefühl des Schicklichen gedrängt, vor die Thüre und machte dreimal die drei einstudirten Bücklinge, so daß es ihrer neun wurden, ohne daß ich es wußte.

li... ...m Hause? fragte herablassend der ... ...der unterdessen aus dem Wagen ge... ...gewahrte aber seiner nicht, sondern ... eingelernten Rolle eingedenk, wie be... ... dem Saume des allergnädigsten Rockes, er... ...ber in der Hast, statt dessen, das linke Bein der eben im Aussteigen begriffenen Prinzessin, daß diese, laut aufschreiend, in den Wagen zurück fiel.

11.

Die Bohnenstangen.

Dem Vetter hatte ich durch meinen unglücklichen Mißgriff den Rücken frei gemacht; während der Hofmarschall und die Bedienten mit der Fürstin beschäftigt waren, haspelte er sich wieder auf die Füße, hatte die Ostereischaale mit seinem Festkleide gewechselt, und begrüßte nun die erlauchten Gäste mit gemessenem Anstande.

Ich lehnte, bleich wie ein armer Sünder, an der Hausthüre. Die Lehre meines Oheims, des Schulmeisters, von der Unverletzlichkeit der Gesandten und anderer heiligen Personen im Staate, worüber er den Auserwählten seiner Dorfjugend, aus eigner Liebhaberei, oft eine besondere Vorlesung hielt, fiel mir in ihrem ganzen Umfange auf das Herz. Ich wähnte, die vermaledeite Geschichte mit dem Beine der Prinzessin sey ein offenbares Majestätverbrechen, und sah mich schon von vier Pferden zerrissen.

Doch da kein Mensch that, als sey etwas vorge-

fallen, und da die Prinzessin selbst sich scherzend gegen den Hofmarschall über ihren Rückfall in den Wagen äusserte, kam ich wieder zur Besinnung und hatte den Muth, meine Augen zu der holdseligsten der Fürstentöchter aufzuschlagen.

Verführt von unserer alten Bilderbibel zu Hause, hatte ich mir die Prinzessin als eine hohe, schmächtige Dame, mit einer Krone auf dem Kopf, einen Zepter in der Rechten, einen Reichsapfel in der Linken, in einem Reifrock, und angethan mit diamantenen Spangen und reichem Geschmeide, stolz in Geberde und Haltung, und königlich in Blick und Mienen, gedacht.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich die kleine, zarte Gestalt im einfachen Gewande erblickte; einen Reisehut auf dem Lockenköpfchen, freundlich und lustig, und eine Milde im ganzen Wesen, daß ich schier meinte, eine unsers Gleichen zu sehen.

Mein Vetter, sagte der Forstschreiber mit vornehmen Wohlwollen, mich in der Hausflur vorstellend, und gab mir einen Wink zum Rockkusse; sie aber reichte mir lächelnd die kleine weiße Flaumenhand, und lispelte: ein recht hübscher junger Mann —

Tausendmal habe ich mir die Melodie dieser Worte im Stillen wiederholt; sie hielten mich während einer langen Zeit meines Jugendlebens, wenn das ungünstige Schicksal mich umdunkelte, im freundlichsten Lichte; sie stempelten mich zu einem andern Menschen um. Der unbedeutende Dorfjunge er-

klimmte in einem Momente die Sonnenhöhe des beseligendsten Selbstgefühls; da fiel mein demüthiger Blick über den Purpur der Verklärung, der meine Wangen färbte, auf die unglückliche weiße Magenspalte zwischen der Weste und dem bockledernen Bunde, und ich hätte, vor Scham über den Mißstand, vergehen mögen. Noch, tröstete ich mich, konnte die Angebetete meine Blöße nicht bemerkt haben, denn ich hatte vor ihr tief gebückt gestanden; ich blieb daher weislich in dieser devoten Stellung, bis die Gäste in die Stube gegangen waren, und schlich dann, vorüber gebeugt und beide Hände auf das Corpus delicti gelegt, als zöge mich ein wüthendes Bauchgrimmen zusammen, in die Küche zur Vertrauten meines Lebens, zu Sabinen.

Die Muhme beknixte sich eben im Zimmer mit den Gästen, ich konnte also Sabinen meine Freude und mein Leiden ohne Zeugen mittheilen. Das hochherzige Mädchen hatte mit der Herrin gesprochen, und eine schwarze, mit Glasknöpfchen gezierte Trauerweste, die einzige entbehrliche, für mich erhalten; doch war mir die Traurige zwei Hände breit zu lang, und für einen Menschen von meinem Umfange, zu weit. Sabine indessen wußte Rath, sie steckte im Rücken zwei tüchtige Falten, legte die Schößen und den Ueberfluß inwendig um, und knöpfte es mit den schwarzen Glasrosetten zusammen, so daß ich recht wohlbeleibt aussah. Eine heimliche Sehnsucht, die holde Fürstentochter zu schauen, trieb mich in das Zimmer; aber

die allerempfindlichste Beschämung jagte mich wieder hinaus.

Gleich beim ersten Schritt in die Stube lachten die Prinzessin, der Hofmarschall, der Vetter und die Muhme laut auf; ich sah bestürzt auf mich nieder, und gewahrte auf dem Schwefelgelb meiner Modesten, die fünf rusigen Finger der hülfreichen Sabine.

Ich wendete mich auf der Stelle um, und keine menschliche Macht, selbst nicht der Wunsch der Prinzessin, daß ich mitspeisen sollte, waren vermögend, mich wieder in das Zimmer zu bringen.

Sie hatte gelacht!

Sie hätte mich ermorden lassen können, und es hätte mich nicht so geschmerzt; die Andern hatten auch gelacht; aber das that mir nicht weh; das kümmerte mich nicht einmal.

Ich schlich mich im bittersten Unmuth in das Gärtchen hinter'm Hause, und schmollte mit meinem Geschick. Was hatte ich armer Junge dem Zufall gethan, daß er mich so höhnisch strafte? Auf Sabine konnte ich nicht böse seyn; sie hatte es ja mit mir gut gemeint. Zufall, bloßer Zufall, daß die fünf schwarzen Tippchen vielleicht auf ewig die fünf Nägelmahle meines Kreuzes wurden.

Die ganze Tischzeit über blieb ich in meinem Versteck; der Vetter kam selbst in den Garten und suchte mich, aber ich saß hinter den Bohnenstangen, die im äußersten Winkel an die Saalwand gelehnt waren. Ich hörte den kreischenden Parade-

Marsch der Schützen, die auf den Schießplatz zogen: ich hörte den fürstlichen Wagen vor unser Haus rollen, in dem wahrscheinlich die Gäste zum Schützenfeste nachfahren wollten; ich hörte nach langer Weile den Wagen wieder fortrasseln, und nun erst wagte ich mich aus meinem Versteck.

12.

Der englische Gruß.

Die Muhme hatte geglaubt, ich hätte mir ein Leid angethan, und war erfreut, mich wohlbehalten wieder ankommen zu sehen. Der Vetter brummte mürrisch mir entgegen, daß ich ein dummer Junge sey, der sich nicht zu benehmen wisse. Die Gäste waren fort, aber nicht auf die Schießwiese, sondern nach Hause. Sie hatten ganz unerkannt bleiben wollen, aber durch die Schuld des Vetters, war in der Stadt ruchbar geworden, wer sie waren; bei dem Vorbeimarsch des Schützen-Corps hatte der Rathschlächter die Fahne gesenkt, und der Hauptmann hatte im Eifer seiner Unterthanen-Liebe, als der Zug in die Nähe des Hauses gekommen, und er die Fürstin am Fenster erblickte, während des Marschirens das Gewehr präsentiren lassen; Viele hatten aus übergroßer Höflichkeit den Hut dazu im Maule oder unter'm Arme gehabt, Andere hatten gar, vom Kümmel und Ratavia erhitzt, laut geschrieen: Unsere Prinzessin soll leben hoch! und der Schließlieutenant, der alle Damen ungewickelt gelassen, war hinter dem Zuge hergetaumelt, Degen

und Federhut hoch in den Lüften, und hatte über alle weg beständig gerufen: wir sind Paterjoten, Vivat, die allergnädigste Prinzessin!

Da war die kleine Fürstin verdrüßlich geworden, hatte anzuspannen befohlen, und war, ohne einmal den Kaffee abzuwarten, wieder von dannen gefahren.

Dem Vetter war nun die Freude verdorben, im Gefolge der Durchlauchtigen auf der Schießwiese zu erscheinen, er hatte über den Rath-Amtmann und alle Honoratioren der Stadt einen Sieg feiern wollen, der die Großen seiner kleinen Welt alle zu Boden hätte schlagen müssen; und nun saß er allein vor seinem grau damastenen Kaffeetuche, und ließ seinen Unmuth an Allem aus. Selbst die junge Fürstin verschonte er nicht.

Pah! sagte er mit dem Stolze seiner ihn wiederanwandelnden Philosophie. Die Erdengötter verstehen es nicht, mit ihrem Pfunde zu wuchern! Was schadete es denn der Prinzessin, wenn sie erkannt wurde; sie konnte ganz Blaurode einen Tag bereiten, der bis auf unsere späteste Nachkommenschaft, in der Chronik des Orts, als ein Festtag geglänzt hätte. Es kostete ihr nichts, als ein freundliches Kopfnicken, und Schützengilde und Bürgerschaft hätten zu ihren Füßen gelegen. Ein bloßer Blick von ihr reichte ja schon hin, die alten steifen Spießbürger, wie mit einem Zauberschlage, zu beleben. Der Rathschlächter, sonst gröber als alle seine Ochsen, senkte seine Fahne, die wir noch vom Schwe-

denkriege her haben, mit einem Anstand, als wäre er bei dem Oberhof-Ceremonienmeister in die Schule gegangen, und der Perückenmacher, sonst der gräulichste Raisonneur gegen Hof und Ministerium, brüllte seinen Patriotismus gegen alle vier Winde. Was würde es nicht erst geworden seyn, wenn sie hinausgegangen wäre, und der Hauptmann mit der ganzen Generalität ihr den Ehrenwein gereicht hätte. Ich an ihrer Stelle würde ihn genommen, und ein paar huldvolle Worte zum Volke gesprochen haben. Gott, es sind ja nur Worte! Er sprang auf, nahm an der Stelle des Ehrenbechers eine Kaffee-Tasse, spannte die Stimme bis zum höchsten Baryton, den sein gewöhnlicher Baß nur ermächtigte, und sprach in der Seele der Fürstin: ich danke Euch, Ihr braven Leute von Blaurode, für Eure Liebe. Mein durchlauchtiger Vater sandte mich in Eure Mitte, um Zeuge Eurer Feste zu seyn. Ich leere diesen Becher auf das Wohl Eurer guten Stadt, und sichere Euch meine fürstliche Huld zu.

Haben Sie, Herr Vetter, fiel ich ihm kleinlaut und zaghaft in die Rede; wegen des — Secretairs, bei der Fürstin meiner gütig gedacht? Ich wollte es, versetzte er murmelnd: aber bei Tische schickte es sich nicht, es sah da so aus, als wolle man sich sein bischen Essen mit einer Gnade bezahlen lassen, und mit dem letzten Bissen im Munde, fuhren sie ja wieder zum Dinge hinaus!

Ich rang die herabhängenden Hände still vor mich hin, daß alle zehn Finger knackten, denn nun

war alle Hoffnung verloren — der günstige Augenblick kam nimmer wieder. Die Muhme bemerkte meinen Schrecken und setzte tröstend hinzu: ängstige dich nicht vor der Zeit, Thörchen. Du hast der Fürstin gefallen, sie fand eine Familien-Aehnlichkeit zwischen mir und dir; bei dem Abschied war sie doch freundlich wie ein lebendiger Engel; sie ließ dich auch grüßen.

13.

Der Gulden.

Sie ließ mich grüßen. — Vergessen waren die Leiden des Tages, die kurze Weste und die fünf schmerzlichen Tippchen. Sie ließ mich grüßen. Ich kannte keinen süßeren Gedanken, als den an den Gruß dieses Engels, der mir so erfreulich war, als dem katholischen Rechtgläubigen sein englischer.

Freiwillig verzichtete ich auf das Vergnügen, den Vetter und die Muhme auf die Schießwiese zu begleiten; ich hatte ja Höheres im Sinne. Was sollte mir da draußen das bunte Gewirre? Im Bilde der Fürstin schwelgte mein Inneres, kein äußerer Eindruck sollte dies stören.

Wie ein Gott vergnügt verlebte ich den Rest des Tages im stillen Garten des Vetters, und pflückte am Zaune die paar aufgekeimten Veilchen, um der Angebeteten bescheidene Kränze zu winden.

Mein Gefühl hatte keinen Namen; aber es hatte noch kein seligeres in meiner Brust gelebt. Ihr Erfahrnern, ihr wißt es zu nennen; aber sprecht den heiligen Namen nicht aus, denn streifet die

irdische Luft nur darüber, so welket die himmlische Blüthe. Ich setzte mich wieder in meinen kunstlosen Gartensalon von aufgestapelten Bohnenstangen, drückte die Augen fest zu, und sprach mit dem Zauberbilde, das im Strahlenkranze seiner Reize mir lebendig vor der Seele stand.

Tausend Pläne durchkreuzten sich in meiner Seele. In ihrer Nähe zu leben, war Aller Zielpunkt. Ich nahm mir fest vor, in die Residenz zu gehen und ihr meine Dienste anzubieten. Umsonst wollte ich ihr dienen. Einen Menschen mehr satt zu machen, konnte der fürstlichen Küche nicht schwer fallen.

Je entfernter der Mensch noch von der Ausführung seiner Entwürfe ist, desto leichter sind seine Luftschlösser gebaut. Ich war meiner Sache gewiß, und trat mit einer Selbstzufriedenheit aus meinem Bohnenstangen-Salon, als wäre die Welt mein.

Jetzt erst spürte ich, daß die Trauerweste, ungeachtet des eingeknöpften Umschlags, mir ziemlich weit geworden; ich hatte noch keinen Bissen gegessen. Ich ging in das Haus zurück. Sabine erfreute mir Magen und Herz; ersteren mit den reichlichen Brosamen des Mittagtisches, letzteres mit Vorzeigung eines Guldens, den sie aus der Hand der Fürstin als Trinkgeld bekommen.

Was hätte ich darum gegeben, dem Mädchen das Stück Geld umtauschen zu können, aber ich Armer, ich hatte ja in Blut und Leben nichts, eine solche

Summe aufzubringen; ich drückte das Zweidrittelstück ungesehen an meine Lippen. Es war ja von der, die Gefallen an mir gefunden, die mich einen hübschen jungen Mann genannt, die mich hatte grüßen lassen.

14.

Der Königschuß.

Vetter, sagte die Muhme, vom Schießplatze zurückkommend: du sollst dich gleich aufmachen, läßt dir mein Mann sagen, und mit mir herauskommen; die Gilde hat der Fürstin eine Nummer verehrt, mein Mann soll für sie schießen; zweimal ist schon die Reihe an ihm gewesen, aber er kann heute nicht treffen. Nun fiel ihm ein, wie du neulich bei Euch zu Hause den Geier aus der Luft geschossen; da meint er denn, daß du vielleicht für die junge Fürstin den Königschuß — Was wird dann, fiel ich ihr hastig in's Wort, und griff nach dem Hute: was wird dann, wenn ich ihn treffe?

Nun dann reitet heute noch einer nach dem grünen Hause, und meldet's der Prinzessin. Sie wird dann sich gegen die Gilde und ihren Stellvertreter gewiß gnädiglich zeigen. — Ich schieße den Vogel herunter! rief ich, und lief zur Stadt hinaus nach dem Schießhause zu, daß die Frau Muhme kaum mit konnte. Aber reite ich auch selbst? — das laß ich mir, Muhme, nicht nehmen, setzte ich keck hinzu, denn ich war meiner Sache gewiß; vierhundert Schritte weit hatte ich neulich mit meines Oheims Büchse, dem Schellen-Unter zwischen die Beine ge-

schossen, wo es nichts galt; und heute Abend noch sollte ich sie sehen, und ihr sagen, daß ich, ich sie zur Königin von Blaurode gemacht; um den Preis konnte ich das Leben verwetten, diesmal gewiß nicht zu fehlen. Ich hörte mit fröhlichem Herzen das Knallen der Büchsen, den Signalwirbel der Trommel, die Tanzmusik im Saale und den Jubel des Volks. Endlich war ich mitten im Gewühl; ich wand mich durch die Wurst- und Zinnbuden vor dem Weinzelte vorbei, in dem der Apotheker seine Giftkrätzer verschenkte, und hinter die Pfefferkuchentische weg, auf denen ein lustiger Drehregel, nach berichtigtem Einsatz, die lockere Stadt-Jugend unterhielt, drängte mich durch das bunte Menschengewirre, von dem fast die Mehrzahl betrunken; eilte, der Weisung der Muhme gemäß, auf den Tanzsaal, wo eben der Vetter mit der glühend gewalzten Tochter des Rathcopisten zum Oczakoff antrat, und bat um nähere Ordre.

Hier, Vetter, hast du meine Charte; du siehst, es ist Nummer Eins. Dein Vormann ist Nro. 116, der Ober-, Jagd-, Zeug-, Reparatur-Verwalter Jensichen. Das zweite Rennen muß gleich aus seyn. Meine Büchse hat der Tambour beim Zielstande. Machst du den Königschuß, so gebe ich dir zehn Thaler aus meinen Mitteln; fehlst du, so laß dich nie wieder in meinem Hause sehen. Ich weiß, du bist ein Schütze, aus dem F. F.

Er wollte noch mehr sprechen, aber die Musik zum Oczakoff braus'te auf; die rothgelbe Amt-Co-

pier=Maschine zog den baumlangen Vetter in der Runde. Die Hitze war gewaltig; alle Herren hatten die Röcke schon herunter, und tanzten in Hemdärmeln. Der Bürgermeister, ein lustiger Scherzvogel, wenn er anfing, hatte die große Baßgeige ergriffen, und begleitete höchst eigenhändig die wilde türkische Quadrille, die er seinen Leibtanz nannte, mit kräftigen Strichen.

Dunkeln Blicks stand ich einen Augenblick unter dem gemeinen Troß — hier war meines Bleibens nicht — mit dem Königschuß wollte ich nach dem Höhern fliegen.

Nummer 109. Herr Knopfmachermeister Strohmann — schrie der Abrufer, als ich die Treppe vom Tanzsaal herabkam, und ich wußte, daß ich nur noch sieben Vorderleute hatte.

Zehn Thaler hatte mir der Vetter geboten, und mir im entgegengesetzten Falle sein Haus verboten; der Vetter war ein schlechter Mensch; das sagte mir mein Gefühl nun deutlich. Erst hatte er mit seinem Freiheitsinn, mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge des Hoflebens geprahlt; und kaum fällt ihm eine fürstliche Livree in's Auge, so wird er der gemeinste Speichellecker. Er konnte mein Glück begründen, und denkt meiner bei der Fürstin mit keiner Sylbe, und jetzt soll ich ihm für zehn elende Thaler den Königschuß, den Königschuß thun. Ich war ein armer Junge, und hatte nie zehn Thaler zusammen gehabt; allein wer mir den Schuß gethan, ich hätte ihm die Hälfte mei=

nes Lebens geboten. Und treff' ich nicht, so sollte ich die Schwelle seines Hauses nimmer betreten. So haben wir, Herr Vetter Forstschreiber, nicht gewettet; sagte ich finster zu dem Saal hinaufblickend, wo sie die türkische Quadrille tanzten; ich werde treffen, aber für die zehn Thaler nicht!

Rechts neben der Schießwiese weideten mehrere Bürgerpferde im grasreichen Teiche; an den Weiden auf dem Ufer hingen die Zügel; die Hüter vergnügten sich in der Wurstbude und beim Kuckekasten. Hätte ich nur erst getroffen, so schwang ich mich auf eins dieser Pferde, und jagte zu meiner Königin, um ihr diesen Abend noch die Botschaft zu überbringen. Ihr freundlicher Blick war mehr werth, denn die zehn Thaler.

Nummer 110. Herr Stahl-, Messing- und Hornbrechslermeister Binsenkopf! schrie der Abrufer, und ich eilte zum Schießstand, um meine Büchse in Ordnung zu bringen.

Ei, sieh da, kreischte mir ein kleines krummbeiniges Männchen aus einem grasgrünen Zeugkleide entgegen, das nenn' ich mir Glück! Du ersparst mir drei Tage.

Ich sah herab auf den quackenden Laubfrosch. Es war Herr Michaelis, ein Jugendfreund meines Oheims des Schulmeisters, und seit vierzig Jahren der gesuchteste Klavierstimmer in der Residenz.

Ich wollte morgen hin zu Euch, hob er an: um dir einen Vorschlag zu machen.

Einen Vorschlag? fragte ich, zu ihm gebückt. — Ja, Theodorchen, entgegnete der kleine Kniebock, und zog mich bei Seite: Du spielst passable Klavier und hast fürnehmlich ein trefflich Gehör. Mir kommt jetzt so viel Kundschaft in's Haus, daß ich nicht alles zu bestreiten vermag. Da meint ich dich zu mir zu nehmen, und — Nummer 111. Herr Stadt-, Kämmerei-, Kassen-, Revisions-Assistent Knochenhauer! schrie der Abrufer, und ich stand wie auf Nadeln.

Sieh, fuhr Herr Michaelis fort, und schüttelte sich die Hälfte der genommenen Prise vom handbreiten, in der Form eines Kälbergekröses vor der berghohen Brust, hin- und herschwankenden Busenstreifen ab: höre meine Gedanken; ich wollte deinen Oheim bitten, dich mir abzutreten; du sollst mein Adjuvante seyn, und in Kurzem der perfekteste Klavierstimmer unter der Sonne; du bist bei mir, wie Kind im Hause, und anziehen will ich dich, wie eine Puppe, denn du stimmst in den ersten Familien der Stadt.

Nummer 112. Herr Puder-, Stärke- und Nudelfabrikant, auch Viehmästerei-Pächter Waitzenschweiß! unterbrach uns der Abrufer; der Genannte schoß; und ein ungeheures Halloh des Zuschauer-Trosses stieg in die Lüfte. Ich verlor den Athem, denn ich fürchtete, das Nudelmonstrum hätte mir den Königschuß gekapert; doch war es nur ein Stück vom Rumpfe, was herab gefallen war.

Stimmen Sie auch bei Hofe? fragte ich, und

sah und hörte nur mit halbem Auge und Ohr, denn die andere Hälfte war jetzt auf den Vogel gerichtet.

Versteht sich: ich bin ja der Erste; kannst du Theodorchen, so kämst du gleich mit. Wir brechen heute Abend noch auf, und machen noch einige Stunden.

Nummer 113. Herr Landgerichts-, Sportul-, Kalkulatur-Oberaufseher Pfropf! gellte es mir in die Ohren; mir schwoll das Herz vor Angst! der Mann schoß und fehlte.

Herr Michaelis, über Ihren Vorschlag läßt sich noch sprechen, sagte ich bedächtig, und schüttelte dem kleinen Purzlichen die Hand, jetzt aber muß ich schießen: gehe ich mit Ihnen, so bin ich in zehn Minuten marschfertig.

Mein Rechenexempel war sehr einfach. Glückte mir der Schuß, so flog ich zu Ihr; fehlte ich, so verkaufte ich mich an den Stimmer.

Der Tambour gab mir jetzt des Vetters Büchse; das ist ein Werk, sagte der Amt-Schlossermeister Rauchfuß: wer damit fehlt, muß nicht schießen können. Ich habe das Büchschen dem Herrn Forstschreiber selbst geladen; er ist mein Herr Gevatter, und ich möchte ihm wohl die Freude gönnen, der allergnädigsten Prinzessin die Schützenkrone von Blaurode aufzusetzen.

Meine beiden Vorderleute Nro. 114 und 115 fehlten.

Drittes Rennen, Nummer Eins! die allerdurchlauchtigste Prinzessin, schrie der Abrufer aus voller

Kehle und zog dazu mit landeskindlicher Demuth unterthänigst die Mütze; die Trompeten aber schmetterten mit den wirbelnden Trommeln um die Wette, und die Zuschauer drängten sich dichter; ich stellte mich leichenblaß in den Stand.

Da sieht man gleich den Schützen, sagte beifällig lächelnd der kunstverständige Meister Rauchfuß, der junge Herr liegt im Feuer, wie ein Alter! das nenn' ich mir einen Anschlag; so viel ist gewiß, holen Sie den Vogel herunter, die Prinzessin macht Sie glücklich Zeitlebens.

Reden Sie mir nicht in den Schuß, flisterte ich leise, und stierte auf den zerstümmelten Vogel; er hing in der stillen blauen Luft, und schien der Erlösung durch meine Hand zu warten. Aber mir kam es vor, als würde der hintere Luftgrund immer dunkler und dunkler und dunkler; dreimal nahm ich das Corpus auf's Korn, und dreimal setzte ich wieder ab; all' mein Blut trat mir in's Auge, ich konnte kaum sehen; das Herz erstarrte mir in der Brust, die Hand zitterte. Das wird etwas lange, sagte höhnisch der schwarzbärtige Schlosser zu den lauschenden Umstehenden; ich raffte mich zusammen, zielte, drückte ab, und eine ungeheure Ohrfeige der überladenen Büchse warf mich seitwärts, die Kugel aber pfiff fehlend am Vogel vorüber.

So fliege zum Teufel, du Höllenkugel! fluchte ich, mit dem Fuße stampfend, ihr nach, warf dem

gräßlichen Rauchfuß, der absichtlich mir den Schabernack gespielt hatte, einen bitter bösen Blick zu, überhörte das Zischen und Bedauern der getheilten Zuschauer, ergriff die Hand des grünen Zwerges, und sagte an Glück und Leben verzweifelnd: ich bin der Ihre.

15.

Huckepack.

Können wir heute noch aufbrechen? fragte der Kleine, im Tone einer Piccoloflöte; heut' noch! gleich — gleich, entgegnete ich halb träumend, halb wachend, folgte ihm in das Gezelt des pharmazevtischen Giftmischers, und stürzte drei Gläser süßen Sektes hinunter, die mir mein Duodez-Contrapunkt zur Reisestärkung mit der Versicherung anbot, daß der Göttertrank recht glissicato durch die Gurgel flöße. Das Zeug schmeckte, als wäre es Fruchtessig auf Tabak und Rosinenstengel über Bleizucker abgezogen, aber ich trank es, und wäre es Arsenik-Absud gewesen.

Ohne dem Vetter und der Muhme Lebewohl zu sagen, schied ich von dannen; meine zurückgelassenen paar Habseligkeiten vermachte ich im Stillen Sabinen; was brauchte ich die Lumpen; mein Principal wollte ja für Alles sorgen. Wir wandelten rasch vorwärts; je weiter wir uns vom lärmenden Gewirre des Schießplatzes entfernten, desto stiller und wohler ward mir im Herzen. Wo stimmen Sie denn bei Hofe? fragte ich, als wir eine Weile ge-

wandert hätten, mich an die freundliche Hoffnung haltend, ihr Instrument vielleicht einmal unter meinen Stimmhammer zu bekommen.

Beim Hochfürstlichen Leib-Thürsteher, entgegnete der Kleine; der Mann spricht in einer Tiefe, als hörtest du den Epipros lambanomenos; desto lieblicher ist das Falsettchen der Gattin; ich mache bei den Leutchen gern eine Serenate, und freue mich immer über das Graroeymbalum, so in selbigem Hause seit alter Zeit stehet.

Ist die Prinzessin musikalisch, wagte ich zu fragen, und sah links weg, daß er die Röthe nicht sehe, die meine Wangen bei dem Worte überflog.

Non troppo, erwiederte der grüne Zwerg, ich möchte sie eine nota cambiata, eine Wechselnote heißen; sie will von Allem wissen, du findest darum in ihrem Musiksaale alle Instrumente der Vorwelt und unserer Mitvölker, vom Baßpommer bis zur Liebesgeige; vom Phelinx bis zur thebanischen Harfe. Das Chazozrob und den Schalischim der Ebräer, den Salpinx und die Nabla der Griechen, die Cornamusen, den Dudelsack und die Stamentienpfeifen unserer Alt-Vordern, die Palalaika und das Terropil der molltönigen Russen, den Aajabli-Keman wie die Zurna der vielweibrischen Türken; Alles, alles hat sie dort aufstapeln lassen, und ihr einziges Dichten und Trachten ist, einmal ein Welt-Conzert zu geben, in dem alle Instrumente unsers Erdballs auf dem Platze seyn sollen.

Verstimmen sich denn alle diese Instrumente nicht? fragte ich freudig, denn ich sah mich schon mit der Sonderbaren in ihrem musikalischen Zeughause.

Was wollten sie nicht: aber gehe einmal hin, und stimme die dreieckige Leier der Aegyptier, den jüdischen Machel, das Epigonion der Athenienser, den kaukasischen Sodbock und unser altdeutsches Mandurchen *)! keine menschliche Seele auf dem Erdenrunde weiß mehr, in welchen Tönen die Saiten der verfluchten Dinger alle gestimmt wurden. Je länger ich mit dem musikalischen Grashüpfer sprach, desto mehr staunte ich über sein Wissen, er warf mit Wörtern und Begriffen um sich, von denen ich im Leben nichts gehört hatte; ich konnte meine Verwunderung nicht bergen. Dummer Teufel, hob er an, das ist noch gar nichts; die Kapellmeister der Vorzeit, das müssen Leute bei der Stadt gewesen seyn. Als man noch die Staatsgesetze in Musik setzte **), und sie vom Volke absingen ließ, um sie diesem desto leichter in das Gedächtniß zu prägen, da waren Zeiten! Junge, denke dir die vollständige Partitur zu einem heutigen Gesetzbuche — ein höllisches Opus. — Er gerieth nun in Feuer und Flammen, sprach die Kreuz und Quere von der Rythmoprü, von der Sequens Lauda Sion

*) Auch Pandure, Pandurien, Pandere genannt; eine sonst gewöhnliche Art Laute.

**) Die sogenannte Nomie.

Salvatorem, von dem englischen Catch und den italienischen Carnasciolechia, vom ditonischen und syntonischen Komma, vom kleinen Limma, der Diosis, aus dem Diaschisma, und lief im Zweizweiteltakt dazu neben mir her, bis er nicht mehr konnte, und das Miserere bekam, aber nicht das Allegrische. Wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum nächsten Dorfe; bis dahin trug ich den Erschöpften, Huckepack.

16.

Die Prinzessin.

Den folgenden Tag hatten wir das Glück, von einem leer zurück gehenden Wagen eingeholt zu werden, mit dem wir bis zur Residenz fuhren.

Ich gaffte den Häuser-Koloß, die unabsehbaren Straßen, das Menschengewühl, und Alles, was mir begegnete, mit weit aufgerissenem Gesichte an, und begriff nicht, wie ich 17 lange Jahre in unserm Dorfe hatte leben können.

Herr Michaelis Leibschneider machte aus mir einen andern Menschen; ich ward nach dem neuesten Geschmack gekleidet, und trat recht stattlich auf. Ich sollte, nach der Versicherung meines Patrons, in die Häuser der Großen, sobald ich stimmen konnte, und lernte an seinem alten Rumpelkasten von Klavier, Tag und Nacht. Der wissenschaftliche, übergelehrte Unterricht meines kleinen Präceptors, und mein Plan, die Instrumente der Prinzessin zu stimmen, beförderte mein Studium zu seiner Voll-

endung; alle Abende war das alte Klavier völlig entsaitet, und den folgenden Tag mußte ich es neu beziehen, und stimmen. In einem Monat ward ich zum Meister meiner Kunst erklärt, und Herr Michaelis stellte mich seinen Kunden, als seinen Adjunkt vor. Ich denke noch mit Schrecken dieser für meine Blödigkeit so peinlichen Vorstellung. Bei dem Major A. fiel ich zur Thür hinein; dem Bedienten des Hofraths B. trat ich auf die Zehen, dem Mopse der Baronesse C. auf den Schwanz. Auf dem Flügel des Hofpredigers D. verunglückte mir das einstudirte Präludium totaliter; dem Kammermädchen der Generalin von E. küßte ich, statt der Gnädigen, die Hand; das jüngste Kind des Oberforstmeisters von F. rannte ich über den Haufen; im Hause des Marschalls von G. nahm ich den Hut der Tochter statt des meinigen mit, und beim Grafen von H. sprangen mir alle Saiten unter den Händen; dem stolzen Kammerjunker von J. gegenüber, brach mir der Angstschweiß so aus, daß ich kein Wort sprechen konnte, und bei der kalten Madame K. fühlte ich, daß er zurück getreten sey; vor dem Polizei-Präsidenten L. verspürte ich daher den ersten Anfall eines vollkommenen Wechselfiebers, und am Fortepiano des Fräuleins M. überraschte mich der vollständige Paroxismus so, daß ich um keinen Preis die krampfhaft zusammen geklemmten Finger aus einander bringen konnte.

Herr Michaelis war außer sich. Er hatte mit mir paradiren wollen; Schneider, Schuhmacher und

Haarkräusler hatten ihre Ehre laut zum Pfande eingesetzt, daß ich bei sämmtlichen hohen Herrschaften und vornehmlich bei den Damen, Glück machen werde, und nun hatte ich mit meinen Tölpeleien, dem ein Lächeln, dieser ein Naserümpfen, jener ein Spottwort, dieser eine Impertinenz abgelockt. Er war wüthend; er hätte sich thätlich an mich vergriffen, wenn ich nicht gerade noch einmal so groß gewesen wäre, als er.

Sein Benehmen empörte mich. Ich fühlte ja selbst schon, daß ich mich linkisch betragen; ich machte mir selbst ja die schneidendsten Vorwürfe, warum überschüttete er mich noch mit einer Anzahl von Schimpfwörtern, die ich nicht einmal alle verstand; so schalt er mich z. B. so unbrauchbar, wie eine Schopbar, so einfältig wie eine Backpfeife, und so ungeschickt, wie eine Quinterne.

Ich konnte vor Unmuth nicht länger aushalten; ich ging zum Hause hinaus, ohne zu wissen, wohin.

Ein Wagen kam hinter mir rasch angefahren; die vor mir befindliche Hauptwache trat in's Gewehr, ein kurzer Trommelwirbel begrüßte die Vorüberfahrenden. Ich sah in den Wagen. Meine Prinzessin saß darin.

Wer fuhr da? fragte ich einen Nebenstehenden, um mich zu vergewissern.

Das war unsere allergnädigste junge Prinzessin,

war die Antwort. Ihre Durchlaucht kommen vom grünen Hause.

17.

Die Tulpen.

Zu ihr hin, zu ihr hin, sagte ich leise zu mir selbst, und folgte, meinen Mißmuth hinter mich werfend, dem vorangeeilten Wagen. Was sollte ich bei der Stimmgabel, dem Herrn Michaelis? Bei diesem blühte mein Glück nicht: zu ihren Füßen nur konnte es mir entsprießen. In meinem jetzigen Anzuge durfte ich ohne Erröthen vor ihr erscheinen. Ich hatte erst heute gelernt, welche unselige Folgen mein ungeschicktes Benehmen für mich gehabt hatte; ich nahm mir also fest vor, die Quelle alles dieses Unheils, meine verdammte Blödigkeit zu umgehen; frei und dreist wollte ich vor die Fürstentochter treten, und ihr mit bescheidenem Anstande das Wohl meines Lebens in die Hände legen.

Sobald ich das Schloß in das Gesicht bekam, schwand mir all' mein Muth wieder. Wie sollte ich an sie kommen, wen sollte ich bitten, mich ihr zu melden? Ich verwünschte meine Zaghaftigkeit, ich zerarbeitete mich, um die Brust frei zu bekommen, aber — nein, es war mir nicht möglich. All' die Gesichter der Wachen, des Thürstehers, der im Innern des Hofes hin- und herwandelnden Bedienten, und einige festlich geschmückten Männer von Range, sahen so kalt, so antheillos, oder so geschäftig

und wichtig aus, daß ich Allen im Voraus ansah, Keiner werde mir hier Rede stehen.

So schlich ich langsam und mit gesunkener Hoffnung in den großen Schloßgarten, den der Frühling in tausendfältiger Blumenpracht aufgeschlossen hatte.

Still und leer waren die hohen, langen Bogengänge, die in jungem, frischen Grün prangten; rechts und links plätscherten kleine Springbrunnen, und die Rabatten waren mit Tulpen geschmückt, wie ich sie im Leben noch nicht gesehen hatte. Mein Oheim, der Schulmeister, hatte mich oft versichert, er habe die schönsten Tulipanen im ganzen Lande, die er die Königinnen der Frühblumen nannte; aber mit dieser Herrlichkeit durfte er sich nicht messen.

Ich bog aus der Allee heraus in die labyrinthischen Rabattengewinde, und wiederholte den ganzen Tulpen-Cursus, den ich im Garten des Oheims, jährlich von meiner ersten Kindheit an, gemacht hatte. Mit stillem Entzücken begrüßte ich den Prinzen Friedrich Wilhelm von Baden-Durlach, den grand Maitre Royal, den Herzog von Orleans, den Königsrock, die schöne Philomele, den Samson und den Semper-Augustus *), der 1632 in Amsterdam mit 1000 Gulden bezahlt wurde; dort stand ein unvergleichlicher Rector Magnificus; die Kai-

*) Die Blätter sind ein zartes Weiß mit Lackroth gemischt, der Grund blau, der Griffel dunkel.

ferin Elisabeth hier konnte es mit allen Tulpen der Welt aufnehmen, und die Agathe Royale, und die Agathe Goblin, und der Solitair hier links und rechts und dicht vor mir, hätten das Phlegma eines Holländers in Feuer und Flammen bringen müssen. Ich gedachte der schönen Tulipa, des dalmatischen Mädchens, das diesen Kindern des Frühlings den Namen gegeben, und wiederholte mir die Geschichte der Verfolgung dieser Heldin, wie solche im Dictionnaire universel von Furetiere, unter dem Worte Tulipe zu lesen ist, und wie sie mir als Kind mein Oheim der Schulmeister hundertmal hatte erzählen müssen. Der Oheim hatte den Rudbeck, den Morin, den Stapel, und viele andere Tulpen-Schriftsteller, in mühsamen Auszügen, die er sich auf seiner Schneider-Wanderschaft durch Holland gesammelt, unter seinen Papieren, und das alte Lobgedicht des D. Triller zu Wittenberg auf die Tulpe, das ich noch auswendig konnte, fiel mir so lebhaft ein, daß ich es den aufrecht horchenden Blumen laut her sagte:

Hier siehet man der Tulpen Flor,
In Schwefel, Safran, Schüttgelb und Auror,
Citronen-, Ocker-, Brand-, Blei-, Strohgelb, Isabell,
Und dort in Violet, Zinnober, Carmoisin,
In Florentiner Lack, auch Scharlach und Karmin,
Hoch und blaß Purpurroth, auch Meng- und Zitrongelben;
In Amaranth und Columbel,
In Pfirsich- und Rosenfarbe glüh'n.

Verloren in dem reichen Farbengemälde zu meinen Füßen, hatte ich auf Alles um mich herum nicht geachtet, und richtete mich jetzt erst auf, als ich in der Allee etwas kommen hörte.

Es waren zwei Damen, eine alte und eine junge. Sie sahen zu mir herüber, ich zog, in der Ahnung, daß sie in das Schloß gehörten, den Hut, sie dankten freundlich, und gingen vorüber.

Die ältere Dame verlor unvermerkt ihr Taschentuch aus der Hand, ich sprang über die Rabatte, hob es auf und eilte ihr nach. Sie dankte verbindlich, und fragte: ob ich nicht einen kleinen dicken Herrn in einem blauen Oberrocke hier im Garten gesehen. Ich verneinte, erbot mich aber, den beschriebenen Herrn zu suchen. Sie verbat dies, meinte aber, daß, wenn ich ihn etwa noch sähe, ich ihn bitten sollte, in die Buchenlaube zu kommen, wohin sie den Kaffee bestellt hätten.

Wenn dann nur kein Anderer kommt, sagte lächelnd die junge Dame, mit einer wunderlieblich klingenden Stimme: es kann mehr kleine dicke Herrn in blauen Oberröcken geben.

Sie kennen vielleicht den Hofmarschall? fragte, über den Einfall der jungen laut lachend, die ältere.

O ja, fiel ich, erfreut über das Glück, den Mann hier im Garten zu wissen, ein; ich habe ihn

erst vor einigen Wochen in Blaurode gesehen, wo er mit der Prinzessin zum Pfingstschießen war.

Zum Pfingstschießen? in Blaurode? der Hofmarschall? mit der Prinzessin? fragten die Damen befremdet, und sahen, sich verwundernd, mir in die Augen.

Ich betheuerte mit einer Art Eigendünkels, daß Beide im Hause meines Vetters des Forstschreibers abgetreten, und bei uns zu Mittage gespeis't hätten.

Die Damen staunten mich an, und die jüngere fragte, wie die Prinzessin ausgesehen?

Da hatte sie mich bei der schwachen Seite erfaßt, ich strömte in Lobeserhebungen über, beschrieb sie vom Kopf bis zum Fuß, und malte sie mit einem so lebendigen Entzücken, daß Beide gleichzeitig den Wunsch äußerten: die Prinzessin kennen zu lernen.

Ich wünschte es ihnen selbst, versicherte ihnen im Voraus, daß sie ihnen gewiß gefallen werde, und erzählte ihnen — denn wir waren im Laufe des Gesprächs, was unter Scherzen und Lachen geführt worden war, recht vertraulich mit einander geworden, daß ich durch die Prinzessin mein Glück zu machen hoffe, und bat, da sie den Hofmarschall kennten, um ihre Fürsprache bei diesem.

18.

Der Rückzug.

Was suchen Sie bei der Prinzessin? fragte die ältere Dame, mit einer Traulichkeit, die es zu wünschen schien, daß ich mein ganzes Herz ihr aufschließen möge.

Ich erzählte ihnen nun, daß mein Wunsch sich nur darauf beschränke, immer um die Prinzessin zu seyn: die Firma, unter der dies geschehe, sey mir völlig gleich; ich wolle mit eben der Liebe ihr Mandurchen stimmen, wie ihren Briefwechsel besorgen; das Wort Secretair hatte ich nicht den Muth, über die Lippen zu bringen.

Sind Sie denn der Prinzessin so gut? fragte die ältere Dame wohlwollend weiter, und die jüngere wendete sich seitwärts, und auf ihrer Wange malte sich eine sanftrothe Purpur-Gloriosa *). Ich aber nickte halb einfältig, halb gutmüthig lächelnd mit dem Kopfe, und würde roth, wie der Markgraf von Baden **), denn es war mir, als hätte ich etwas Dummes gethan.

Ich mußte nun meinen Namen und meine Wohnung sagen, und erzählen, was ich wisse und könne.

Als ich von meinen Eltern erzählte, und mit

*) Eine schöne weiß- und rothgeflammte Tulpe, die zu dem Geschlecht der Bisarden gerechnet wird.

**) Eine ganz dunkelrothe Tulpe.

Wehmuth erwähnte, daß ich auf ihren Todtenhügeln den ersten Grund meiner Gartenkunst gelegt, und daß mir dort meine Blumen doch lieber wären, als alle hier im Garten und in der ganzen Welt, da traten ein paar stille Thränen der jüngern Dame in die Augen; sie faltete, vielleicht sich selbst unbewußt, die herabhängenden Hände, und in ihrem Blicke lag ein unbeschreiblich freundliches Wohlwollen; die ältere aber sagte mit christlich frommen Sinn: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden. Geh' mit Gott, mein Sohn, du sollst weiter von uns hören. — Somit gingen sie, und ich stand, als ob ein paar Engel vor mir vorüber geschwebt wären.

Die jüngere Dame — ich kann nicht läugnen, daß diese mir ganz absonderlich gefallen hatte — küßte, als sie einige Schritte weit gegangen waren, der älteren die Hand, und diese klopfte jener auf die Wange. Das hätte ich auch recht gern gethan, denn die jüngere Dame hatte Wangen — die schönste Pfirsich kann nicht schöner seyn.

Jetzt sah mir der ganze Garten noch einmal so frisch und prächtig aus. Ich hätte in diesem Augenblicke mit allen Menschen sprechen wollen, so groß war mir das Herz geworden. Meine dringendste Neugierde war vor Allem auf die beiden Damen gerichtet; wer die gewesen waren, mußte ich wissen. Zum Glück kam ein langer Mann, in ei-

nem schlichten Oberrocke die Allee herauf; ein kleiner Rechen in seiner Rechten, stempelte mir ihn zum Hofgärtner; ich grüßte ihn höflich, und fragte, ob er mir wohl sagen könne, wer die beiden Frauenzimmer gewesen wären; allein statt zu antworten, fragte er mich, und das ziemlich verdrüßlich, wer mir die Erlaubniß gegeben, hier in dem Garten herumzugehen; ich entgegnete ihm sehr empfindlich, daß ich seine paar Blumen nicht abbrechen werde, und daß, wenn er zu meinen Blumenbeeten auf unsern Friedhof getreten, ich ihm diese Frage nicht gethan haben würde; der liebe Gott hätte auf den Wiesen und Auen mehr Blumen, als er hier, und ließe Menschen und Thiere sich daran erfreuen, so viel sie wollten; ich sagte dem Neidhammel, dem Hofgärtner noch Manches, denn in unserm Dörfchen und selbst in Blaurode — und das war doch eine Stadt — standen alle Gärten offen; ich war über seine mir unbegreifliche Manier recht ernstlich böse, aber er hörte von Allem nicht den zehnten Theil, weil er gleich bei dem ersten Ausbruch meines Aergers in den Bogengang rechts verschwunden war.

Kurz darauf traf ich einen Arbeitsmann; dem beschrieb ich die Frauenzimmer, und erhielt denn die Auskunft, daß es wahrscheinlich die Bettmeisterin mit ihrer Tochter gewesen sey.

Ich äußerte meine Zweifel in seine Angabe, weil ich gewünscht hätte, daß Beide viel mehr gewesen

wären, und weil mir auch nicht recht in den Kopf wollte, daß eine Bettmeisterin mit einem Hofmarschall Kaffee zusammen trinken könne, allein der Arbeitsmann sagte bedeutend lächelnd: O Jerumchen, die kam sonst wohl zu dem alten hochseligen Herrn selber gar nicht seltsam, und Alles, was sie nur verlangen thät, that der ihr zum Plaisir-Vergnügen; die hat wohl oft mit ihm aus einem Glase getrunken vor unsern sichtigen Augen. Zu meiner Klage über das Benehmen des Hofgärtners zuckte er aber die Achseln, und meinte: es ist wohl ein kuriöser Herr; aber so viel ich die Hofgärtner kenne, sind sie alle so eigensinnisch und misang gräßlich, mir han hie noch kenen andersch gehat, in der Regel ist der jetzige Hofgärtner wohl nicht so massiv, aber der Fürst will pardu Nachmittags in dem Garten mit der Familie allein seyn, und wenn ich ihm rathen soll, Musjehchen, so macht er, daß er bald raußer kommt, sonst kriege ich am Ende noch was auf die Mütze.

Nach diesem Bescheide hielt ich mich nicht lange auf; ich warf im Vorbeigehen einen Blick auf die Kaiserin Zenobia, die Markgräfin von Durlach, den Admiral Plombard, und den Sultan Ibraim, und viele andere Große in der Tulpenwelt, und beneidete sie nicht mehr um ihre Stelle. Einem solchen Herrn anzugehören, wie der Hofgärtner sammt seinem Fürsten war, die Beide einem nicht einmal die liebe Gottesluft in ihrem bischen Garten gönnten, konnte kein Glück seyn.

19.

Josephine.

Ich war froh, als ich das bronzene Gartenthor wieder hinter mir hatte, und kehrte, ein widerliches Gefühl gegen das ganze Hofwesen im Herzen, wieder zu meinem Herrn Michaelis zurück; dieser kam mir freundlichen Gesichts entgegen, und gedachte der ganzen Geschichte des Morgens mit keiner Sylbe, sondern sagte mir bloß, ich möchte zu dem Hoftanzmeister Victorieux gehen, um dort für ihn das Fortepiano zu stimmen.

Wieder etwas vom Hofe, dachte ich verdrüßlich: aber ich gehorchte.

Nicht leicht kann eine Stunde, eine einzige kurze Stunde, auf einen Menschen unter dem Monde einen so entschiedenen Einfluß haben, als diese auf mich.

Ich hatte bis zu diesem meinen Lebensabschnitte bloß in Blaurode tanzen gesehen, und hielt das dortige Hanackische, Steierische, einige im Schwunge seyende Quadrillen, die mir unbegreiflichen Touren im Langenglischen, und das Kosackische, das sich am Schlusse jedes Balles, der kleine untersetzte Hof-, Jagdzeug-, Schreiber-Substitut nie nehmen ließ, für unerreichbare Kunstwerke. Jetzt sollte mir Höheres werden. Als ich bei dem Fußkünstler eintrat, gab er gerade dem Chor der Statisten im Ballet Unterricht; ich konnte daher nicht gleich an mein Stimmen gehen, weil das Instrument im

wär... mmer stand; er bat, bis nach dem
w... de zu warten, und, wenn es mir
... usehen.

... erniedlichsten Mädchen schwebten
... ürzten Röckchen vor mir, alle hatten — denn der Lehrer sagte ihnen, sie sollten mich als das Publikum im Parterre denken — den Blick auf mich gerichtet, daß ich vor Angst und Freude, vor Schaam und Entzücken bald nicht mehr wußte, wo ich die Augen hinthun sollte. Bald flogen die holden Lieblinge der Terpsichore in sinnige Gruppen zusammen, bald spielte jede einzeln mit den kleinen Füßen in den Lüften, und immer war ich, von Seligkeit zerfoltertes Publikum, der Zielpunkt ihrer brennenden Blicke, die mit jeder Viertelstunde glühender wurden.

Bis hieher hatte Cantors Christelchen in Blanrode mir für die erste Tänzerin in der Welt gegolten; beim Martinschmause im vorigen Herbste kam sie nicht vom Platze, und ungeachtet sie nach eigenem Geständniß, den ganzen Tag Sauerkraut eingelegt hatte, hielt sie doch rüstig und munter bis zum Morgen aus; sie walzte nach meinen damaligen Begriffen, wie eine Göttin, tanzte ihr Langenglisch wie ein lebendiger Engel, und ras'te ihren Wiener Zweitritt wild, wie ein kleiner Teufel; aber jetzt sanken ihre Stocks bei mir. Mit diesen zwölf zephyrartigen Gestalten hielt sie gar keinen Vergleich aus, und doch war der ungenügsame Herr

Victorieux mit ih…
rückte er den Kop…
das Gesicht, daß m…
gen Wangen sehen konnte, …
geballter Faust in die Rippen un… einen … in
empfindsam aussah, mach sich Visage, …
die Eisbaer! und als nun die Holde ihre M…
nach seinem Willen fügte, schnitt er im Aerger ihr Gesicht nach, als habe er Rhabarber-Latwerge zwischen den Zähnen seiner soleygelben Silhouette; der dritten rückte er die Schulterblätter hinten so barbarisch in einander, daß vorn das seidne Miederchen von der Kraft des vordrängenden Busens, mitten von einander zu zerplatzen drohete; der Vierten brach er die Hüften aus, der fünften schlug er mit dem Geigenbogen auf die Schienbeinchen, der sechsten stieß er mit seinem Fuße auf die kleinen Kniee, daß sie laut knackten, und das zweite halbe Dutzend bedeckte er mit einer solchen Last von Schimpfwörtern, daß sie die Eselein aller Mühlen Deutschlands nicht wegzutragen vermocht hätten.

Mir glühte vor Ingrimm das Herz in der Brust, und der Stimmhammer in den Händen.

Der Sinn dieser vor mir herumhüpfenden Luftbilder mußte so leicht seyn, wie ihr Fußwerk, denn sie nahmen all' das Toben und Puffen des wüthigen Meisters mit Lachen und Scherzen hin, nur die eine, der er die Schulterblätter zusammen gestaucht hatte, zerdrückte, wie es mir vorkam, im

w ... das schöne blaue Auge getretene
... fuhr der Jähzorn mir zuckend durch
..., ich hätte den französischen Satan auf der
...e windelweich prügeln mögen. Jetzt erst trat
das Götterkind in das volle Licht ihrer überirdischen Reize. Ich konnte meine Augen von der herrlichen Gestalt nicht mehr wegbringen; die andern eilf waren für mich nun weiter gar nicht da. Noch heute — und ich habe seitdem viele Mädchen gesehen — weiß ich fast keine schönere Blondine. Es war, als hätte die Schöpfung an diesem Körper ihre ganze Kunst erschöpft. Ich fühlte das damals nur, jetzt weiß ich es; ich habe seit jener Zeit die Gesetze der Schönheit in dicken Büchern gelesen, und von hohen Kathedern gehört, aber ich begriff sie früher an diesem Wunder von Lieblichkeit, weit schneller und richtiger.

Gegen den Schluß der Stunde rief der fatale Herr Victorieux ihr befehlshaberisch zu: Allons Mademoiselle Josephine, und spielte ein höchst melodisches Adagio, das sie mit einem Solo begleitete.

Sie gehörte nicht mehr der Erde, sondern den Lüften.

Ich legte meinen Stimmhammer aus der Hand, denn er war so glühend heiß geworden, und ich mußte eine Weile die Augen zumachen, denn die ganze Stube drehte sich mit mir um und um.

Ich war so verworren, daß, als die Mädchen sich jetzt bei ihrem Herrn Victorieux und nebenbei auch

bei mir, dem Publikum, verabschiedete
statt einer Verbeugung, einen Knix,
eilf lachten, nur Josephine nicht; die
ken, daß ich an der Gluth ihrer Reize m...
Gehirn verbrannt hatte; sie nickte recht freundlich
mit dem Blondköpfchen mir zu, und das that mir
so unaussprechlich wohl, daß ich diesen ganzen Abend
ihr im Stillen wohl hundertmal nachnickte.

Die Mädchen waren kaum zum Zimmer hinaus, als Herr Victorieux mir eröffnete, daß ich da stände, wie ein hölzerner Esel; daß ein junger Mensch kein Elephant wäre; daß die Tanzkunst, aus einem Klotze, einen Seraph schaffen könne; daß die gelehrteste Gelehrsamkeit ohne feinen Anstand in der heutigen Welt keinen falschen Groschen werth sey, und daß Herr Michaelis mich hieher geschickt habe, um Tanzstunde zu nehmen; wenn ich mithin Lust habe, könne gleich der Anfang gemacht werden.

Ich war außer mir vor Freude, denn ich fühlte die Wahrheit der vom Herrn Victorieux mir in gebrochenem Deutsch vorgetragenen Sätze, als läse ich sie gedruckt, und sah mich schon im Geiste eben so anmuthig dahin schweben, als die ätherleichte Josephine. Um ihm eine Probe meiner Anlage zu geben, stellte ich mich, der zarten Luftgestalt gleich, auf die Spitze meines Fußes, hob den andern rechtwinkelig in die Höhe, wollte mich so einmal herumdrehen, und schlug, wie ein Wollsack, vor dem

Tanzmeister bin, der sich vor Lachen ausschütten wollte; mir aber war das Weinen fast näher, denn mir dröhnten alle Gebeine im Leibe, und die Erkenntniß von der Größe der Kluft, die ich zu übertanzen hatte, ehe ich Josephinen erreichte, war mir noch schmerzlicher.

Doch sie — sie war das Vorbild; und hätte ich täglich 25 Tanzstunden nehmen können, ich hätte sie genommen, um den Elephanten, und den hölzernen Esel aus mir heraus zu bringen. Der menschenfreundliche Einfall meines kleinen Michaelis, mich bei Herrn Victorieux zum Menschen machen zu lassen, söhnte mich ganz mit Ersterm und mit meinem Geschick aus; ich stimmte nun mit neuer Liebe mein Klavier, hatte alle Abende meine Tanzstunde, und übte mich zu Hause, so fleißig, daß ich Riesenschritte in dieser göttlichen Kunst machte, und mit mir selbst zufrieden war. Josephine sah ich seit der Zeit lange nicht wieder, aber sie lebte, wie eine Heilige, in meinem Herzen.

20.

Das Kabinet.

Der Fürst war mit seiner Familie, gleich den folgenden Tag nach meinem Zweisprach mit der Bettmeisterin und dem Hofgärtner, wieder auf das grüne Haus gefahren.

Der Garten war jetzt wieder dem Zutritt der Residenz-Bewohner offen, und ich hatte ihn einige Male besucht, um vielleicht einmal der Bettmei-

sterin zu begegnen, und bei dieser zu horchen, ob sie den Hofmarschall für mich gewonnen. Allein ich traf sie nie; meine alten Bekannten: Carolus Quintus, der Harlekin, Prinz Christoph, die köstliche Frau von Geisperg, die Herzogin von Marlborough, und viele andere ihrer prächtig bunten Brüder und Schwestern waren verblüht: ihre täglichen Hausfreunde, der Polichloros *), Urticae **), und der Rübenweißling, hatten sich, da sie keine gedeckte Tafel mehr fanden, aus dem Staube gemacht, und saftlos lagen die zusammengeschrumpften Blätter auf der Erde umher, dem ersten besten Winde Preis gegeben, wie die Garderoben verarmter Familien, die der gewissenlose Trödler auf das erste Gebot ersteht und mit sich nimmt.

Das ist der Werth der Schönheit, sagte ich, unter den Trümmern der Prachtvollen, mit bitterm Lächeln, und warf einen verächtlichen Blick auf den Chevalier Blank, den Obersten von Sickingen, Alexander den Großen, den Kronprinzen von Polen, den Dictator und die Herzogin von Burgund, von denen allen hier und da noch ein Blättchen welk und traurig herab hing. Ihr dummen Tulpen, ihr waret nichts, als schön! Eure Zwiebel kann man nicht einmal an ein Stück ehrlich Hammelfleisch brauchen. Was hilft dir armer König von Peru,

*) Die große Aurelia, braun und schwarzgefleckte Flügel.

**) Die kleine Amalie mit schwarzen Flecken auf braunem Grunde.

dein reicher Flitterstaat; dir, herrlicher Marschall von Noailles, dein seltner Prunk! mein guter Herzog von Berwick, noch vor Kurzem trug er die Nase entsetzlich hoch, und jetzt sieht keine Eintagsfliege Ihn mehr an; auch Du, lieber Merian, hast deine glänzende Rolle bald ausgespielt, und von Eurer Majestät, großer Kaiser von Fera, spricht kein Mensch mehr. Sieht Sie, Frau v. Günger, so geht es in der Welt; noch vor einigen Tagen stand ein Trupp Anbeter vor Ihr, und lobte Sie in's Angesicht, und heute — schmucklos und veraltet steht Sie, und auch kein Karrenschieber macht sich etwas aus Ihr. Holde Mirabelle, wunderliebliche Blanka, allergnädigste Prinzessin Elisabeth! Alle Eure Reize sind verschwunden! Mit namenlosem Entzücken sah ich den schönen Grünling, den Sc. miratus, den Cer. inquisitor, und andere lose Vögel, Euch umflattern. Mit heimlichen sündhaften Blicken schielten sie in die geheimen Reize, die Ihr schamloser Weise, gerade am hellen Tage entfaltetet, und Abends, wenn die Nacht Euch in ihre keusche Schleier hüllte, züchtig verschloßet. Die Unstäten hatten an Euch nichts, als Eure Schönheit zu bewundern, und da diese nun von Euch gewichen, läßt sich keiner mehr bei Euren Ruinen erblicken.

Ich suche Sie schon seit einer Stunde, unterbrach mich in meinem Selbstgespräch, das mich und nebenbei manches hübsche Mädchen zu recht gottseligen Gedanken hätte weiter führen können, ein fürst-

licher Lakai; Sie sollen zu Sr. Excellenz dem Herrn Hofmarschall kommen.

Ich erstarrte vor Schreck und Freude. Also hatte doch die ehrliche Bettmeisterin Wort gehalten.

Im Gehen nach dem nahen Schlosse wiederholte ich die Regeln meines Herrn Victorieux über die Verbeugung und den Anstand vor Leuten höhern Ranges; klemmte meine wieder rege werdende Blödigkeit in ihre Schranken, und sann auf eine schickliche Anrede. Ich war im Geiste schon recht zufrieden mit mir, und folgte dem schweigend vor mir hergehenden Bedienten, mit ziemlicher Fassung.

Aus dem Schloßhofe führte eine grosse Prachttreppe in das erste Geschoß. Wir gingen durch zwei, drei Zimmer, und einen großen Saal. Die bedeutende Höhe und Weite, der glatte Fußboden, die vielen, bis zur Decke reichenden, Wandspiegel, die grossen Flügelthüren, die ringsherum hängenden Schildereien, die prachtvollen Meubles, die Stille in den Gemächern, das leise Auftreten des durchaus stummen Livree-Bedienten — so klug ich vorhin zu den Tulpen gesprochen — ich hätte jetzt mit keinem Gänseblümchen reden können, so befangen war ich durch alles das geworden.

Erwarten Sie hier den Kammerdiener Sr. Excellenz, sagte der Bediente mit halb gedämpfter Stimme, als wir in ein reich verziertes Kabinet eintraten, und ließ mich allein.

21.

Das Donnerwetter.

Nach einer kleinen Weile trat der Kammerdiener des Hofmarschalls herein, ein kurzer dicker Mann, freundlichen Gesichts, und das herzlichste Wohlwollen auf den Lippen. Wir plauderten Vieles. Mit solch' einem Mann ist man schon offener, vertraulicher; ich mußte ihm erzählen, wie ich Se. Excellenz und die Prinzessin habe in Blaurode kennen gelernt, und wie ich mir von da an vorgenommen, um eine Anstellung bei Hofe nachzusuchen.

Der Kammerdiener lachte mitunter mich freundlich an und meinte, es werde sich wohl finden; er öffnete darauf die an das Kabinet stoßende Thüre, und hieß mir zu Sr. Excellenz zu gehen.

Ich machte, als ich den Hofmarschall erblickte, meine drei tiefen Verbeugungen, wie mich Herr Victorieux gelehrt hatte, und wollte Se. Excellenz um Verzeihung bitten, daß ich Höchst Dieselben incommodirt habe; Se. Excellenz sagten aber ganz kurz und verdrüßlich, auf die Nebenthür weisend: gehen Sie nur hier hinein, Sie sind schon gemeldet.

Mit diesen, mich sehr niederschlagenden Worten, verließen Se. Excellenz in heftiger Gemüthsbewegung das Zimmer, und ich öffnete, von die-

sem unerwarteten Empfange auf das höchste bestürzt, die mir angewiesene Thüre.

Die Prinzessin saß im Fenster und — so viel mir meine schon halb geschwundenen Sinne zu sehen erlaubten — näheten Ihre Durchlaucht Weißzeug; ich lispelte halb verständlich, denn die Angst schnürte mir die Kehle zu, daß die Luft weder heraus noch herein konnte. Ew. Durchlaucht erlauben — — und schnitt nach Herrn Victorieux Regeln wieder meine demuthvollsten drei Bücklinge; aber schon bei dem zweiten, den ich so tief machte, daß ich beinahe das Gleichgewicht verloren, und vorn übergeschossen wäre, sprangen Ihre Durchlaucht mit unziemlicher Heftigkeit vom Stuhle auf, stellten sich vor mich hin, und sagten mit zornigem, hochroth glühendem Gesicht: Sie sind ein recht dummer Mensch, und wenn ich nicht Regard für den Ort hier hätte, ich gäb' Ihnen ein paar Ohrfeigen, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen sollte! Mit diesen allerhöchst ungnädigen Ausdrücken stürzten Ihro Durchlaucht zu derselben Thür hinaus, zu der ich herein gekommen war, und ich blieb in der dritten Position, die Figur halb gebückt, schweigend und starr stehen, denn ich wähnte, Gottes Donner rollte mit dem Ingrimme seiner ganzen Allmacht über mir weg, und werde mich, durch und durch Erschütterten, auf der Stelle erschlagen.

22.

Aufschlüsse.

Ich glaube, ich stände noch so da, hätte sich nicht vor mir eine andere Thüre aufgethan, aus welcher die Bettmeisterin mit ihrer Tochter, dem Hofgärtner und dem Kammerdiener des Hofmarschalls hereintrat.

Nun, begann Erstere theilnehmend, haben Sie die Prinzessin gesprochen?

Aber noch konnte ich kein Wort hervorbringen; ich drückte den, in der Qual meines Herzens, zerkneteten Filz meines Hutes an die beklommene Brust und seufzte unwillkührlich so angstvoll, daß, außer der hübschen Tochter der Bettmeisterin, alle Drei laut auflachten.

Was wollten Sie denn aber eigentlich bei der Prinzessin? fragte der Hofgärtner mit Wohlwollen und Antheil. Ihr Mandurchen stimmen, antwortete ich immer noch in der allerhöchsten Verblüffung, und Alle lachten wieder, selbst die junge Tochter der Bettmeisterin lächelte jetzt, aber mit niedergeschlagenen Augen und halb weggewandtem Gesichte. Sie haben gut lachen, entgegnete ich ärgerlich. Sie sitzen in der Wolle, haben, was Ihr Herz wünscht, und wissen nicht, wie einem armen Jungen zu Muthe ist, der weder Vater noch Mutter hat, um den sich kein Mensch in der ganzen Welt bekümmert, und der —

Laß das gut seyn, fiel mir der Kammerdiener in das Wort, wir lachten nicht über dich, armen Jungen, sondern über die vermeintliche Prinzessin und ihren Hofmarschall; Se. Durchlaucht — (er wies auf den Hofgärtner) wollten diese beiden tollkühnen Menschen, die Kammer-Jungfer einer unserer Hof-Damen, und den Vorreiter des Prinzen, durch dich in die verdiente Verlegenheit setzen. Beide sind von jetzt an ihres Dienstes entlassen; du aber danke der Durchlauchtigsten Fürstin (er wies auf die Bettmeisterin) — die sich mit der gnädigsten Prinzessin (er wies auf die junge hübsche Tochter der Letztern) für dein künftiges Glück bei Sr. Durchlaucht verwendet haben.

Noch heute — und es sind seitdem viele Jahre verflossen, bin ich nicht vermögend, die namenlose Bestürzung zu schildern, mit der ich mich dem Fürsten zu Füßen warf; die harten Worte, die ich ihm im Schloßgarten gesagt, fielen mir bleischwer auf das Herz. Vom Schreck betäubt, gestand ich ihm offen und ehrlich, daß ich ihn für den Hofgärtner gehalten, und bat mit tausendfältiger Angst und Beklommenheit, um Verzeihung für meine unbesonnene Uebereilung.

Steh auf, mein Sohn, sagte der edle Fürst lächelnd, und reichte mir die Hand; Du hast, fuhr er ernster fort, gegen meine Frau von der kindlichen Liebe gesprochen, mit der du deine Eltern auch noch im Tode ehrest. Die kindliche Brust schmückt

nichts schöner, als das Vergißmeinnicht, das auf die Pflicht gegen Vater und Mutter deutet. Wer diese im reinen Herzen bewahret, dem wird Gott immer nahe seyn. Der Zufall hat dich in unsere Hände geführt. Deine Aeußerungen haben mich auf dich aufmerksam gemacht. Der Hofmarschall (er wies auf den vermeintlichen Kammerdiener) hatte den Auftrag, sich nach deinem Wandel zu erkundigen, und, da seine Nachrichten zu deinem Vortheil ausfielen, so habe ich beschlossen, für deine fernere Ausbildung zu sorgen. Das Weitere wollen wir der Zukunft überlassen.

Ueberwältigt vom Taumel der freudigsten Ueberraschung, drückte ich seine Hand an meine Lippen. Er aber sprach noch einige Worte mit dem Hofmarschall heimlich, während die Fürstin mich mütterlich ermahnte, der Güte ihres Mannes durch Fleiß und Ordnung zu lohnen; Beide gingen dann mit der Prinzessin, die, wie ich später erfuhr, eigentlich der Stern meines Glücks gewesen war, in das Nebenzimmer, und der Hofmarschall nahm mich mit auf das seinige, wo ich denn umständlicher erfuhr, daß ich zu einem Professor in Pension kommen, und dort so viel lernen sollte, daß mir der Kopf vor Angst und Freude schwindelte.

Hier erlaube ich mir, einen Abschnitt in meiner kleinen Lebensgeschichte zu machen, den zwei-

ten Theil derselben hoffe ich, seiner Zeit des Breitern liefern zu können.

Wenn ich von da ab, auf meine frühere Jugend zurück blicke, so nehme ich mit dankbarer Erinnerung wahr, daß den Frauen und Mädchen ich immer die besseren Tage meines Lebens bis dahin zu danken hatte. Meine Frau Base, die Schulmeisterin, hatte Mutterstelle an mir vertreten. Muhme Forstschreiberin und ihre Sabina hatten mir immer Gutes und Liebes erzeigt; die fünf russigen Tippchen der Letztern, waren allerdings eine schmerzliche Episode; indessen, wer weiß, ob ohne diese nicht mein ganzes Lebensglück anders gestellt worden wäre, die Pseudo-Prinzessin, Fräulein von Schlitz genannt, auf die ich späterhin wieder zurück kommen werde, war durch ihre Lustreise nach Blanrode, doch eigentlich die erste Hauptursache, daß ich auf den Punkt gekommen war, auf dem ich jetzt stand. Josephinens reizendes Verbild schuf aus dem Klotz einen Menschen, und wäre die Fürstin mit ihrer huldvollen Tochter nicht, so wäre ich heute noch vielleicht meines ehrlichen Herrn Michaelis wohlbestellter Klavierstimmer-Gehülfe.

Darum halte ich aber auch, bis auf den heutigen Tag, von dem Einfluß des weiblichen Geschlechts auf das Leben der Männer gewaltig viel, und ich werde im zweiten Theil meiner kleinen Selbstbiographie noch bestimmtere Gelegenheit haben, die Feengewalt dieser Heldinnen bei der Leitung unsers Geschicks, in ihr volles Licht zu setzen.

Uebrigens ward das Anerkenntniß dessen, was mir eigentlich bloße Pflicht war, der Grundstein meines zeitlichen Glücks; meine unauslöschliche Liebe zu Vater und Mutter, die ich durch die Bepflanzung ihrer stillen Todeshügel mit meinen besten Blumen, nach meinen schwachen Kräften bethätiget hatte, gewann mir die Zuneigung des redlichsten Mannes in meinem Vaterlande, meines Fürsten.

Wohl dem, der, dieses Buch in der Hand, sich selbst sagen kann, daß er seiner liebenden Eltern nie vergaß.

Schriften

von

H. Clauren.

Sechs und fünfzigstes Bändchen.

Stuttgart,
ei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Die Launen der Liebe.

Wilth fuhr von Leipzig nach Merseburg. Auf halbem Wege, in der Windmühle, ward gefüttert. Wilth traf da einen Prediger sammt Frau und Tochter. Die Familie wollte nach Leipzig reisen. Das Mädchen war wunderschön. Der alte Vater, ein äußerst gesprächiger froher Mann, knüpfte mit Wilth bald eine Unterredung an. Karoline strickte; nur zuweilen ruhte ihr Blick auf dem jungen Wilth, den sein elegantes Reisekostüm recht gut kleidete. Die Mutter machte am Kaffeetisch die Wirthin. Wilths Kaffee war noch nicht fertig. Die gastfreundliche Predigerin offerirte dem jungen Fremden unterdessen eine Tasse, die dieser von seiner Portion wieder zu ersetzen versprach, und so war die erste Bekanntschaft angeknüpft. — Sonderbar genug! in einer Windmühle!

Karoline sprach wenig. Wilth sah heute nicht das erste Mädchen. Er ward an dem irre. Damals waren die Landpredigertöchter noch einfältig sittsame Jungfrauen. Sittsam mochte Karoline seyn; aber einfältig gar nicht. In ihrem Auge loderte ein unaussprechlich liebliches Feuer. In ihrem Gesicht lag etwas heimlich Lachendes; ihre scheinbar absichtliche Einsylbigkeit gab ihr einen eigenen Reiz. Man sah, sie konnte sprechen; aber sie wollte nicht. Dabei war

sie ungemein freundlich, und gegen Wilth — wenigstens bildete sich das der eitle junge Mensch ein — besonders aufmerksam.

Der Kaffee war ausgetrunken; der Pfarrer brach auf. Wilth begleitete alle Drei bis an den Wagen. Beide Alten stiegen zuerst ein, nach ihnen Karoline. Wilth war kühn genug, dem Mädchen unvermerkt einen Kuß auf die Hand zu drücken. Karoline that, als ob sie es nicht merke. Sie setzte sich rückwärts. Der Wagen flog dahin. Wilths Blicke ihm nach. Karoline beugte sich nicht heraus; endlich lenkte die Chaise um eine Ecke. Da sah er den freundlichen Lockenkopf zum letztenmale.

Still und in sich gekehrt ging er in das Wirthshaus zurück; er setzte sich auf ihren Sitz, er trank aus ihrer Tasse, und ein halber Zwieback, den sie hatte liegen lassen, war ihm die heiligste Reliquie.

Endlich brach er auf, und setzte seine Reise nach Merseburg fort, wo er in kaufmännischen Geschäften eine Woche ungefähr sich aufzuhalten gedachte. Er trug dem Miethskutscher, der ihn gefahren hatte, und nun wieder nach Leipzig zurückkehrte, auf, sich genau nach dem Logis des Predigers zu erkundigen; er selbst hatte dies, zu sehr mit Karolinens Zauberreizen beschäftiget, vergessen.

Nach acht Tagen eilte er nach Leipzig zurück. Sein Spion brachte die Nachricht, daß der Prediger im Helm abgestiegen sey, nachher aber ein anderes Logis bezogen habe; welches? hatte er nicht erfahren können. Wilth forschte überall umher, aber immer umsonst.

So verging fast ein halber Monat. Karolinens liebliches Bild stand noch immer vor seiner Seele. Er hatte nie ein reizenderes Geschöpf gesehen. Immer noch hoffte er, sie irgendwo zu finden, und darum theilte er seine Windmühlen-Bekanntschaft keinem seiner Freunde mit, aus Furcht, Andere auf sie aufmerksam zu machen, und sie dann zu verlieren.

Zufällig stand er eines Abends im Schauspiel neben einem jungen Offizier, einem seiner vetrauteren Bekannten. Beide gestanden einander die herzlichste Langeweile über das Stück, was eben gegeben wurde, und der Lieutenant that den Vorschlag, dafür nach Gautsch zu fahren.

Gautsch ist ein Dörfchen unweit Leipzig, jungen Wüstlingen durch ein öffentliches Haus bekannt, welches von der Polizei connivirt wurde. Wilth, der die Gautscher Schönen längst ausgekostet hatte, fand keine Neigung, diesem Vorschlag Gehör zu geben, und schützte vor, daß es schon zu spät sey. Der Lieutenant sprach noch ein Langes und Breites darüber, und setzte als einen besondern Beweggrund hinzu, daß ein eben erst angekommenes Mädchen dem Hause eine ganz neue Zierde gebe. Selbst hatte er es noch nicht gesehen, sondern nur eine Beschreibung von ihm gehört, die er denn dem empfänglichen Wilth treu mittheilte.

Wilth blieb bei seiner ersten Aeußerung, daß es zu spät sey, und kaum war das Schauspiel zu Ende, so trennte er sich vom Lieutenant, suchte einen Miethswagen und flog nach Gautsch. Des Offiziers detail-

lirte Beschreibung hatte eine sonderbare Unruhe in ihm rege gemacht. Die Gautscher Nevige mußte mit seiner Karoline einige Aehnlichkeit haben, und ein, diesem Engel ähnliches, Mädchen heute zu umarmen, war ihm ein eigner Genuß.

Er fand sich getäuscht. Nichts als die gewöhnlichen Gesichter. Eine einzige Fremde! gemein, uninteressant, nicht einmal hübsch. Er trank seinen Punsch, ohne die Mädchen eines Blickes zu würdigen; eins verließ nach dem andern den Murrkopf, bis er allein war. Er lachte über die Närrinnen, bezahlte seinen Punsch, und wollte zur Thür hinaus. In dem Augenblick trat Karoline herein.

„Um Gotteswillen, Mademoiselle, Sie hier?“ rief Wilth außer Fassung. Karoline hielt die Hand vor die Augen. Ihre Verlegenheit, ihre Schaam lieh ihr tausend neue Reize.

„Verdammen Sie mich nicht, mein Herr,“ sagte sie leise, legte beide Hände gefaltet auf ihre schöne Brust und senkte den Kopf. „Ich bin unglücklich — sehr unglücklich.“ Sie barg das Gesicht in ihr Tuch und weinte.

„Unglücklich?“ wiederholte Wilth, und sein Blick umfaßte die ganze Grazien-Gestalt des Mädchens, das wie eine Büßende vor ihm stand. „Nein, unglücklich sollen Sie nicht seyn, so wahr ein Gott lebt! Seyn Sie barmherzig; halten Sie mich für einen rechtlichen Mann. Haben Sie Vertrauen zu mir. Wie kamen Sie hieher? Erzählen Sie!“

Karoline erzählte nun, von Thränen und Seufzern

oft unterbrochen, und äußerst leise, um nicht behorcht zu werden: sie sey mit ihren Eltern nach Leipzig gekommen, um sich mit einigen Verwandten aus Dresden ein Rendezvous zu geben. „Nach einem Aufenthalte von acht Tagen," fuhr sie fort, „reisten meine Eltern wieder zurück. Ich mußte, auf dringendes Bitten meiner Verwandten, noch eine Zeitlang bleiben. Der Vater hatte einen neuen Wagen gekauft und ihn mit seinen Pferden zu Hause gefahren; mir gab er den Auftrag, in dem alten Wagen mit gemietheten Pferden nachzukommen. In Gautsch, dicht vor dem Hause, in dem ich mich jetzt befinde, zerbrach der alte Wagen. Schmied und Stellmacher, die ich gleich rufen ließ, erklärten, daß die Reparatur unter 2 bis 3 Tagen nicht gemacht werden könnte; und der Besitzer des Hauses, der vor der Hausthür stand, meinen Unfall sah und meine Verlegenheit bemerkte, bat mich, unterdessen einzutreten. Fremd in Gautsch und in der ganzen Gegend, nahm ich diesen gastfreundschaftlichen Antrag, der von der Frau des Wirths, Madame Hase, mit unglaublicher Gutmüthigkeit unterstützt wurde, mit Dank an, und fand eine sehr artige und anständige Aufnahme. Endlich wurde der Wagen fertig. Die Reparatur-Kosten betrugen 27 Thlr. Die Rechnung des Herrn vom Hause 10 Thlr. Diese Ausgabe war für meine kleine Reisekasse, die auf solche außerordentliche Fälle nicht eingerichtet war, zu groß. Ich bat den Wirth, mich so lange bei sich zu behalten, bis ich durch einen Expressen meinem Vater den Unfall gemeldet und von

diesem die nöthigen Gelder erhalten hätte. Der Wirth bewilligte dies gern, der Bote wurde abgefertiget; fast muß ich aber glauben, daß er nur zum Schein gegangen ist, denn sonst müßte die Rückantwort schon vor einigen Tagen eingetroffen seyn. Die Mädchen vom Hause, die mir einige als Schwestern der Wirthin, andere als die des Wirths waren vorgestellt worden, drängten sich nach und nach mit Vertrauen an mich. Jede führte ihren Geliebten bei mir ein, und diese nahmen sich in meiner Gegenwart Freiheiten gegen die Mädchen heraus, die diese mit eben so vieler Schamlosigkeit erwiederten. Endlich führte man mir sogar selbst ähnliche Liebhaber zu; und nur mit der angestrengtesten Kraft gelang es mir, bis jetzt dergleichen abscheuliche Anträge von der Hand zu weisen. Jetzt sehe ich, wo ich bin," schloß sie mit verzweifelnder Stimme. „Gott! meine Eltern — meine Ehre — aber eher will ich sterben, ehe diese Unmenschen über mich siegen!"

Wilth schäumte vor Wuth, zitterte vor Freude, stand wie versteinert vor dem zarten Idol seiner heiligen Liebe, schritt mit heftigen Bewegungen durch das Zimmer, weinte, lachte, fluchte, tobte — kurz er war außer sich. Seine ganze glühende Rache fiel auf Hase; den erstechen, die Frau erdrosseln, die Mädchen alle mit glühenden Zangen reißen, die Elenden, die es gewagt hatten, einen Kuß von diesem angebeteten Mädchen nur zu wünschen, viertheilen — dies wäre ihm in diesem Augenblicke das Süßeste gewesen.

„Guter, edler Mensch," sagte Karoline sanft und

lächelte durch ihre bittern Thränen, „mit allem dem wäre meine Ehre mir immer noch nicht gerettet, diese kann mir nur durch ewige Verschleierung aller hier im Hause erlittenen Vorfälle, und durch die möglichst schnelle Entfernung von diesem verrufenen Zirkel erhalten werden.“

Wilth konnte ihr nicht Unrecht geben. Er sah am Ende selbst ein, daß man mit der äußersten Delikatesse mußte zu Werke gehen, um alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden. Er wollte mit Hase selbst sprechen, um ihn wegen seiner Anforderungen, in Betreff der für Karolinen gemachten Auslagen, zu befriedigen; allein Karoline übernahm, aus Furcht, Wilth möchte sich von seiner Hitze doch noch übereilen lassen und unangenehme Auftritte veranlassen, diese Unterhandlung selbst.

Sie eilte aus dem Zimmer. Wilth war allein. Jetzt erst gewann er einen Augenblick, sich zu sammeln und den sonderbaren Zusammenhang der Begebenheiten dieses Abends an einander zu reihen. Sein Herz wurde ihm groß, bei dem Gedanken, dieses Mädchen gerettet zu haben. Sein Plan war fertig; er wollte sie von Hase befreien, sodann bei seiner Mutter einführen, Karolinens Vater den Vorfall melden, und diesen um die Hand seiner liebenswürdigen Tochter bitten. Daß Karoline ihn liebe, daran zweifelte seine Eitelkeit keinen Augenblick. Seine Spiegel sagten ihm, daß er hübsch sey, seine Bücher, daß er Vermögen besitze, seine Bekanntinnen, daß er nicht uninteressant sey. Gut, edel hatte sie ihn

selbst schon genannt, und von dem Gefühl der Dankbarkeit konnte er doch auch etwas erwarten. Er war der glücklichste Mensch unter der Sonne. Mit so reinen Gefühlen, mit einer solchen zauberischen Hoffnung auf eheliches Glück hatte wohl noch Keiner im Haseschen Hause gerechnet.

Jetzt trat Karoline mit dem Hohen=Priester der Sonnenjungfrauen herein. Hase war verdrüßlich und verlegen. Wilth ging mit ihm auf die Seite. „Ihre Forderung an Demoiselle,“ hob Wilth ernsthaft und ruhig an, „beträgt?“

„Fünfzig Thaler zwölf Groschen.“

„Demoiselle meinte, 37 Thaler.“

„Demoiselle weiß nicht, was sie meint. Als wir den Boten fortschickten, betrug ihre Schuld so viel; sie verlangt doch nicht, daß ich sie seitdem umsonst gefüttert haben soll?“

„Ach, das ist was anders. Gut. Sie sollen das Geld heute noch erhalten. Ich habe nicht so viel bei mir. Ich fahre diesen Augenblick nach Hause, bringe die nöthige Summe, und hole dann Demoiselle zu meiner Mutter ab.“

Hase konnte dagegen nichts einwenden. Wilth ersuchte jetzt Karolinen, ihre Sachen einzupacken, er werde bald wieder bei ihr seyn.

Karoline begleitete ihren Retter bis an den Wagen; er küßte ihr mit Innigkeit die weiche kleine Hand. Sie drückte die seinige. Er flog davon, und kam nach zwölf Uhr Mitternachts wieder.

Hafe wurde befriedigt, und das holde Mädchen saß neben Wilth im Wagen.

Die Pferde gingen langsam, denn sie waren müde, und die Nacht war stockfinster. Karoline ergriff Wilths Hand und drückte sie an ihr Herz. „O mein Herr,“ sagte sie mit gerührter Stimme, „noch weiß ich Ihren Namen nicht, aber — seine Hand auf ihr Herz führend — hier hat Ihre Edelthat Ihr Bild eingezeichnet, unauslöschlich bis in den Tod.“

Wilth umschlang Karolinen und zog sie in seine Arme. Karoline sträubte sich nicht. Sie war in den Armen ihres edlen Retters. Ihre schuldlose Seele sah in ihm den reinsten Jüngling. Ihre Lippen begegneten den seinigen. Ihr Hauch fachte das glimmende Feuer in Wilths Seele mit einem Augenblick zur lodernden Flamme an.

Der Wagen schaukelte langsam. Finstere Mitternacht umschloß sie. Wie eine freundliche Leuchtkugel ließ Kupido sein Licht in das Dunkel des Wagens leuchten. Vor Wilths Augen war es helle.

Sein Kuß war nicht mehr Kuß der Freundschaft, nicht mehr Kuß des rechtlichen Wohlwollens. Seine Lippen brannten wie elektrisches Feuer; da wand sich das süße Mädchen aus seinen Armen und drückte sich still in die Ecke des Wagens.

Wilth zog ihre Hand an seine Lippen; in seinem bescheidenen Handkuß lag eine leise Bitte um Verzeihung. Karoline war wieder freundlich.

Das Gespräch fand sich wieder. Karoline schien jenen Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung vergessen zu haben.

Sie war herzlich und gut, und ließ Wilths Hand in der ihrigen liegen; mit seiner Rechten hatte er sie umschlungen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Achsel. Wilth war eingeschüchtert; er wagte keinen zweiten Versuch, sich ihr wieder zu nähern.

Als sie an das Thor kamen, schlug es zwei Uhr. Wilth hatte zwar versprochen, mit Karolinen bei seiner Mutter Logis gleich vorzufahren; allein jetzt, meinte er, sey es zu spät, das ganze Haus würde da in Aufruhr gerathen; die Mutter, eine ältliche, umständliche Frau, auf diesen Empfang ganz unvorbereitet, würde vor Schreck außer sich seyn, eine fremde junge Dame um Mitternacht in ihr Haus treten zu sehen und — besser, weit besser sey es, die Mutter den folgenden Tag vom ganzen Vorgange erst zu unterrichten, und dann Karolinen einzuführen, wo er für die liebevollste, mütterlichste Aufnahme stehe. „Bis dahin,“ setzte er ehrlich hinzu, „müssen Sie mit meinem Logis vorlieb nehmen.“ Karoline weigerte sich anfangs, und wollte lieber in einem Gasthofe abtreten; allein Wilth fürchtete entweder, sie noch einmal zu verlieren, oder ein geheimer Plan lag im heimlichen Neste seiner brütenden Wünsche, oder der Gedanke, ein so himmlisches Mädchen auf seinem Zimmer bewirthen zu können, hatte so etwas Romantisches für ihn; kurz, er hörte keine Gegen-Einwendungen, und der Wagen hielt vor seinem Hause.

Wilth schlug Feuer an, heizte sein Windöfchen, besorgte selbst Theewasser, und spielte mit unglaubli-

cher Geschäftigkeit und froher Laune den Wirth. Karoline maß an der eleganten Einrichtung seiner Zimmer seinen Wohlstand ab. Sie lächelte freundlich ihm und seiner Wirthlichkeit Beifall zu, arrangirte den Theetisch, und befand sich in dem niedlich meublirten Stübchen ungemein wohl. Wilth sah sie mit Entzücken. Sein künftiges Weib! Wie ein Lichtstrahl blitzte dieser Gedanke in seine Seele.

Jetzt trat eine neue Verlegenheit in's Spiel. Wegen des Schlafens. Karoline schien noch gar nicht daran gedacht zu haben; sie ward verlegen, als Wilth davon zu sprechen anfing. Wilth überließ ihr sein Bett in der Kammer, wozu er frische Ueberzüge aus einem Mahagony-Wäschschranke hervorholte; sich selbst behielt er das Sopha im Zimmer vor.

Karoline ließ sich das Geschäft, ihr Bett selbst zu überziehen, nicht nehmen, und Wilth leistete ihr hülfreiche Hand, so weit seine Linkischkeit in dergleichen Geschäften solches zuließ.

Der Thee war getrunken. Karoline schien müde zu seyn. Wilth glaubte in ihrem Auge den Wunsch zu lesen, nun zu Bette gehen zu können. Doch bemerkte er noch eine Art Verlegenheit in ihr, ein Zögern, das ihm auffallend war. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

Er fragte sie endlich. Da lachte sie verschämt und sagte: „Ich habe noch eine Bitte an Sie."

„Noch eine Bitte — und welche?"

„Legen Sie sich zuerst nieder; ich will hier draußen in der Kammer warten, bis Sie sich niedergelegt ha-

ben; dann sagen Sie mir es. Ich ziehe mich dann aus, lösche das Licht aus, mache die Thür auf, und lege mich in's Bette. Aber die Thür erlauben Sie mir aufzumachen. Ich habe von Kindheit an nie allein geschlafen. Ich könnte kein Auge zuthun, wenn ich hier in dem Kämmerchen ganz allein läge. Aber wenn die Thür auf ist, und Sie in der Stube sind, dann bin ich ruhig. Wollen Sie das? Zu Hause schlafe ich bei meinen Eltern auch so. Da denke ich, Sie sind mein Vater. Nicht wahr, Sie thun mir den einzigen Gefallen?"

„Nein, mein himmlisches Mädchen," entgegnete Willth, und lächelte über ihre Bangigkeit vor unbekannten Geistern und über ihr Zutrauen zu dem bekannten Dämon, der in seinem Innern wüthete; „das wollen wir anders machen. Ziehen Sie sich in der Kammer aus und legen Sie sich zu Bette. Ich bleibe unterdessen in der Stube; haben Sie sich niedergelegt, dann rufen Sie mich, so nehme ich das Licht heraus und lasse dann die Thür auf. Sie gewinnen dabei, daß Sie sich nicht im Finstern zu Bette legen dürfen."

Karoline bemerkte mit Verlegenheit, daß die Kammerthür weder verriegelt noch verschlossen werden konnte. „Seyn Sie unbesorgt," sagte Willth, „ziehen Sie sich ruhig aus, ich komme nicht eher, als bis Sie rufen; hier mein Ehrenwort. Es hält fester, als ein doppeltes Vorlegeschloß."

„Gute Nacht, mein lieber Willth," sagte Karoline mit sanfter Hingebung und recht innig bewegt;

und doch lag ein zartes Lächeln in all' ihrem Thun und Wesen, wahrscheinlich der Originalität ihrer Lage entlockt. „Ich danke Ihnen für Ihre Mühe und Ihre Aufnahme, lassen Sie sich etwas recht Süßes, Liebes träumen. Ich werde den heutigen Tag nie vergessen. Morgen führen Sie mich zu Ihrer Frau Mutter. Gute Nacht, mein lieber Freund!"

Mit diesen Worten schlüpfte sie in die Kammer, und machte hinter sich die Thür zu. Da stand nun Wilth. Das schönste Mädchen der Welt in seinem Bette. Morgen sollte er es zu seiner Mutter führen. Morgen hatte er es nicht mehr. Nicht einmal einen Kuß hatte er zur guten Nacht bekommen.

Er lag mit dem Ohr an der Thür. Er hörte das Rauschen ihrer herabfallenden Kleider. Er hörte, als sie in's Bettchen stieg, dasselbe unter seiner süßen Last ein wenig knistern. Alles ward heimlich still um sie, da rief sie leise — „Nun!"

In diesen drei unseligen Buchstaben begrub Wilth seine Festigkeit, Karoline ihre Tugend.

Wilth ging hinaus, um das Licht zurück zu holen. „Liegen Sie gut, mein Mädchen?" fragte er mit der liebevollsten Besorgniß des aufmerksamen Wirths. „Recht sehr gut; nur unterm Kopf möchte ich noch ein Kissen heraus nehmen, es ist mir fast zu hoch; ich liege lieber flacher."

Wilth half ihr das Kissen heraus nehmen. Seine Hand zitterte; seine Kniee flogen. Er hatte sich über Karolinen herübergebeugt. Das blühende Mädchen lag im niedlichsten Nachthäubchen, versenkt in weichen

Flammen, vor ihm. Ein schwanenweisser, voller Arm, bis zur Achsel entblößt, bot sich in üppiger Fülle seinem lüsternen Auge.

Und wenn sich ein Engel dazwischen gestellt hätte, jetzt war es zu spät. Der frische Wintermorgen traf das schöne Mädchen in Wilths Armen. Sie schmiegte sich, als sie erwachte, verschämt an den Geliebten ihres Herzens, um von ihm nicht in's Gesicht gesehen zu werden.

Wilth war namenlos glücklich. Aber peinigend war ihm der Gedanke, jetzt nun sein holdes Mädchen aus seinem Hause herausführen zu sollen. Zum Glück klagte Karoline beim Aufstehen über einen kleinen Anfall von Kopfweh. Wilth nahm daraus Veranlassung, ihr vorzustellen, daß ihr Kopfweh durchaus heftiger werden würde, wenn sie ausgehe, er bat sie also dringend, diesen Tag sich noch zu pflegen. Nach vielem Weigern gewannen ihr endlich Wilths Liebkosungen den Verschub ihres Ganges zur Mutter bis morgen ab.

Wilths erster Ausflug war zum Juwelier, zur Putzmacherin, zum Schnitthändler. Ueberall nahm er mehrere Artikel des Neuesten und Geschmackvollsten mit zur Auswahl nach Hause.

Er fand sie bei einem italienischen Buche, das sie aus seiner kleinen Bibliothek unterdessen gegriffen hatte.

Sie war von seiner Aufmerksamkeit überrascht und wollte anfänglich durchaus sich zu keiner Auswahl verstehen. Endlich, nach langem Zögern, wählte sie und traf zufällig immer das Theuerste. Besonders

schön war der kleine Schmuck, den sie sich ausgesucht hatte.

Der freudetrunkene Wilth hatte beinah' kein grösseres Glück, als alles Mögliche zusammen zu tragen, was ihr nur irgend Vergnügen gewähren konnte.

Der Abend kam heran. Dieselbe Verschämtheit, dieselbe jungfräuliche Züchtigkeit, dasselbe Sträuben, derselbe Kampf, derselbe Sieg.

Herz an Herz, Mund an Mund, schworen sie einander heilige Liebe. Wilth war der glücklichste Mensch. Karoline umfaßte ihn mit der Allgewalt ihrer Reize. Sie schien Eltern, Ehre, sich und ihre Zukunft vergessen zu haben. Sie hatte sich ihm ganz hingegeben.

Karoline erinnerte den folgenden Morgen an die Einführung bei der Mutter. Allein Wilth, der das liebliche Mädchen gern so lange als möglich ganz ungestört genießen wollte, log ihr vor, die Mutter sey nicht ganz wohl, einige Tage wenigstens müsse sie noch bei ihm bleiben.

Karoline lächelte, schüttelte bedenklich mit dem kleinen Lockenkopf, und schwieg. Sie schrieb an ihre Eltern, erzählte ihren ganzen Vorfall, schilderte ihnen Wilth mit dem lebhaftesten Feuer der Liebe, und bat am Schlusse des Briefes den Vater, ihr Pferde zu schicken, und sie in dem Wagen, der noch in Gautsch stehe, bald abholen zu lassen. Der Brief war in einem vollkommenen, schönen Französisch geschrieben.

Wilth überraschte sie im Schreiben, als er von seinen Geschäften nach Hause kam. Er fand ihren Styl, ihre Sprachkenntniß, ihre Gewandtheit im

Ausdruck ungemein gut. Das Geständniß ihrer Gegenliebe, das er hier schriftlich vor sich hatte, that ihm über alle Beschreibung wohl; nur ihr Wunsch, bald abgeholt zu werden, zerschnitt ihm das Herz. Er sprach so rührend und so dringend darüber, daß sie fürchtete, er möchte den Brief gar nicht ordentlich besorgen. Sie zögerte also nach Tische mit dem Zusiegeln so lange, bis er wieder an seine Geschäfte gegangen war, und trug dann den Brief selbst auf die Post.

Wilth war höchst unmuthig, als er dies erfuhr; Er hatte sie selbst nach Hause bringen und dort bei ihren Eltern um ihre Hand förmlich bitten wollen. Karolinens zärtliche Umarmungen söhnten ihn wieder aus. Man entschloß sich nun, des Vaters Antwort abzuwarten. Und da diese nicht gar zu lange ausbleiben konnte, so ließ sich endlich Karoline überreden, bis dahin bei Wilth zu bleiben.

Nach ungefähr 14 Tagen kam Wilth eines Abends zu Hause. Karoline umschlang ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Sie hatte roth geweinte Augen, und schien im Innern sehr tief erschüttert zu seyn.

Wilth erschrak und fragte nach der Ursache. Karoline reichte ihm einen entsiegelten Brief, und barg ihr Gesicht in ein naßgeweintes Tuch. Der Brief war vom Vater. Dieser schrieb unter andern:

„Dein Benehmen ist ganz strafbar. Du verdienst „kaum den Namen meiner Tochter. Sobald du „nur im Entferntesten deine Lage in Gautsch errathen konntest, mußtest du die Gerichte des Orts

„um Hülfe ansprechen. Statt dessen aber wirfst „du dich einem jungen Manne in die Arme, der „dich mit seinem Aeußern besticht, und hinter der „Larve des Ehrenretters deinen guten Namen dir „leicht rauben kann. Ich habe ihn nur einige Au„genblicke gesehen; allein so viel sprach wohl seine „Physiognomie aus, daß er ein Kind des Fleisches „ist. Wie konntest du ihm dich anvertrauen? wie „konntest du seine Anträge für Ernst ansehen, die „nichts anders bezwecken, als dir den Blüthenkranz „deiner Unschuld zu entreißen? Hätte ich nicht ei„nen so felsenfesten Glauben an deine Sittenrein„heit, ich würde für dich zittern. Eile, diesem „gefährlichen Menschen zu entrinnen! Weile kei„nen Augenblick länger! Mit der beigeschlossenen „Summe wirst du deine Herreise bestreiten kön„nen. Deine Eltern erwarten dich mit Sehnsucht. „Werneck war über dein langes Ausbleiben untröst„lich. Er freut sich sehr, dich zu sehen. Er ist ein „reiner, frommer Mensch."

Wilth war sehr bewegt.

„Deine Eltern wollen uns trennen," sagte er langsam und ernst. „Sie verkennen mich und meine Absichten. Ich werde nie von dir lassen, meine reizende Karoline. Wir wollen hin. Beide hin. Ich muß mit dir reisen. Deine Eltern scheinen es nicht zu wünschen. Aber ich muß. Wer ist der Werneck, Karoline?"

Ein reicher Pächter in der Nähe, antwortete Karoline, den ihr die Eltern zum künftigen Gatten be-

stimmt hätten. „Er ist gut und rein," setzte das Mädchen hinzu; „aber lieben kann ich ihn nicht. Nein, Wilth. Ich werde ihn heirathen müssen und unglücklich seyn. Dich habe ich geliebt, weiter Keinen. Morgen muß ich fort. Werde ich Dich je wieder sehen, Wilth?"

Es war, als ob Karoline darauf studirt hätte, das Herz ihres Geliebten stückweise zu zerreißen.

Wilth ging mit gesenktem Kopf und in einander geschlagenen Armen das Zimmer auf und ab. Er fühlte jetzt erst, was ihm Karoline werth war. Er konnte sie nicht lassen. Sein Auge war dunkel. Sein Gesicht glühte. Nach einer langen Pause rief er fest und feierlich: „Morgen fahre ich mit. Du bist ewig mein. Dein Vater soll mich achten, Deine Mutter mich lieben. Werneck ist ein Narr. Morgen fahre ich mit.

Er umarmte das Mädchen. Sie zog ihn fester an sich. Es schlug ihm eine schöne Stunde.

Den folgenden Morgen war Karoline krank. Sie konnte keinen Schritt aus dem Bette. Wilth war außer sich. Er bestellte seine Wäscherin für Karolinen zur Krankenpflegerin. Er holte den Arzt und wich nicht von ihrem Bette. Der Arzt wußte sich nicht recht in die Krankheit zu finden. Er freute sich aber, eine so äußerst angenehme Bekanntschaft zu machen. Den zweiten Tag, als er die Symptome der Krankheit noch nicht zu fassen vermochte, wünschte sie, ihn allein zu sprechen. Wilth ging in das Nebenzimmer. Sie redete mit dem jungen Arzte über eine Stunde; nun wußte er, was ihr fehlte.

Sie schrieb an ihre Eltern einen langen Brief; sie schilderte ihre Lage als eine Folge der elterlichen Strenge, und versprach, zu Hause zu kommen, sobald sie völlig hergestellt sey. Uebrigens erklärte sie, dem Pächter Werneck nie ihre Hand geben zu können. „Sie werden meinen Wilth sehen," schloß sie, „und ihn lieben. Er hat mir ewige Treue geschworen, und er spielt nicht mit Eiden."

Wilth setzte noch einige Worte der Achtung und kindlichen Ehrfurcht hinzu. Die Wäscherin besorgte den Brief zur Post.

Karoline kränkelte anhaltend. Es gab Tage, wo sie völlig wohl war. Wilth fuhr dann auf Anrathen des Arztes mit ihr aus. Wer sie an seiner Seite im leichten Whisky vorbeifliegen sah, stand wie angewurzelt. Das Feuer ihres Auges, ihr zartes Kolorit, das Liebliche ihres freundlichen Gesichtchens, ihre edle Figur und ihr geschmackvoller Anzug fesselte Jeden.

Wilth saß wie ein verklärter Halbgott neben ihr. Sie faßte die Zügel der raschen Mohrenschimmel. Die Thiere schäumten und stampften. Sie hörten ihren Zungenschlag, und wie die Vögel in der Luft, durchschnitten sie die Winde. Unstreitig waren dies Wilths glücklichste Tage. Man hätte ihm für so einen Nachmittag die halbe Welt bieten können. Er hätte nicht getauscht.

Jetzt läutete das Rathhausglöckchen die Messe ein. Wilths Geschäfte riefen ihn aus Karolinens Armen. Schon seit mehreren Jahren logirte ein alter Onkel aus Breslau jedesmal die Meßzeit über bei ihm. Ka-

roline wanderte also aus, und ward bei ihrer Krankenpflegerin, der Wäscherin, welche im Hebammen-Gäßchen wohnte, für diese wenigen Wochen untergebracht. Den ganzen Tag saß Wilth in der Handlung, und Abends suchte er die Fremden auf den Kaffeehäusern oder sonstige Gesellschaften auf, so, daß er vor 11 — 12 Uhr nie zu Karolinen kam. Karoline trug dies mit freundlicher Duldung; desto hingebender war sie, wenn Wilth, der trocknen Tagesarbeit müde, des Nachts in ihren Armen ruhte. Nach der Messe, war es fest bestimmt, wollte Wilth mit seinem Mädchen nach ihrer Heimath. Er wollte seiner Mutter zuvor Alles entdecken, und hoffte, diese zur Mitreise zu bewegen. Als Gattin führte er dann Karolinen zurück. So war sein Plan. Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall zerstörte ihn.

Auf einem Kaffeehause machte er mit einem jungen Buchhändler aus Niedersachsen eines Abends Bekanntschaft. Das Gespräch lenkte Beide bald auf ihren Lieblings-Gegenstand, auf die Mädchen. Der junge Niedersachse, ein angenehmer jovialischer Mensch, schien den Leipziger Schönen wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen. Wilth nahm sich seiner Landsmänninnen an.

„Herr,“ begann endlich der junge Fremde, „da sollten Sie die polnischen Mädchen sehen; das ist eine Grazie, ein Feuer, eine Liebe. Bei Gott im hohen Himmel! man glaubt einen Seraph vor sich zu sehen. Ach, und ein Fleisch! ein Fleisch! Freund; nein Sie

sehen keine Leipzigerin mehr an, wenn Sie so eine junge Polin einmal im Arm gehabt haben."

„Möglich! möglich!" erwiederte Wilth, von der lebhaften Schilderung schon enthusiasmirt; „allein so lange wir keine polnischen Seraphs anbeten können, müssen wir uns nun schon mit unsern Leipziger Mädchen begnügen."

„Nun, damit Sie, lieber Wilth, den Unterschied sehen, wollen Sie mit? Ich will Ihnen das liebenswürdigste, reizendste Geschöpf auf Gottes weitem Erdboden zeigen: eine kleine Popolska; einen lebendigen Engel. Das Mädchen spricht Polnisch, Deutsch, Französisch, Englisch, zeichnet, malt, singt, ach, und liebt — Herr! man möchte unsinnig werden. Diana und Venus: eine Vesta am Tage, eine Bacchantin in der Nacht."

„Und diesen Inbegriff aller übermenschlichen Reize faßt Leipzig?"

„Faßt Leipzig, faßt das weltberühmte Hebammen-Gäßchen. So geht es in der Welt. Man sucht Schätze in Amerika, und kennt die Goldgrube auf seinem Hofe nicht. Ich als Fremder muß Ihnen vom Cherub im Hebammen-Gäßchen erzählen. Kinder, Ihr seyd der Perlen nicht werth."

„Im Hebammen-Gäßchen? eine Polin? Deutsch? Französisch? Englisch? malt, singt? ha ha ha ha! das müßte ganz frisch angekommenes Meßgut seyn."

„Gott bewahre! Gott bewahre! sie wird von einem jungen Esel von hiesigem Kaufmann gehalten. Man darf nur so unter der Hand auf ein halbes

Stündchen sich hinwagen. Punkt halb 10 Uhr müssen wir das Feld räumen; da segelt das Admiralschiff in den Hafen. Die Stocks stehen hoch: unter einem Friedrichsd'or wird der Baum nicht aufgezogen."

Es war, als bisse ein heimlicher Teufel dem armen Wilth bei diesen Worten in's Herz. Doch — nein, es war nicht möglich. Das konnte Karoline nicht seyn. Albernes Zeug! Karoline war ja keine Polin. Wilth lächelte wieder, als ob er von einer schweren Krankheit genesen sey, und nahm des jungen Fremden Antrag, die kleine Polackin zu besuchen, mit erzwungener Bereitwilligkeit an. Ahnung, Neugierde auf die reizende Ausländerin, und Vorwurf einer Untreue gegen Karolinen, kämpften in seinem Innern. Bloßes Vorpostengefecht: die Streifer sprengten gegen einander, drückten mit weggewandtem Gesicht das Pistol auf einander, und ritten dann wieder zurück. Unter diesem innern Scharmützel traten beide Arm in Arm in das Hebammen-Gäßchen, gingen in der Wäscherin Behausung, öffneten die Thüre ihrer Wohnung, und Karoline flog dem Fremden entgegen.

Wilth stand hinter ihm unbemerkt. Er sah ihren runden schönen Arm um den Nacken seines Führers. Sie hieß ihn mit ihrer Silberstimme willkommen. Ihre frischen rosenen Lippen drückten einen freundlichen Kuß auf seinen Mund.

Länger vermochte es Wilth nicht. Er sprang mit geballter Faust dazwischen. „Karoline!" rief er und bebte an allen Gliedern, „was ist das?"

Karoline war nicht im mindesten betroffen. „Was das ist? kuriose Frage! das ist ein allerliebster junger Mann. Er findet mich vielleicht hübsch; das hat er mit Ihnen gemein. Ich habe ein etwas rasches Blut; das habe ich mit Ihnen gemein."

„Schändlich, schändlich!"

„Ha, ha, ha, ich glaube, Sie sind eifersüchtig, Närrischer Mensch, das sollte ich seyn. Was führte Sie denn hierher? Der Herr hier sagt Ihnen von einem nicht häßlichen Mädchen. Sie vergessen Karolinen, und finden — Karolinen. Nicht wahr, so hängt die saubere Ueberraschung zusammen?"

„Schweig, niederträchtiges Geschöpf!"

„Still, still; wir haben unsere Rechnung mit einander aufgehoben. Sie sprachen von ernsteren Banden, die uns vereinigen sollten, und noch weiß Ihre Mutter nicht einmal, daß ich in der Welt bin. Meine Jugend wollten Sie genießen, und dann mich auslachen. Ich gab, was ich hatte, meine Reize; Sie eine Hand voll Thaler und ein paar modische Lumpen. Ich gab mehr als Sie, am Ende sind Sie, wenn wir es scharf nehmen, noch mein Schuldner. Wie können Sie jetzt noch das Herz haben und an mich Forderungen machen? Führen Sie künftig Ihre Bücher besser, sonst werden Sie am Ende bankerott."

„Buhlerin, gemeine Buhlerin!" schrie Wilth, daß die Stube dröhnte, und fuhr wüthend auf sie ein, „elende, nichtswürdige Hure!"

„Herr!" rief jetzt das Mädchen, und das Auge rollte furchtbar im Kopfe, „dies Wort kostet Ihnen

das Leben. Morgen früh sieben Uhr in's Rosenthal, auf Pistolen, und jetzt mir aus dem Gesicht, augenblicklich mir aus dem Gesicht."

Wilth rannte mit schäumender Erbitterung zur Thüre hinaus. Sein Stolz, seine Eitelkeit, seine Liebe — die ganze Welt erdrückte ihn. „Luft, Luft!" rief er laut, als er auf der Straße war. Er konnte kaum athmen. Er lief wie ein Rasender durch alle Gassen. Am Ende ging er zum Thore hinaus in's Freie. Da brach ihm das Herz. Er weinte sich aus und ward ruhiger. Er hatte Karolinen wahrhaft geliebt. Er hatte es redlich mit ihr gemeint. Sie hatte ihn fürchterlich hintergangen. So dunkel die Nacht um ihn war, so licht war ihm Karolinens ganzes Betragen.

Karoline war wahrscheinlich nicht die Tochter des Pfarrers. Sie spielte wahrscheinlich mit dem Gautscher Seelenverkäufer ein Spiel.

Wilth ging die Geschichte ihres Benehmens mit eben dem prüfenden Blicke jetzt durch, mit welchem ich meine Leser bitte, sie noch einmal durchzublättern, und überzeugte sich je mehr und mehr, daß er betrogen war. Gewißheit hat er nie darüber bekommen können. „Ich habe sie geliebt," sagte er, und sah mit nassem Auge in die Sterne; „aber jetzt ist es vorbei. Sie fordert mich, das elende Geschöpf. Sie ist meiner Rache nicht werth."

Er irrte noch eine Stunde auf dem Felde umher, und kam mißmuthig nach Hause. Der Onkel aus Breslau wunderte sich, den Herrn Neffen endlich

einmal des Nachts zu Hause zu finden. Er hatte durch die Aufwärterin von Karolinen gehört. Er vermuthete, daß Wilth ihr die Stunden der Nacht geschenkt hatte. Auf Wilths Gesichte las er, daß es Auftritte mußte gesetzt haben; er benutzte daher den Augenblick, seinem Neffen einige wohlmeinende Vorwürfe zu machen.

Wilth erzählte ihm im ersten Aufwallen des Unmuths seine ganze Geschichte. Der Onkel sah ruhiger, folglich richtiger. „Das ist ein Nachtvogel,“ sagte er lächelnd, „und keine Pfarrerstochter. Gott weiß, wo sie mit dem Pfarrer in der verdammten Windmühle zusammen getroffen seyn mag. In Gautsch hat man Dich gemeinschaftlich geprellt. Frage doch nach ihrem Wagen; ich wette, es ist kein Rad davon zu sehen. Darum beredete sie Dich, den alten Hase nicht vor das Gericht Deiner Hitze zu fordern; darum sprach sie erst mit ihm allein. Darum spielte Hase den Verlegenen.“

„In der ersten Nacht ihres Hierseyns — welche fein studirte Koketterie! Jedes Wort, jede ihrer Handlungen zeugt von ihrer Raffinerie, unschuldig zu scheinen und Dich ganz in ihr verführerisches Netz zu locken. Eine Thür, mein Freund, ist eine gewaltige Scheidewand. Es ist nur eine Tapetenthür, wie ich sehe, allein auch diese mußte auf, damit nichts zwischen Dir und ihr sey. Sie lag im Bette gewiß gut, weder zu hoch noch zu niedrig; aber Du mußtest ihr näher. Freund, das fühle ich — ich bin auch einmal jung gewesen — in dem Augenblicke wäre Joseph,

erzlenschen Andenkens, auch gefallen. Ich werfe keinen Stein auf Dich."

„Pharaonis Weib mag nicht häßlich gewesen seyn; aber es war ein Weib. Karoline — wenigstens bildetest Du Dir das ein — eine reine, unberührte Jungfrau. Eine Rose im Wasser, und eine Rose auf dem Stocke! — Ihr Kopfweh den folgenden Morgen war sehr natürlich; sie wollte nicht zur Mutter. Mädchen der Art haben vor rechtlichen Matronen einen gewaltigen Respekt. Sie erinnerte Dich zwar selbst daran, sie bei Deiner Mutter einzuführen; allein wahrlich, zum Scheine. Daß Du selbst keine große Lust hattest, die Einführung zu beeilen, hatte sie Dir längst angemerkt. Sie schreibt an ihre Eltern, und besorgt den Brief selbst auf die Post. Absichtlich ließ sie sich von Dir im Schreiben überraschen, um ihre Talente und das Geständniß ihrer Liebe zu Dir kennen zu lernen. Die Antwort, angeblich vom Vater, floß wahrscheinlich aus ihrer Feder. Diese Antwort ist die allerfeinste Intrigue; sie macht Dich auf einen gewissen Wenneck aufmerksam, der wahrscheinlich gar nicht existirt: bloß um außer den Leidenschaften, die schon in Deinem Herzen angefacht waren, nun auch Deine Eifersucht rege zu machen. Du wolltest nun mit ihr reisen. Da ward sie krank. Was sie mit dem jungen Doktor gemacht hat, will ich gar nicht wissen. Die Gegenantwort an den Vater bringt die Wäscherin zur Post. Hast Du nun Licht, mein Freund? Jetzt spielt sie die Ehrenheldin, und fordert Dich. Das ist ein Romanen-

streich *). Ein Narrenstreich. Ein Mädchen auf Pistolen! Leg' Dich ruhig zu Bette, und schlafe aus. In acht Tagen hast Du das intrikate Geschöpf vergessen. Morgen gehe ich zu Deiner Wäscherin; sehen muß ich die kleine Hausbestie doch, die Dir den Kopf so verrückt hat, sie soll nicht häßlich seyn."

„Ach, sie ist sehr schön," sagte Wilth, und hielt sich die Hand vor die Augen. „Ich kann sie nicht hassen. Sie hat mich betrogen; aber ich werde sie nicht vergessen."

„Schon gut, schon gut. Wir kennen einander. Lege Dich nur vor der Hand ruhig zu Bette. Das Herz des Liebenden zerbricht Schlösser, zertritt Felsen und trinkt Meere aus; aber der Zeit, der Zeit läßt es ihre mächtigen Rechte. Es ist ein grausames Ungeheuer, die Zeit. Aber nur für die Verliebten. Den Leidenden ist sie eine Wohlthat; dem Alter ein Schatz."

Wilth lag in demselben Bette, in dem Karoline geschlafen hatte. Er schlummerte erst gegen 4 Uhr des Morgens ein. Ein Geräusch auf dem Flur weckte ihn. Er hörte eine fremde Stimme fragen: ob Herr Wilth hier wohne? Die Wärterin öffnete die Thür. Der Fremde trat hastig ein, wandte sich an den Onkel, der schon angezogen war, und sagte, außer Athem: „Kommen Sie eiligst in das Lazareth. Demoiselle Trziemecka wünscht Sie noch ein einzigesmal zu

*) Keine Dichtung. Das Mädchen hatte ihn wirklich gefordert. Jeder, der um diese Zeit in Leipzig war, wird sich dieses auffallenden Ereignisses erinnern.

sprechen. Sie hat sich in den Hals geschossen. Sie lebt keine Stunde mehr.“

Wilth flog aus dem Bette, in die Kleider, zum Hause hinaus; er bebte, ihm schlotterten die Kniee. „Sich in den Hals geschossen? lebt keine Stunde mehr?“ wiederholte er sich zehnmal unterweges, und ballte die Hände in der Tasche. Er trat in das Lazareth. Karoline lag auf einem ärmlichen Bette. Kleidung, Bett, Zimmer, Alles war voller Blut. Karoline lag blaß und still, denn der Wundarzt des Hauses hatte sie eben verbunden. Sie war sehr ermattet. Sie erblickte Wilth, da weinte sie und reichte ihm wehmüthig die Hand. Sie winkte den Umstehenden, abzutreten; sie wünschte mit ihm allein zu seyn. Der Arzt ging, und bat Wilth, sich nicht lange aufzuhalten, sie dürfe wenig sprechen.

„Wilth,“ sagte sie leise zu ihm, als sie allein war.— „Du kamst nicht, ich wartete bis 3/4 auf acht Uhr. Du hattest mir meine öffentliche Ehre geraubt; die Stunde des Zweikampfs sollte sie mir wieder geben, Du kamst nicht. Ohne Ehre ist mir das Leben bitterer, als der Tod. Ich setzte mir das Pistol zwischen die Zähne; ein unglücklicher Ruck, der Schuß ging seitwärts.“ Sie hielt inne, sie konnte nicht weiter sprechen; sie drückte seine Hand an ihre blassen Lippen, und blickte ihn mit dem dunkeln Auge der Sterbenden an. „Verzeihung!“ lispelte sie kaum hörbar zwischen den Zähnen, und legte Wilths Hand auf ihr Herz. Es klopfte in langsamen Schlägen die letzten Pulse des Lebens.

Wilth küßte die blasse Wange, die zuckenden Lippen, das brechende Auge. „Ich liebe Dich ewig,“ rief er der Scheidenden nach, „ich werde Dich nie vergessen.“

Sie lag kalt und bewußtlos da, sie kannte ihn nicht mehr.

Wilth vermochte nicht länger zu bleiben. Er rief den Wundarzt und ging. Als er aus dem Lazareth heraustrat, umringte ihn eine Menge Neugieriger. Jeder wollte wissen, ob sie noch lebe, warum sie sich habe erschießen wollen; er antwortete Keinem. Gefoltert von Liebe und Reue flüchtete er nach Hause. Sein Onkel war ausgegangen, nach einer Stunde kam er. „Sie ist todt,“ sagt' er langsam und gerührt, „ich bin draußen gewesen; bei Gott, ein sonderbares Mädchen! es liegt etwas Großes, etwas Edles in ihrer Seele, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Ihr neuern Kinder des Lichts heißt es Energie. Laß sie ruhen, die Todte. Glück, reines Glück wohnte nicht in ihrem Busen; Deine Thränen verzeihe ich Dir; sie muß interessant gewesen seyn. Ein gewöhnliches Mädchen der Art schießt sich nicht gleich eine Kugel in den Hals, wenn ihr ein rechtlicher Mann in's Gesicht sagt, was es ist, denn mehr hast Du ja doch nicht gethan. Bleib bis diesen Mittag zu Hause, ich habe noch einige Geschäfte, zu Mittag esse ich mit Dir.“

Leipzig ist eine kleine Stadt im Großen. Man sprach in allen Straßen, in allen Gewölben von nichts, als von der schönen Polin und von Wilth. Wo der Onkel

hinkam, ward er in's Examen genommen; denn er, als Wilths Onkel, mußte das alles am genauesten wissen können. Der Onkel hatte das schon im Hereinkommen vom Lazareth bemerkt, darum bat er Wilth, nicht auszugehen, um ihn nicht den Fingerzeigen des Publikums Preis zu geben. Jetzt sprach er mit Wilths Compagnon und Wilths Mutter, und setzte beiden die Nothwendigkeit auseinander, daß Wilth auf einige Zeit Leipzig verlasse. Beide sahen das ein, und stimmten gern bei. Da Wilth einmal verreisen mußte, so schlug der Compagnon W . . . vor, wohin schon lange einer hatte gehen sollen, um einige Handlungs-Geschäfte dort in Ordnung zu bringen. Noch denselben Abend saß Wilth mit dem Onkel im Wagen. Er ließ ihn in Breslau, und ging nach W . . .

Seine Geschäfte gingen langsam von Statten; sie zerstreuten ihn, und W . . . s Reize heiterten ihn allmählig auf. Er war an mehrere Häuser empfohlen, das Berg'sche gefiel ihm unter allen am meisten. Frau von Berg war eine liebenswürdige, muntere Frau. Ihre gutmüthige Herzlichkeit schloß sein Innerstes auf. In einer traulichen Stunde theilte er ihr seine und Karolinens Geschichte mit. Sie hatte ihn sonst mit seiner melancholischen Stimmung oft aufgezogen; jetzt ehrte sie seinen Kummer; seine süße Schwärmerei gewann ihre Schwesterliebe. Eine ihrer vertrautesten Freundinnen schien die junge Gräfin Calenberg zu seyn. Wilth, oder wie er jetzt hier in W . . . hieß, Herr von Wilth, hatte sie schon einigemal gesehn; allein noch immer hatte Karoline mit den blassen Lip-

pen, und dem sterbenden Auge vor seiner Seele gestanden. Er lebte noch nicht recht wieder auf der Erde. Sein Geist hatte den Schatten seines Mädchens in die lichteren Regionen der Oberwelt begleitet.

Gräfin Therese schien ganz geschaffen zu seyn, den Menschen vom Himmel zur Erde herabzuziehn. Ihr unbeschreiblicher Leichtsinn, ihre frivole Laune, ihre Augen, die nichts als die üppigste Liebe sprachen, hätten einen Sterbenden zum Lachen, einen Geräderten zum Scherzen und einen Marmor zum Schmelzen bringen können.

Die Sachsen, Deutschlands Gallier, sollen, sagt man, in W . . . Glück machen. Wilh hatte der jungen Gräfin gleich im ersten Augenblicke der Bekanntschaft nicht mißfallen. Sein düsterer Sinn hatte sie fest gehalten, wenn er Klavier spielte, wenn er sang, so ereilte der Flug seiner Phantasie, mit der er sich in die wildesten Accorde verlor, die innersten Tiefen ihres Herzens. Sein ruhiger Kummer zügelte ihren Muthwillen, sie saß oft minutenlang ihm gegenüber, sah ihm theilnehmend in's Auge, und unwillkührlich formte sich ihr Gesicht nach seinen schönen ernsten Zügen. Er sprach jetzt wenig, aber er redete mit Innigkeit und Gefühl. Der reizbaren Therese war, als hätte sie noch Niemanden so sprechen gehört, sein fremder, reinerer Dialekt, seine sanfte, feste Stimme, seine Aeußerungen, der Glanz seines feurigen Auges, die Blüthe seiner Jugend — Gräfin Therese sagte schon den zweiten Abend zur Frau von Berg, daß das der interessanteste Mensch sey, den sie je gesehen habe, und das wollte viel sagen; denn

die Gräfin Calenberg gehörte zum lionischen Adel, zu dem sich recht viele liebenswürdige junge Männer zählten; sie hatte mit mehreren Großen vom Hofe Umgang, und doch wollte sie keinen wissen, der ihre ganze Aufmerksamkeit mehr gefesselt hätte, als der Herr von Wilth. Eben diese Kälte, dieses Nichtbemerken, diese Anspruchlosigkeit waren für Wilth die schönen Siegesbanner im Feldzuge gegen die reizende Therese. Bis jetzt waren ihr die Männerherzen entgegen geflogen. Dieses Herz suchte sie. Frau von Berg freute sich dieses Annäherns; sie liebte Theresen, und war dem schwärmerischen Wilth recht gut. Sie spielte, ohne es zu wissen, zwischen beiden die Vermittlerin.

Zu Wilth sagte sie: „Sie haben mehr Glück, als Sie suchen. Auf Gräfin Therese haben Sie einen eigenen Eindruck gemacht. Wollen Sie es nicht bemerken, oder haben Sie es wirklich nicht bemerkt? Ich habe sie nie so gesehen. Ihr Herz ist jetzt frei, die Calenberg würde an Ihrer Seite gewiß ein recht glückliches Weib werden; ihr Leichtsinn würde durch Ihren Ernst gebunden, und Ihr Mißmuth durch ihren Scherz weggetändelt werden. Wenn solche Charaktere sich amalgamiren — gewiß, da muß ein gutes Ganzes daraus werden!“

„Liebe Berg, ein so wundes Herz, als das meine, verträgt nichts weniger als Spott. Wo denken Sie hin? Gräfin Calenberg und ich? Nein, ich war dem Wahnwitz nahe. Noch habe ich meinen Verstand!“

„Nun? Gefällt Ihnen die Calenberg nicht?“

„Ach, sie ist sehr liebenswürdig, aber —“

„Sie hat zwar kein Vermögen, aber ihre Verbindung mit den ersten Häusern der Residenz; ihr Geschlecht ist eins der ältesten im Lande.“

„Eben das, meine gute Berg. Ich bin Kaufmann. Das Loos, das ich Theresen mit meiner Hand bieten könnte, steht mit ihren Ansprüchen in keinem Verhältniß.“

„Sind Sie nicht ein sonderbarer Mensch! Man hört Ihnen den Ausländer an; hier sind wir über solche Armseligkeiten weg; bei uns gilt bloß Herz und Verstand.“

Wilth schüttelte schweigend den Kopf, lächelte und ging. Eine Stunde darauf saß Therese bei der Berg. Das Gespräch kam unvermuthet auf Wilth.

„Ich mag ihn wohl leiden. Er ist gut und herzlich. Unsere Modeherren tändeln, witzeln und fühlen nichts; sie sehen uns über die Achseln an, und wissen kein gescheides Wort über die Lippen zu bringen. Ich habe darum immer gern mit Männern von gewissen Jahren gesprochen. Selbst ihre Galanterie hat etwas für's Herz. Wilths Kopf ist älter als sein Herz.“

„Du sprichst recht vernünftig, Therese. Es scheint mit Deiner Liebe ordentlich Ernst zu seyn.“

„Das ist es wirklich. Du kennst meine Verhältnisse. Ein Jahr, ein halbes Jahr vielleicht später, und die Blüthe meines Glücks ist gebrochen. Was geschehen soll, muß bald geschehen. Jetzt noch kann ich wählen. Der Hof wird jede Wahl billigen, sobald ich eine freundliche Stunde abwarte, wo ich sagen kann, daß ich liebe und geliebt werde.“

„Darfst Du das? Ich hätte glauben sollen, damit machtest Du Dir böses Spiel; daß Du geliebt werdest, kannst Du wohl sagen, aber daß Du wieder liebst? —“

„Kann ich auch sagen. Jetzt. Vor acht — zehn Monaten noch nicht. Ich glaube, ich wäre auf eine Festung transportirt worden. Aber jetzt! — man fühlt sich, das blaue schöne Auge ist himmelwärts gewendet. Hienieden sind wenig Freuden mehr zu erwarten.“

„Gut; aber unter den vielen hübschen jungen Männern, die Dich umkreisen —“

„Ist kein einziger, der mit Wilth den Vergleich aushielte. Einer huldigt mir, weil ich nicht häßlich bin; der andere, weil er meine Verbindung ahnet, und von meinem Einfluß, von meiner Fürsprache etwas erwartet; der dritte, weil er glaubt, im fremden Garten, wo der Zaun niedergetreten ist, lustwandeln zu können. Wilth weiß von allem dem nichts. Wenn er einmal für mich etwas fühlen lernt, so bin ich es, die ihm sein Herz gewinnt, nicht fremde Reize; lese ich recht in seinem Auge, so bin ich ihm nicht gleichgültig.“

„Nicht gleichgültig? — Nein, Therese, Du verstehst Dich noch schlecht auf Männerherzen. Er findet Dich über alle Wesen erhaben; er betet Dich an. Aber der bescheidene Schäfer wagt den Gedanken nicht zu denken, Dich Sein zu nennen.“

„Sprachst Du mit ihm davon?“

„Wohl; er fing selbst davon an. Er ist bürger=

lich, Du Gräfin. Das ist der ganze Stein des Anstoßes, der ihm im Wege liegt."

„Das? Ach, Berg, da ist Rath dafür! Nur keine Zeit verloren!" Sie sprang vom Sopha auf, klatschte in die weichen, kleinen Hände, und fuhr nach Hause.

Wilth saß unterdessen auf seinem Zimmer, und wiederholte sich die Unterredung mit der Berg von Wort zu Wort.

Die künftige Madame Wilth eine geborne Gräfin Calenberg! „Nein, es geht nicht!" rief er aus, und lachte laut. Erst neulich trug Therese einen Schmuck, der seine 12—16000 Fl. werth seyn mußte; sie hielt sich Equipage, Domestiken ohne Zahl. Sie war ganz im feinsten Hofton erzogen — täglich in Gesellschaften. Der ganze Tag war für sie eine Reihe von Abwechselungen, und Vergnügungen. Ihr einziges Geschäft war die Toilette. Vermögen hatte sie nicht. Wilths Verdienst vom ganzen Jahre ging in einem Monate darauf, um in dem Zuge fortzuleben, in dem Therese zu leben gewohnt war. „Nein, es geht nicht," sagte er, und lachte nicht wieder; denn Therese war sehr schön, sehr reizend. Man mußte in ihrer Gesellschaft heiter werden. Ihre Bildung umfaßte ein großes Feld von Wissen und Kenntnissen, und ihr Herz war wirklich gut. „Nein, nein, es ist nicht möglich!" rief er sich zu, und wünschte den Schmuck und die Bedienten, und die Points und die Equipage und das Grafenwesen in's Pfefferland. Hieße das liebliche Geschöpf schlechtweg Therese Calenberg: heute

hätte er es noch an seine Brust gedrückt, heute wäre noch der schöne Bund geschlossen worden.

Denselben Abend ging er wieder zu der Berg. Er trat unangemeldet in ihr Zimmer. Der Tag war im Scheiden, es dunkelte. Im Zimmer brannte noch kein Licht. „Guten Abend, lieber Wilth," begegnete ihm eine Stimme. Therese war es. Sie saß im Winkel des Sopha's und reichte ihm freundlich die Hand. Sie waren allein; Frau von Berg war ausgefahren. Therese hatte sie erwarten wollen. Wilth hatte Theresen nie ohne Zeugen gesprochen. Das Herz wallte ihm über, als er mit ihr allein im kleinen Sopha saß.

„Sie wollen, höre ich, W . . . bald wieder verlassen. Gefällt es Ihnen nicht bei uns?"

„Wem könnte es in W . . . mißfallen? Allein meine Geschäfte nöthigen mich leider, an die Rückreise zu denken."

„Leider? blieben sie wirklich gern sonst in W . . .? Ich glaubte, eine vaterländische Schöne —"

„Sie sind sehr bescheiden, Gräfin!"

„Und Sie heute ungemein galant."

„Heute? Galant nie, wahr immer. Wenn irgend W . . . einen fesselnden Reiz für mich haben könnte, so wäre —"

„So wäre ich's? nicht wahr? Nein, mein guter Wilth, Ihre Geschäfte sind Ihnen die magnetischen Reize, die Sie von unserer Seite reißen. Wir hätten Sie recht gern hier behalten. Wir sind an Ihre Gesellschaft gewöhnt. Es wird uns etwas, es

wird uns recht viel fehlen, wenn Sie nicht mehr bei uns sind."

„Nein, Gräfin, in W . . . vermißt man sich nicht. Die Menschen rauschen an einander vorbei, man grüßt sie nicht, man kennt sie nicht, man —"

„Habe ich Sie vorhin erst nicht recht freundlich gegrüßt? Auch glaube ich, Sie zu kennen."

„Mich?"

„Ja Sie. Sie sind stolz und kalt. Ob Sie je lieben können, weiß ich nicht. Selbst für Freundschaft sind Sie, glaube ich, unempfänglich; bloß und immer Geschäftsmann. Wir W . . . rinnen sind nicht so."

Bei diesen Worten lag ihre Hand auf der seinigen, sie beugte sich gegen ihn, und ihr herzliches Lächeln strafte ihren Vorwurf als Lüge. Mit ihrem andern Arm stützte sie sich auf das Sophakissen; Wilth ergriff diese Hand und küßte ihren vollen, schönen Arm. Er hatte Theresen nie berührt. Beim ersten Kusse in das tiefe Grübchen am Ellenbogen goß sich ein flackerndes Feuer in sein Inneres. Unbewußt seiner selbst schlug er seinen Arm um ihren Leib und zog sie an sich. Ihre Wange glühte an der seinigen. Therese sträubte sich nicht. Wilth wagte einen Kuß auf ihre Lippen, sie gab ihn ihm wieder. Die ganze Seligkeit des Himmels lag in diesem langen, innigen Kusse.

In diesem Augenblicke kamen die Bedienten mit Licht. Therese flog aus seinem Arm in ihren Winkel des Sopha's zurück.

Als die Bedienten das Zimmer verlassen hatten, rückte Wilth wieder näher. Die Gräfin stand langsam

auf, und ging an das Fenster. Wilth setzte sich, wo sie gesessen, und küßte den Fleck, wo ihre Hand geruht hatte. Therese bemerkte es, aber sie wandte ihm den Rücken zu, als ob sie sich schämte, ihm in's Gesicht zu sehen.

Wilth wagte nicht, ihr an das Fenster zu folgen. Er ging zum Fortepiano, griff einige Accorde, nahm dann den Hut, und eilte mit einem tiefen Seufzer zum Zimmer hinaus.

„Ich darf sie nicht wieder sehen," sagte er laut, als er in sein Stübchen trat. „Ich bin der unglücklichste Mensch, auf ewig verloren!" Morgen wollte er fort, ohne Abschied von Bergs, von Therese. Jetzt erst liebte er Theresen mit namenloser Stärke. Er breitete die Arme aus, als ob er sie umfassen wollte. Er hielt sich die Augen zu, um die süße Sopha-Scene ganz wieder zu sehen, er drückte den Aermel seines Rocks, mit dem er sie umfaßt hatte, an seine Lippen. Aber morgen mußte er fort; denn ein Schritt noch, und er stürzte in den Abgrund, an dessen Rande er stand.

Er fing den folgenden Morgen an, seine Sachen zu packen. Gegen Mittag erhielt er vom Herrn von Berg eine Einladungskarte auf ein freundschaftliches Abendbrod. Er schlug es aus. Da schrieb ihm die Frau von Berg: „Sie müssen kommen; ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen." Er sah verdrüßlich aus, als er dem Bedienten, der das Billet brachte, sagte, er würde kommen; aber innerlich lachte es in ihm. Er freute sich, seiner

Vernunft, die ihm die Abreise rieth, das Billet der Frau von Berg entgegen halten zu können. Er kam. Seiner Vermuthung nach mußte Therese auch dort seyn. Sie war nicht da. Er speiste mit Bergs allein. „Warum schlugen Sie es meinem Manne erst ab, zu kommen, lieber Wilth?" fragte die Frau von Berg, und winkte den Domestiken, abzutreten.

„Ich war mit Einpacken beschäftigt. Ich wollte diesen Nachmittag fort."

„Fort auf immer? und das ohne Abschied?"

„Ich habe mich zu lieb. Ich schone mich gern; darum scheue ich das Abschiednehmen. Das Wort der Trennung von Ihrem Hause auszusprechen, würde mir zu schmerzlich fallen."

„Wenn Sie als Freund sprechen, wollte ich Ihrer Vorliebe für unser Haus recht vielen Dank wissen; Sie sprechen aber als Verliebter. Uns gilt der Schmerz der Trennung wohl eigentlich nicht?"

„Doch, doch, Ihrem Hause. Sie nahmen mich sehr gütig auf. Sie schenkten mir eine Freundschaft, die —"

„Sie nicht annehmen, weil Sie sie nicht mögen, weil —"

„Ich nicht annehmen? Wie das, gnädige Frau?"

„Nein. Wären Sie wirklich der Freund, der Sie seyn wollen, so müßten Sie viel offener seyn. Ohne gegenseitiges völliges Vertrauen ist nie Freundschaft denkbar."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Oder wollen mich nicht verstehen. Sie sind ver-

steckt; und das ist gegen eine Freundin, die es so redlich mit Ihnen meint, als ich mit Ihnen, wahrlich nicht hübsch. Die Calenberg gestand mir in einem traulichen Augenblick, daß sie Ihnen nicht gram sey. Sie hätte mir in meinem ganzen Leben durch nichts eine größere Freude machen können, als durch dies Geständniß. Ihr Beide scheint mir für einander geschaffen, für einander im Himmel bestimmt zu seyn. Ich beging die Unvorsichtigkeit, Ihnen neulich von diesem Geständnisse etwas fallen zu lassen. Es schien Ihnen wohl zu thun. Ich ließ jetzt mein Herz sprechen, und äußerte den Wunsch, daß diese gegenseitige Neigung ein ernsteres Ziel haben möge, als ein bloß vorübergehendes Wohlwollen. Dieser Gedanke traf Sie. Das einzige Hinderniß, was Ihnen nach Ihrer Ansicht im Wege stand, war die Ungleichheit des Standes. Ich setzte Ihnen auseinander, daß dies hier zu Lande bloßes leeres Vorurtheil sey. Mich dünkt, Sie widerlegt zu haben. Gestern Abend führt Euch der Zufall beide auf meinem Zimmer zusammen. Theresen zittert das Bekenntniß ihrer Liebe auf den Lippen. Da rennen Sie zur Stube hinaus, und heute wollen Sie fort. Ich, mein Freund, habe Sie errathen; Sie wollten mit Theresen tändeln. Jetzt, da ich von ernsteren Verbindungen sprach, wird Ihnen bange. Wahrscheinlich hat eine Leipziger Kaufmanns-Mamsell Ihre Liebe in der letzten Messe erwischt. Das mußten Sie mir sagen, wenn Sie es ehrlich mit mir und Theresen meinten. Die Gräfin Calenberg hatte sich gegen Sie nicht zu vergeben, daß

Sie sie mit dieser Verstecktheit hintergehen durften. Ist eine Indelikatesse vorgefallen, so schreiben Sie sie auf Rechnung meiner Freundschaft für Euch beide. Therese darf darum noch nicht der Gegenstand einer verächtlichen Behandlung seyn.

Wilth war wie vernichtet. Er glühte vor Schaam, vor Aerger über sich selbst; und doch fühlte er, nicht anders handeln zu können. Er gewann endlich die Herrschaft über sich selbst wieder.

„Liebe Berg,“ sagte er ruhig, und sein dunkler Blick lag auf ihrem Auge, „das theure Band, das Sie an Theresen fesselt, entschuldigt die Heftigkeit, mit der Sie Ihre Vorwürfe durchbittern. Mein und Theresens Glück hing in jener seligen Minute an einem Faden. Folgte ich meinem Gefühle, bat ich um ihre Hand, sagte sie mir zu, so war ich der glücklichste Unglückliche auf der Erde.“

„Sie sprechen Unsinn, Wilth. Wie kann der Unglücklichste der glücklichste Mensch auf der Erde seyn.“

„Ich war in dieser Minute seliger, als der seligste Engel im Himmel; denn ich liebe Theresen mehr, wie mein Leben. Aber — ein guter Genius schrieb mir noch zur rechten Zeit mit Flammenzügen die Wahrheit in's Herz — meine Gattin kann Gräfin Therese nicht seyn, wenn wir nicht schon im ersten Jahre den Schritt der Liebe bereuen wollen.“

„Sie bleiben mir ein Räthsel. Warum nicht Ihre Gattin?“

„Ich bin nicht reich. Therese ist als Gräfin Calenberg berechtigt, ein bequemes, ein splendides Leben

zu führen. Sie ist seit ihrer frühesten Jugend daran gewöhnt, ich kann ihr dies nicht gewähren. Unsere Liebe kann ihren Entsagungen, zu denen sie sich täglich entschliessen müßte, kein Ersatz seyn. Die ersten Flittertage der Zärtlichkeit würden verfliegen, und die vormalige Gräfin Calenberg würde in dem einfachen bürgerlichen Alltagsleben ihres Gatten bald Langeweile fühlen; sie würde entweder dieses Einerlei fliehen, den gräflichen Ton festhalten und meinen Wohlstand ruiniren, oder sich zu uns Bürgergesichtern herabstimmen müssen, und am Ende sehr unglücklich seyn. Seyn Sie gerecht, Frau von Berg! Prüfen Sie mit Ruhe meine Gründe, die ich in das blutende Herz mit Gewalt drängen muß, und helfen Sie selbst meiner Vernunft, daß sie im Streite mit meinen Empfindnngen das Feld behalte. Liebe Berg, stehen Sie mir bei; Sie sind unparteiisch. Ich will lieber unglücklich seyn, als an Theresen unredlich handeln."

„Ist das wirklich die Sprache Ihres Gewissens, Wilth?" fragte der Herr von Berg, und ergriff herzlich seine Hand.

„Wahrlich, mein Freund!"

„Weiter stände also wirklich Ihrer Verbindung mit der Gräfin nichts im Wege, und Sie hofften mit derselben Ruhe und Vernunft, die Sie bis jetzt schwankend in Ihrem Entschlusse machten, in dieser Verbindung glücklich zu seyn?"

„Therese übertrifft alle Ansprüche, die ich je an das Ideal machte, das ich mir von meiner künftigen Gattin aufstellte; allein auch mit der freigebigsten

Phantasie sehe ich nicht die Möglichkeit ein, jenes Hinderniß aus dem Wege zu räumen."

„Könnten Sie sich entschließen, Leipzig zu verlassen?"

„Leipzig bindet mich nicht. Wo soll ich aber mit meiner Handlung, mit meinem Compagnon hin?"

„Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht. Können Sie sich von ihm trennen?"

„Die Zeit unserer Verbindung ist ohnehin bald um. Das wäre leicht zu machen. Allein, sich anderswo neu zu etabliren, hat in den jetzigen Zeiten seine sehr großen Schwierigkeiten."

„Wie wäre es, wenn Sie dem ganzen Kaufmannswesen ewiges Lebewohl sagten? Das Ungewisse dieses Standes hat für mich nie Reiz gewinnen können. Sie arbeiten sich mit Anstrengung zu einem gewissen Grade von Wohlstand hinauf; ein einziges Haus, mit dem Sie eng verbunden sind, fällt, und Sie sind mitgestürzt; oder, wenn es auch nicht zu dem Falliren kömmt, so verlieren Sie heute da eine Summe und morgen dort eine. Das verdirbt den besten Charakter; Sie werden mißtrauisch, Sie müssen es werden. Der Werth Ihres Innern geht verloren. Ein vollkommen guter Kaufmann ist selten ein vollkommen guter Mensch, und ein glücklicher Mensch selten ein glücklicher Kaufmann."

„Wahr, mein Freund, sehr wahr. Ich fühlte mich auch nicht zu diesem Stande bestimmt. Ich habe die Rechte studirt. Im letzten Jahre meiner akademischen Laufbahn starb mein Vater. Ich mußte nun die

Handlung übernehmen, um unser Vermögen, das in derselben stak, nicht fremden Händen anzuvertrauen. Hätte ich heute eine Aussicht zu einer festen Stelle, ich arrangirte mich mit meiner Mutter und meinem Compagnon. Er ist ein rechtlicher Mann. Ich würde nichts für mein weniges Habe und Gut zu fürchten haben."

„Mit Ihren Rechtskenntnissen können Sie uns nichts helfen, lieber Wilth," sagte Herr von Berg lächelnd. „Wir wollen Ihnen einen andern Weg vorzeichnen. Kommen Sie morgen früh, höchstmöglich elegant gekleidet, punkt 10 Uhr zu mir; wir wollen dann weiter von der Sache sprechen." Mit diesen Worten brach er ab. Wilth bemerkte, daß Herr von Berg nicht weiter gefragt seyn wollte, schüttelte bedächtig den Kopf, und lächelte. Frau von Berg schien von dem geheimen Plane zu wissen.

Den folgenden Morgen punkt 10 Uhr stand Wilth äußerst geschmackvoll adonisirt im Zimmer des Herrn von Berg. Er traf Theresen im Morgen-Negligee auch da. Es war, als feierten beide das Verlobungsfest. Wilth zog Theresens Hand an seine Lippen und umschlang sie. Therese war freundlich. An die Stelle ihres Muthwillens war ein sanfter Frohsinn getreten. Wilth war durch das Räthselhafte, durch das Geheimnißvolle dessen, was Herr von Berg mit ihm vorhatte, befangen gewesen. Jetzt ward er ruhiger, offener. Er sah mit festem Blick auf seinen mystischen Führer. Therese, die schöne Therese war der Preis. Sie stand in seinen Armen, an seine Brust

gelehnt, und betrachtete wohlgefällig die reiche Stickerei seines Kleides, dann gleitete ihr Blick auf seine Hand, die unberingt in ihren Locken spielte.

„Hier, Wilth, fehlt Ihnen noch etwas,“ sagte sie, zog einen großen Brillant-Ring vom Finger, und steckte ihn, mit einer bezaubernden Freundlichkeit, ihm an. „Wenn Sie mich nicht mehr lieb haben, geben Sie mir ihn wieder,“ darauf zog sie einen Kupido'spfeil, mit ausgewählten Juwelen besetzt, aus ihrem Busentuche, und steckte ihn in sein Jabot. „Wilth, der Pfeil, den Sie mir in's Herz gestoßen haben,“ sprach sie leise und erröthete, „sitzt ewig fest. Aber, wie haben Sie sich das Halstuch gebunden,“ rief sie heimlich lächelnd. „Ja, wenn die Herren nicht immer in Zucht und Ordnung gehalten werden; so fallen sie gleich, mit aller ihrer lieben Eigenliebe, der Nachlässigkeit in's Haus. Sie knüpfte ihm die Binde auf, und als sie fertig war, saß ein brillantes L, in einem Myrthen-Kranze von wunderschönem Chrysopas, unter seinem Kinne.

Bei dieser Knüpferei, während der sie mit ihren kleinen Händen an ihm herumfingerte, weilte sein Blick auf ihren heimlichen Reizen. Er mußte den Kopf vorbeugen, um der behülflichen Therese das Verschleifen nicht zu sauer zu machen. Er erreichte mit dem äußersten Saume seiner Lippen die Wölbung ihrer schönen Augenbraunen. Er senkte den Kopf tiefer und umfaßte das Mädchen. Therese schlang beide Arme um seinen Nacken. Er überglühte ihren Mo-

seunmund mit tausend Küssen der heißesten Liebe. Es war die schönste Stunde seines Lebens.

„Na, Kinderchen, seyd Ihr fertig?“ sagte Herr von Berg, der unterdessen abwesend gewesen war und jetzt mit seiner Frau in's Zimmer trat. Wilth erröthete. Therese schlug die Augen nieder, und barg ihr Gesicht an seine Schulter. „Segne Euch Gott, meine Lieben,“ fuhr Herr von Berg herzlich und mit Rührung fort, und umarmte die liebliche Gruppe, Frau von Berg umschlang Theresen. Eine süße Pause, nur vom leisen Sphären-Gelispel der Küsse heiliger Freundschaft und hingebender Liebe unterbrochen.

Jetzt nahm Berg den neugebackenen Bräutigam in sein Kabinet, stellte sich vor ihn hin, und sagte ihm mit einer Stimme, die ihm Muth einsprechen sollte:

„Mein Freund, Sie sind nun jetzt nicht mehr Herr Wilth, nicht Herr von Wilth, sondern unser lieber charmanter Graf von Wilthershausen. Sie haben in der Sächsischen Armee bis zum Major gedient, und mit dem Wunsche, die Welt zu sehen, Ihre Dimission genommen. Sie haben alle Armeen von Europa gesehen, und keine schöner als die unsrige gefunden. Sie brennen von Verlangen, bei uns in Dienst zu treten. Die Revenüen Ihrer Güter, und die Gage Ihres Postens erlauben Ihnen, einem Mädchen Ihres Standes die Hand zu bieten, das alle Reize in sich faßt, vom Glück aber wenig begünstigt ist. Dies Mädchen ist unsere Therese. Jetzt setzen Sie sich in Theresens Equipage und fahren direkte zum Fürsten. Dort wird sich das Uebrige geben.“

Wilth war versteinert. Er hörte kaum. Er machte Einwendungen, allein Herr von Berg widerlegte sie alle, unterrichtete ihn näher, begleitete ihn bis zum Wagen, und dahin rollte die gräfliche Karosse.

Hätte Wilth die Schwere seines Herzens nach Centnern berechnen können, die Pferde hätten unter ihrer Last erlegen.

Der Monarch hatte bekanntlich die Gewohnheit, allen Menschen ohne Unterschied, die ihn zu sprechen wünschten, persönlich Gehör zu geben. Die Supplikanten fanden sich um 11 Uhr im Audienzzimmer ein, ein Staats-Sekretär befragte jeden um Namen, Wohnort und Anliegen, trug dies in eine Liste, überreichte solche dann dem Souverain, der nachher, mit der Liste in der Hand, in den Audienz-Saal trat und diejenigen, die er sprechen wollte, namentlich aufrief.

Thereseus Kammerhusar, welcher mit zwei andern Domestiken die Gräflich Wiltherhausische Auffahrt in der Staatslivree begleitet hatte, sprang jetzt vom Wagen, öffnete den Schlag, bot dem armen Wilth, der halbtodt vor Angst darinnen saß, zum Aussteigen den Arm, und sagte höchst ehrerbietig, daß er seiner Erlaucht den Weg zum Audienzsaal zeigen werde.

Wilth schielte um sich, als der Kerl so laut sprach. Er fürchtete, es möchte es Jemand gehört haben, und Jedermann, glaubte er, müßte ihm den Leipziger Ellentrabanten gleich beim ersten Blick ansehen. In diesem abscheulichen Augenblicke hätte er gern Theresen, Grafentitel und Alles, wovon ihm Berg vorgeschwindelt hatte, gegen den versessenen Drehstuhl in

seinem Comptoir vertauscht. Er stieg mit seinem reich gallonirten Kammerhusaren die breite Treppe hinauf. Mit Herzklopfen ging er durch mehrere Gallerien, Zimmer und Säle. Hie und da eine Schildwache; sonst Alles still um ihn her. Es war, als ob die imponirende Ruhe des landesherrlichen Palastes ihm Muße gönnen wollte, seinen kühnen Schritt noch einmal zu überlegen. Hätte ihm der Kammerhusar nicht den Rückweg vertreten, er wäre umgewandt, und hätte heute Nachmittag noch W . . . im Rücken gehabt. Die ganze Residenz lag ihm auf der Brust.

Ein fürstlicher Diener öffnete die Thür des Audienzsaales. Wilth trat ein. Der Kammerhusar blieb im Vorzimmer.

Der Staats-Sekretär empfing ihn gleich mit der Liste und einer Bleifeder in der Hand. Er war wahrscheinlich gewohnt, mehrere verlegene Leute zu sehen, sonst hätte er an Wilths Armensündergesicht Unrath gemerkt.

„Ihren Namen?"

„Graf Wilthershausen," antwortete Wilth leise und ängstlich. Die Lüge war heraus. Der Rückweg war nun abgeschnitten. Wilth holte tiefen Athem, wurde feuerroth und quetschte den armen Chapeaubas-Hut in tausend Falten.

„Sie sind aus —?"

„Sachsen."

„In welchen Angelegenheiten wünschen Sie Se. Majestät zu sprechen?"

„In Dienstangelegenheiten."

„Sind der Herr Graf Sr. Majestät schon vorgestellt?“

„Noch nicht. Aber Se. Majestät wissen von mir.“

Herr von Berg kannte diese gewöhnlichen Fragen, und hatte den Pseudo-Grafen darauf vorbereitet. Der Monarch wußte wirklich bereits von ihm; natürlich aber nichts von der kleinen unschuldigen Betrügerei, wie sie Herr von Berg nannte. Wilth beantwortete die letzteren Fragen mit mehrerer Fassung, weil er nun nicht wieder den Staats-Secretär betrog.

Nun empfing letzterer noch einige Eintretende mit ähnlichen Fragen, und als es eilf schlug, verließ er den Saal, um die Liste dem Souverain zu überreichen.

Die Zahl der Supplikanten war diesmal klein; ein junges Mädchen, ein Herr mit Stern und Band, zwei alte Frauen, ein Mönch, ein invalider Offizier, ein Jude, und Wilth. Jedes stand still für sich. Jedes sammelte sich, um seine Bitte kurz und deutlich vorzutragen. Aller Augen waren auf die Thür gerichtet, durch welche der Fürst hereinkommen sollte.

Wilth hatte noch vor wenigen Augenblicken mit dem Tode gerungen. Er hatte seine Pulse schlagen gehört. Jetzt war er ruhig. Er wünschte, daß der Monarch bald kommen möge. Dies war die Stimmung, in der er ihn furchtlos sprechen konnte. Der Monarch kam. Er hatte die Liste in der Hand und erwiederte die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Supplikanten-Kreises durch ein wohlwollendes Kopfnicken. Er trat drauf in ein Fenster, und rief zuerst den alten Offizier.

Wilth hatte Muße, ihn zu betrachten. Sein leutseliges Herablassen, seine gutmüthige Humanität flößten ihm Stärke und Vertrauen ein. Dem Mädchen, das seinen Rock küssen wollte, gab er freundlich die Hand. Die beiden Alten und den Mönch fertigte er kurz ab. Mit dem Juden sprach er am längsten. Er redete äußerst leise; theils um von den Uebrigen nicht gehört zu werden, theils weil er kränklich war, und sich nicht sehr angreifen wollte. Auch sein Gesicht sprach, daß ihm nicht wohl war. Es war bleich und das Auge matt.

Der Herr mit Stern und Band überreichte ihm eine Vorstellung. Der Fürst las sie durch, riß sie mitten von einander, gab die Stücken dem bebänderten Herrn wieder, und ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Miene zu verziehen, langsam zum Saale hinaus. In der Thür blieb er stehen, und rief: „Graf Wilthershausen.“

Wilth machte eine tiefe Verbeugung und folgte ihm in sein Arbeitszimmer, wo sich der Monarch, von dem Gehen und Sprechen ermüdet, auf das Sopha setzte.

Wilth stand in einiger Entfernung vor ihm. Er dachte an Bergs Ordre, bloß immer Ja zu sagen, und wo möglich weiter nicht viel zu sprechen. Er hatte vollen Athem, volle Besinnung. Sein Anstand hatte jetzt etwas Edles. Ein hübscher junger Mann stand vor dem Monarchen; dieser schien ihn mit Wohlgefallen zu betrachten. Er maß ihn von Scheitel bis zur Sohle.

„Sie sind aus Sachsen?“

(Eine leichte Verbeugung.) „Ja, Ew. Majestät.“

„Und haben bei der Kavallerie gedient?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Es gefällt Ihnen bei uns?“

„Ew. Majestät Truppen —“

„Sie lieben die Gräfin Calenberg?“

„Ja, Ew. Majestät.

„Ich wünsche, daß die Gräfin glücklich mit Ihnen ist.“

„Ew. Majestät —“

„Durch den Tod des Generals **** ist das ***sche Husaren-Regiment vacant geworden. Nehmen Sie es als Hochzeitsgeschenk von mir! Patent und Equipage werden Sie in Kurzem erhalten. Ich darf von Ihnen erwarten, daß Sie mein Wohlwollen verdienen und Theresens Herz zu würdigen wissen werden.“ Bei diesen Worten winkte der Fürst dem Grafen, daß er abtreten könnte. Wilth hatte kaum noch so viel Besinnung, daß er eine tiefe Verbeugung machen und die Thür finden konnte. Sprechen konnte er kein Wort.

Er flog über den Audienzsaal in's Vorzimmer, durch die Gallerien, die breite Treppe hinunter, in den Wagen, in Theresens Arme.

„Nun, mon Général!“ rief ihm diese entgegen, „Alles glücklich abgelaufen?“

Wilth war außer sich; darauf hatte ihn Berg nicht vorbereitet. Liebe, Ueberraschung, Freude, Alles bestürmte sein Herz. Therese zog den Geliebten an ihre

Brust. Er vergaß im süßen Anstaunen des schönen Mädchens seinen General, sein Regiment, seinen Grafen. Therese war ihm mehr als Alles.

Jetzt kamen Bergs. Sie trauten kaum ihren Ohren, als die glückliche Therese ihren Geliebten ihnen als General des **** schen Husaren-Regiments vorstellte. So viel hatten sie selbst nicht erwartet. Aus ihrer herzlichen Freude las Wilth mit Rührung ihren lebhaften Antheil an seinem Glücke.

Wilth war heute zum erstenmale in Theresens Wohnung; er hatte nie ein geschmackvolleres und reicheres Meublement gefunden. Die kleine Gräfin bemerkte die Aufmerksamkeit, die er dem Ganzen schenkte. Mit Wohlgefallen nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den übrigen Zimmern umher. Auch durch Küche und Domestiken-Stuben ging das glückliche Paar. Ueberall stürzten Lakaien, Heiducken, Portiers, Läufer, Kammermädchen, Köche, Küchenjungen und Küchenmädchen, Kutscher, Reit- und Stallknechte, Silberwäscherinnen, Stuben- und Garderobenmädchen herbei, um Sr. Erlaucht den Rock zu küssen. In den freundlichen Gesichtern des ganzen, ziemlich zahlreichen Personals, lag die aufrichtigste Freude über den hübschen neuen gnädigen Herrn Grafen. Se. Erlaucht waren recht herablassend. Sie sprachen fast Jeden, und wußten Jedem etwas Gutes zu sagen. Gräfin Therese versprach ihnen heute Abend einen kleinen Ball. „Da seyd Alle recht lustig, ihr Kinder,“ sagte sie wohlwollend und herzlich, „und trinkt unsere Gesundheit.“

Im Stalle standen sechs ausgesuchte Wagenpferde, ein Paar Klepper, und zwei Reitpferde für die Gräfin.

Wo er hinkam, das ganze Haus war ein Muster der Ordnung, der Eleganz, der modischsten Pracht; ganz vorzüglich reizend aber war der Gräfin' Schlafkabinet. Die Wände waren mit blaßblauem Atlas verhangen, und die Vorhänge mit Schmelz garnirt. Der ganze Fußboden war eine mit Stahlfedern gepolsterte Matratze, mit einem prächtigen Teppich überzogen. Ein hochaufschwellendes, ungemein breites Bett stand in der Mitte, eine weiße Atlasdecke, mit goldnen breiten Franzen besetzt, hing darüber bis auf die Erde, an den vier Zipfeln der Decke ruhten vier goldbronzirte Löwenklauen auf dem Boden. Die Decke des Zimmers war eine große Spiegel-Platte. Therese drückte an einer Feder, eine unsichtbare Flötenuhr spielte in dem Moment ein zärtliches Adagio, das Bett wogte von selbst in sanftem Schaukeln, und in der einen Ecke des Zimmers plätscherten wohlriechende Gewässer von einer kleinen kristallenen Kaskade in ein antik geformtes Becken von Onyx. An der andern Seite des Kabinets flogen die beiden Atlasvorhänge auf, und ein kleiner Orangeriewald sandte seine lieblichen Düfte in das Feengemach. Rosen und Flieder, Hyacinthen und Akazien blühten unter den Orangenbäumen, man glaubte einen Zauber-Garten vor sich zu sehen. Therese nahm eine kleine silberne Gießkanne und benetzte Blumen und Bäume.

Wilth stand in unaussprechlichem Entzücken verloren. Die Eindrücke aller ihn umgebenden Gegen-

stände waren so feierlich, so rein, so überirdisch, daß er in einer Göttersphäre zu schweben vermeinte. Sein Geist schwamm in den wollüstigsten Genüssen, seinen Körper hatte er vergessen. Therese bemerkte die zarte Huldigung, die sein gefühlvolles Staunen ihren Arrangements brachte. Sie stand vor ihm mit einem zauberischen Lächeln, wie eine Priesterin der Liebe vor dem Allerheiligsten. Die Stunde der Weihe hatte aber noch nicht geschlagen.

Therese nahm ihn am Arm und zog ihn schäkernd aus dem blaßblauen Atlastempel. Auf dem Rückwege nach ihrem Wohnzimmer kamen sie durch einen kleinen Saal, wo eben das Hausofficiale am sogenannten Kammertisch speiste, der Haushofmeister, die Kammerfrau, der Stallmeister, der Kassirer, alle sprangen auf und bezeigten Sr. Erlaucht mit Kratzfüßen und Knixen ihre unterthänige Ehrfurcht. Absonderlich bekomplimentirte der Haushofmeister den gnädigen Herrn Grafen mit zierlich gesetzten Worten, die Se. Erlaucht recht gütig herablassend zu erwiedern geruhten. Auch dem Kammertisch ward für heute Abend von der Gräfin eine kleine Fete versprochen.

Die herrschaftliche Tafel war bloß mit vier Converts belegt: Bergs beide, Therese und Wilth. Beim Nachtisch trat die Bedienung ab. Man sprach nun von der glücklichen Zukunft. Den Winter wollte man in W..., den Sommer in der Provinz beim Regimente zubringen. Sobald das Patent einträfe, sollte die Verbindung seyn. Therese, des Hoflebens müde, sehnte sich nach häuslichem Glück. Sie hoffte, es in

Wilths Herzen und in dem Umgange mit Bergs zu finden. Nur für sich wollten sie unter einander leben. Sonderbar, Wilth mußte Graf werden, um bürgerlich leben zu lernen. Er stimmte mit voller Seele in all' die Pläne. Sie standen mit seinen Gefühlen ganz im Verein. Je mehr er Theresen sprechen hörte, desto mehr bewunderte er ihren Verstand, ihre Empfindungen, ihre Erfahrung. Es war, als ob sie die Welt und deren Lästiges schon seit so vielen Decennien kannte, als sie Jahre zählte. „Nur im Hause soll meine Heimath seyn," sagte sie mit rührender Einfachheit. „Ich mag sie nicht mehr, die Menschengesichter. Jetzt erst gefallen mir meine vier Wände; denn mein Wilth haucht Leben auf die bunten Steinflächen. Klausner wollen wir nicht werden. Gibt es schöne freundliche Tage draußen, mitgenommen! Schlakert's aber und schneit es, husch in unser Häuschen hinein! Nicht wahr, General?"

Der Husaren-General nickte und dachte: husch in unser Atlas-Kabinet hinein!

Auf einmal fuhr ihm der Gedanke an seine Mutter, an den Compagnon, an die Handlung durch die Seele. Er ward mit diesem Augenblick so sichtbar düster, daß es Theresen auffiel. „Nun, ist das ein Bräutigamsgesicht?" fragte sie, und fuhr ihm mit der Hand über die faltige Stirne; „vor der Fronte Ihres Regiments meinetwegen noch viel tausendmal bärbössiger; aber hier? heute? mir gegenüber?"

Wilth erzählte, woran er alles dachte, und schloß damit, daß er durchaus sich jetzt mit seinem Com-

pagnon auseinandersetzen, und seine Mutter, in Hinsicht ihrer Verhältnisse zu seiner Handlung, sichern müsse. Durch Schreiberei sey dies ein weitläuftiges Geschäft, am sichersten, er reise selbst zurück, wo er in 8 Tagen völlig in Ordnung zu kommen hoffe.

Die Gräfin protestirte dagegen förmlich, und meinte, er solle den Plunder lassen, wer ihn wolle. Berg aber pflichtete vollkommen dem Grafen bei. Beide Männer überstimmten Theresen, sie mußte nachgeben. „Gut,“ sagte sie, „Ihr Trotzköpfe, Ihr sollt Euren Willen haben; aber nun thut mir auch den meinigen, das bitt' ich Euch. Muß Wilth fort, so soll er morgen fort. Jetzt bin ich noch an das süße Glück, ihn ganze Tage bei mir zu sehn, nicht gewöhnt. Das Entbehren seines Umgangs wird mir jetzt also weniger schwer, als späterhin. Reisen Sie morgen, und ich bitte Sie, eilen Sie; beschleunigen Sie Ihr Geschäft, und kommen Sie dann wieder, um Ihre Therese nie wieder zu verlassen!“

Berg setzte noch hinzu, daß Wilth jetzt das Patent noch nicht habe, und daher noch nicht obligat sey. Wäre ihm dies erst eingehändigt, so müsse er Urlaub nehmen, und es stände dahin, ob er ihn gleich bekäme; er fände daher selbst am gerathensten, daß Wilth so bald als möglich abreise, aber auch je eher je lieber wiederkäme. Therese sah dies selbst ein. Sie ward auf einmal sehr wehmüthig. „Ach,“ sagte sie, und legte beide Hände auf die Brust, „mir ist es hier so beklommen; es ist mir, als sähe ich Sie nie wieder. Wilth! wenn Sie einen Augenblick zögerten! Reisen

Sie morgen! Reisen Sie heute, ich bitte Sie um Gotteswillen, heute noch! Mir ist alle Freude verdorben. Vergnügt kann ich doch nicht eher seyn, als bis ich Sie wieder sehe. Muß ich Arzenei nehmen, so sehe ich sie nicht erst lange an, sonst nehme ich sie zehnfach ein: die Augen zu, und hinunter! Geschwind, machen Sie, daß Sie fortkommen! Es ist mir, als müßte ich Sie treiben. Ich habe eine Unruhe in mir, ich kann es nicht beschreiben."

Sie steckte mit ihrer Aengstlichkeit den armen Wilth an. Er sprang auf: „Ja, heute noch," rief er, umschlang Theresen, drückte ihr tausend Lebewohl auf die schönen Lippen und eilte zur Thüre hinaus. Nach einigen Stunden saß er schon in der Post-Chaise. Er flog mit Kourierpferden nach Leipzig.

Hier ging es nicht so geschwind, als er geglaubt hatte. Nach drei Wochen erst war er mit seinem Compagnon im Reinen. Er spielte den Großmüthigen, überließ seinem Associé die ganze Handlung um eine Kleinigkeit, die dieser ihm in Wechseln zahlte, und legte ihm nur die Pflicht auf, seiner Mutter jährlich bis zu ihrem Absterben 500 Thlr. auszuzahlen.

Jetzt war er fertig. Theresen hatte er posttäglich geschrieben, auch hatte er zwei Briefe von ihr bekommen: mehrere konnte er wohl nicht erwarten; denn sie glaubte bestimmt, ihn nicht länger als 8 Tage in Leipzig vermuthen zu können.

Therese, das Atlaskabinet, die Flötenuhr, das bewegliche Bett, der elastische Fußboden, der Orangenwald, Alles schaukelte vor seinen Augen vorüber;

er warf sich wieder in seinen Kourierwagen und jagte nach W... zu.

Als er über P... kam, begegnete ihm die Nachricht von des Monarchen Tode. Der Schöpfer seines Glücks, der mächtige Gönner seiner Therese, war ihm verloren. Er hatte ihn persönlich liebgewonnen. Es ging ihm nahe, doch pries er sich glücklich, daß der Fürst nicht früher war abgerufen worden. Sein Glück war nun gemacht. Er freute sich, Theresen in der Hoftrauer gewiß mit neuen Reizen zu finden, und jagte weiter.

Er hatte in einem seiner letztern Briefe Theresen ersucht, ihm in einem Billette, welches sie am Thore abgeben sollte, zu sagen, ob er gleich bei ihr absteigen könnte. Als er zu den Thoren von W... einfuhr, wurde er nach Namen und Stand gefragt. Er nannte sich Graf Willthershausen; allein seinen Generalsrang verschwieg er, denn er hatte zur Zeit das Patent noch nicht; dies lag wahrscheinlich bei Theresen. Er fragte in der Wachstube nach dem bewußten Billet; es fand sich keins. Er nannte die Gräfin Calenberg, von der ein Billet bestimmt abgegeben seyn müsse: es war keins da. „Vielleicht hat sie den Brief noch nicht erhalten, in dem ich mit ihr jene Verabredung traf.“ Er fuhr in einen Gasthof, kleidete sich um, und fuhr zu Theresen. Sein Herz zersprang fast vor Sehnsucht; ehe noch der Lohnbediente den Schlag öffnete, hatte er ihn selbst aufgerissen. Er stürzte aus dem Wagen und riß an der Klingel, als ob er einen Todten aufläuten wollte. Ein ältlicher Mann, ohne Livree, ärmlich und schlecht angethan, öffnete die Thür.

Wilth hatte sich den dicken, reichbordirten Portier gedacht, mit dem breiten Bandelier, und dem tiefen Bückling, wie er ihn das erstemal sah, als er vom Monarchen kam. Er glaubte am Ende, in einem falschen Hause zu seyn.

„Die Gräfin Calenberg wohnt doch hier?“

„Hat hier gewohnt.“

„Hat hier gewohnt, und nicht mehr?“

„Nein, nicht mehr, und wohnt hier kein Mensch mehr, als ich. Die Gräfin ist verreis't.“

„Verreis't? — seit wann?“

„Seit vorgestern.“

„Wohin?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Mit all' ihren Leuten?“

„Das weiß ich nicht.“

Wilth stand wie angewurzelt; die Sinne schwanden ihm. Hätte er die Klinke der Hausthür nicht in der Hand gehalten, er wäre umgesunken.

Der kurzsylbige Alte sah ihn erbleichen, dann wieder feuerroth werden; die Augen dunkelten, die Lippen bebten; er mochte fürchten, Wilth sey unreimisch. Ohne daß dieser es merkte, drängelte der Alte langsam die Thür hinter ihm zu, und so stand Wilth auf der Straße.

„Wo befehlen Sie jetzt hin?“ fragte der Lohnlakai höflich.

„Zum Teufel!“ knirschte Wilth durch die Zähne und stampfte mit dem Fuße. Der Lohnlakai prallte hinter den Wagen, und ließ sich nicht wieder sehen. —

Wilth ließ den Miethswagen sammt dem Bedienten stehen, und eilte zu Fuße zu Bergs.

Kein Mensch zu Hause, die ganze Etage fest verschlossen. Er stand vor der Thür, die ihm so oft und so gastfreundlich sich geöffnet hatte. Er klingelte. Niemand hörte. Er klingelte wieder. Endlich kam ein Mädchen der obern Etage herunter und sagte ihm, die Herrschaft, die hier logire, sey gestern früh abgereis't. Wohin? konnte sie nicht sagen. Das Mädchen lief die Treppe wieder hinauf, und ließ ihn mit seinem Schmerz allein stehen. Er rang die Hände, der Kopf glühte ihm.

Voll des höchsten Unmuths, lief er in seinen Gasthof zurück. Ein Polizei-Offfzier, der schon längst dort auf ihn gewartet hatte, überreichte ihm mit einer artigen Verbeugung eine versiegelte Ordre, und ging.

Wilth erbrach das Papier und las: „Dem Grafen von Wilthershausen wird hierdurch aufgegeben, W . . . binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen." Die Unterschrift war vom Minister des Polizei-Departements.

Ich habe keine Worte, um Wilths Empfindungen zu schildern. Seine Lage war wirklich fürchterlich. Er verlor alle Besinnung; er stand auf dem Punkte, wahnwitzig zu werden. Seine ganze Kraft war ihm genommen. Er schloß sein Zimmer ab, legte sich auf das Sopha und fühlte, wie jede Nerve in ihm sich nach und nach abspannte. Er war Tag und Nacht gefahren, die Vorfälle der verflossenen Stunde hatten seine Lebenskraft erschöpft. Er lag einige Minuten,

da ward es stille und heimlich in ihm. Seine Augen wurden naß, er konnte weinen. Er fand in seinen Thränen den wohlthätigsten Freund der Unglücklichen; den Schlaf.

Nach einigen Stunden süßen Schlummers erwachte er wieder.

Therese war sein erster Gedanke. „Ich muß ihr nach!" rief er laut, und sprang mit verjüngter Kraft vom Sopha.

Unter mehrere seiner früheren Bekannten zählte er auch einen angesehenen Banquier, einen Mann, der viel mit dem ersten Hofpersonale zu thun hatte. Vermöge seiner Verbindungen konnte dieser vielleicht etwas von Theresen wissen.

Wilth gab vor, er habe einen Brief an die Gräfin Calenberg abzugeben, der ihm von Sachsen aus geschickt sey, und den er ihr persönlich einhändigen solle; er fragte, was das für eine Dame sey, und wo sie wohne.

Der Banquier antwortete ganz in der höchsten Arglosigkeit: „Der Himmel weiß, wo die jetzt wohnen mag. Ihren Brief schicken Sie nur wieder zurück! Sie war," setzte er leise hinzu, „eine heimliche Begünstigte des Monarchen. Das arme Ding ist zu bedauern; sie war wirklich gut. Durch ihre Liebenswürdigkeit hatte sie viel Gewalt über den höchstseligen Herrn gewonnen. So bald sie nichts Unrechtes verlangte, that er, was sie wollte, und das mag manchen Leuten nicht recht angestanden haben; die hatten es schon lange auf sie gemünzt. Sie wissen, wie das in

solchen Fällen geht. Der Fürst war kaum verblichen, so wurde sie wegtransportirt. Wohin? weiß Niemand, wahrscheinlich nach Linz."

Wilth brauchte alle Gewalt über sich, um nicht merken zu lassen, wie tief ihn diese Nachricht verwundete. Er verkaufte einen seiner Wechsel, in denen ihm sein Compagnon ausgezahlt hatte, und noch vor Ablauf der bestimmten 24 Stunden sah er W... Thürme im Rücken. Er hatte auf dem Wege nach Linz Muße genug, die Verirrungen seines Schicksals und seine jetzige Lage zu überdenken. Die Vergangenheit beschäftigte ihn so, daß er an die Zukunft nicht dachte.

Erst als seine Bemühungen, Theresen in Linz aufzufinden, fruchtlos waren, fragte er sich, was er nun beginnen wollte. Nach Leipzig konnte er nicht zurück. Seine schöne Handlung hatte er weggegeben. Von dem Wenigen, was er sich davon ausbedungen hatte, konnte er nicht leben. Er wandte sich nach Regensburg und Frankfurt am Main, um dort Secretärdienste zu suchen. Allein unbekannt, ohne alle Empfehlung, gelang es ihm nicht, einen Posten zu finden. Eine Stelle auf einem Comptoir hätte er vielleicht erhalten können; allein der Kaufmann hatte von Anbeginn seines Lebens seinen Charakter nicht angesprochen.

Endlich gerieth er auf den Einfall, sich in das Preußische zu wenden. Ihn kannte dort kein Mensch. Sein Haus hatte dorthin nie Verbindungen gehabt; dort wollte er unbemerkt leben. „Hat mein Stern

mich ganz verlassen," sagte er zu sich selbst, und verfolgte mit seinen Blicken die Wellen des Mains, die zu seinen Füßen vorbeigleiteten, „so ziehe ich eine Bedienten Livree an. All' die Fluthen hier unten — wie drängen und treiben sie sich. Am Ende kommen sie doch in das Meer ihrer Bestimmung. Vielleicht, wenn ich Niemanden fürchten darf, der den unglücklichen Kaufmann Wilth, oder den betrogenen Grafen Wilthershausen ahnet, bin ich am glücklichsten." Er fand ein eignes Vergnügen darin, sich diese demüthige Rolle ganz auszumalen. In dieser Demuth lag ein süßer Stolz, dem Geschicke Trotz bieten zu können. Er konnte Stunden lang an den Gedanken hängen, wie er seine feinere Bildung verbergen, die Achtung seiner Kameraden und die Liebe seiner Gebieter gewinnen, und Allen ein Räthsel bleiben wollte. Bald war die Frau oder Tochter vom Hause ein Gegenstand seiner heimlichen Neigung, bald schenkte ihm ein hübsches Kammermädchen ihr Herz. „Nein," sagte er dann und schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf, „nichts mehr von diesem Geschlecht! Es hat mir meine Ruhe, meine Hoffnungen gemordet. Ich will es fliehen und es vergessen lernen."

Er machte sich den folgenden Tag auf den Weg, um seinem Ziele näher zu kommen; er nahm seine Tour auf Cassel und Erfurt, und wollte dann in das Preußische.

In Erfurt logirte er im römischen Kaiser. Bekanntlich ist dies ein Eckhaus. Die vordere Fronte liegt am Markte, die andere Ecke stößt an eine schmale

Gasse. Auf diese hatte sein Zimmer die Aussicht. Wilth lag im Fenster — wie gewöhnlich tiefsinnig, in Gedanken verloren.

Zufällig blickte er einmal auf. Karoline stand gegen ihm über am Fenster. Auch sie erkannte ihn. Sie sprang mit ausgebreiteten Armen vom Fenster: er schoß wie ein Pfeil zum Zimmer hinaus und stand in ihrer Hausthür.

„Wilth, ja bei Gott, Du bist es!“ rief sie, legte beide Hände ihm auf die Achseln und sah ihm voll freudiger Verwunderung in's Gesicht.

„Bist Du es denn wirklich, Karoline? Du? — lebendig — hier?“ fragte Wilth, und starrte dem todtgeglaubten Mädchen in's Auge.

Sie hatten sich tausend Dinge zu fragen, tausend zu sagen; keins hörte auf das andere. Endlich brach Karoline ab. „Morgen, lieber Wilth, komm zu mir: morgen früh punkt 7 Uhr. Ich führe hier die Oekonomie eines alten Mainzer Hauptmanns. Du verstehst mich. Es geht mir recht gut, nur ein wenig gebunden. Der Alte ist furchtbar eifersüchtig. Ich erwarte ihn jetzt alle Augenblicke. Ich wäre keine Stunde in seinem Hause, wenn er Dich hier träfe. Komm morgen früh 7 Uhr; der Hauptmann steht vor 11 Uhr nie auf; dann sind wir ganz sicher. Du mußt mir dann Alles erzählen. Ich habe Dir auch, ach Gott, so Manches zu erzählen. Adieu, Wilth!“

Die letzten Worte sprach sie mit Bedeutung, und drückte ihrem früheren Geliebten die Hand.

Wilth konnte zu Hause nicht bleiben. Das Herz

wollte ihm zerspringen, er eilte in's Freie; unter die Ruinen der hohen Cyriaksburg setzte er sich nieder, die Stadt lag zu seinen Füßen. Er starrte gedankenlos hinab in die krummen regellosen Gassen. Er glaubte, ein Labyrinth vor sich zu sehen — sein eignes Bild. Auch so finster und so leer, so groß und so arm. Die Abendsonne schied von dem ihm gegenüber liegenden Gemäuer des Petersberges, und sank hinter die blauen Gebirge des Thüringer Waldes. „Morgen kömmt sie wieder," sagte Wilth, in das feierliche Abendroth schauend; es war, als ob er den letzten Tag lebte. Karoline hatte ihm so Manches zu sagen versprochen. Was konnte das seyn? Sie hatte das nicht mit Liebe gesagt. Ihr Empfang überhaupt hatte bloß das Gepräge der Freude, ohne das der Liebe getragen. Jetzt erst fiel es ihm auf, nicht einmal einen Kuß hatte sie ihm gegeben. Ihre Geschichte hatte sie ihm mit kurzen Worten erzählt:

Man sprengte aus, sie sey todt, um die Neugierde des herandrängenden Publikums zu unterdrücken. Sie war langsam im Lazareth geheilt worden; man verwies sie, als eine öffentliche Buhlerin, aus der Stadt. Sie verkaufte durch Wilths Wäscherin ihre Habseligkeiten, die sie von Wilths Güte erhalten hatte, und ging auf gut Glück in die Welt. Durch eine Soldatenfrau machte sie mit dem Mainzer Invaliden-Kapitain Bekanntschaft, und der Handel war geschlossen. Das war ihre ganze Geschichte; was konnte sie ihm mehr erzählen wollen? Hatte sie vielleicht die Idee, den geistlichen Krieges-Krüppelhauptmann zu ver-

lassen, und mit Wilth zu ziehen? „Das wolle Gott nicht,“ sagte Wilth mit verächtlichem Lächeln, stand auf, und ging mit dem Vorsatze zu Hause, morgen Karoline nicht zu sprechen, sondern seinen Wanderstab fortzusetzen, ohne sie zu sehen.

Als er zu Hause kam, fiel sein Blick auf Karolinens Zimmer. Es war Abend, sie brannte Licht. Der alte Herr saß in einem Lehnstuhle und rauchte, sie las ihm vor. Wilth freute sich seiner Ruhe. Das Mädchen war noch sehr schön. Er fühlte nicht den geringsten Antheil für sie, sie kam ihm vor, wie die Wintersonne, sie erwärmte ihn nicht. Er lag über eine Stunde im Fenster; er merkte auf jedem ihrer Züge, es war ganz noch die vorige Karoline, kein Fleckchen, eine Linie breit, an ihrem ganzen Körper, das er nicht tausendmal geküßt hätte; jetzt stand er, wie vor ihrem Gemälde. Es that ihm wohl, sie zu sehen; er durchflog alle die seligen Stunden, die er in ihren Armen, die er damals für so rein, für so keusch hielt, verlebt hatte. Er war sehr glücklich gewesen. Nur der Reiz der Erinnerung fesselte ihn noch an sie. Er schloß das Fenster, ohne ihr heimlich gute Nacht, ohne ihr Lebewohl zuzurufen. „Es ist ganz vorbei,“ sagte er, und legte mit einer Art Selbstzufriedenheit die Hand auf das stille Herz.

Den andern Morgen war er reisefertig. Aus nöthiger Sparsamkeit machte er seine Reise zu Fuße. Wäsche und Kleidungsstücke ließ er in Frankfurt stehen, bis er seinen Bestimmungsort wüßte, um sie dann nachkommen zu lassen. Sein Dornenstock war

sein einziger Gefährte. Er bezahlte die Zeche, und ging zum Hause hinaus. Als er um die Ecke bog, erwartete ihn Karoline. Er durfte gar nicht sagen, daß er hätte wollen vorbeigehen; sie war heiterer, freundlicher, herzlicher als gestern. Wilth ging mit ihr auf ihr Zimmer; sie schlug ihr Morgentuch von der Achsel. „Da, Wilth," sagte sie, „hier ist Dein Werk;" sie zeigte mit diesen Worten ihm die Schußwunde am schönen Halse, durch welche die Kugel herausgeflogen war; „das ist das Andenken Deiner Liebe," setzte sie ernst hinzu. „Oft noch schmerzt sie mich, wenn das Wetter sich ändert. Ach, denke ich dann, ist die Natur sich doch nicht gleich: warum forderte ich das von Wilth. Küsse mich auf die Wunde; vielleicht heilt sie dann gänzlich und schmerzt nicht wieder. Ich lebe ein düsteres, einförmiges Leben; vielleicht endet es bald. Ist doch mein einziger Wunsch erfüllt: ich habe Dich noch einmal gesehen. Küsse mich, Wilth, daß ich den Balsam Deiner Liebe mit in's Grab nehme."

Wilth war sehr gerührt, als er die gräßliche Narbe sah, die Karolinens vollen, runden Hals verunstaltete. Er hörte wieder das schwärmende Mädchen, das immer vom Tode sprach und das Leben liebte, wie sich selbst. Er küßte sie auf die Wunde mit mitleidiger Innigkeit, ein sonderbares Gefühl von Wehmuth überwallte ihn. Er sank traurig auf ihren Busen, eine Thräne trat ihm in's Auge. „Närrischer Mensch, nein, weinen mußt Du nicht, Du machst mich weich. Es ist ja nun Alles vorbei. Ich

habe wohl auch geweint, ach lange, lange und oft geweint; doch — jetzt nichts mehr davon! Wir wollen lustig und guter Dinge seyn, wir wollen von den alten Zeiten sprechen! Weißt Du noch den ersten Thee früh um 2 — 3 Uhr in Deinem Stübchen? Komm, setze Dich hier auf's Sopha, hier trink wieder mit mir den ersten Kaffee!"

Sie schenkte ihm ein. „Verzeih," setzte sie hinzu, „daß ich Dir keine Milch dazu geben kann; es ist noch zu früh, ich habe noch keine bekommen können. Nun trink, und erzähle mir, wie es Dir, seit unserm unglücklichen Abschied im Lazareth, ergangen ist!"

Wilth faßte den Abriß seines Lebens in wenige Worte. Er erzählte ihr bloß, daß er seinen Handlungs-Antheil an seinen Compagnon verkauft habe, und jetzt auf Reisen sey, weil es ihm nicht mehr in Leipzig gefalle. Von Theresen, von seinem Husaren-Regimente, von seinem gräflichen Stande, und von seinem Entschlusse, als Bedienter jetzt ein Unterkommen zu suchen, schwieg er.

Karoline schien mit wenigem Antheile zuzuhören; sie unterbrach ihn einigemale und erinnerte ihn an das Trinken, weil sonst der Kaffee ganz kalt werden würde. Wilth war kein Freund von schwarzem Kaffee, auch hatte er schon gefrühstückt. Er sagte dies und fing von etwas anderem zu sprechen an.

„Nein, trinken mußt Du, Wilth; ich sehe dies sonst für eine Verachtung an."

„Sonderbares Mädchen, Dir zu Gefallen trinke ich recht gern; aber ich habe wirklich keinen Durst."

Bei diesen Worten fiel sein Blick auf die Tasse; oben schwamm eine grünliche Haut. Sein ganzes Innere krampfte bei dieser Entdeckung in einander.

„Ja, mir zu Gefallen, lieber Wilth,“ sagte Karoline freundlich und unbefangen, und rührte den Kaffee geschwind mit dem Löffel, daß sich die grünliche Haut wieder zertheilte. „Er muß schon ganz kalt seyn, soll ich Dir etwas Warmes zugießen?“

„Ich danke Dir, ich trinke wirklich nicht,“ antwortete Wilth mit sichtbarer Beklommenheit. Er entsann sich in der Angst nicht, ob er schon in Gedanken eine Tasse getrunken hätte. Er fühlte alle seine Gedärme sich winden, er konnte keinen Athem holen. Das Blut stockte in seinen Pulsen.

„Du trinkst wirklich nicht?“ fragte Karoline jetzt verwundernd und heiter. — Nach einer kleinen Pause setzte sie ernster und bedenklich hinzu: „Du glaubst doch nicht, daß etwas drinnen ist?“

„Ach Gott, nein. Aber ich habe keinen Appetit.“

„Nun, und wenn denn auch etwas drinnen wäre,“ fuhr sie mit steigender Heftigkeit und furchtbarer Stimme fort, „was wäre es denn nun weiter! Fordere ich denn zu viel von Dir? Soll ich denn für die schreckliche Zeit, die ich seit unserer Trennung lebte, gar keinen Ersatz haben? Deiner dachte ich täglich. Bald verfolgte Dich mein Segen, bald mein Fluch. Du vergaßest mich, Du schwärmtest in der Welt herum. Ich kämpfte jeden Tag, jede Stunde mit bittern Leiden. Du wolltest jetzt vorübergehen, ohne mich zu sehen, ohne mir Lebewohl zu sagen. Schäm-

test Du Dich meiner, oder hattest Du mich schon wieder vergessen? Du bist reisefertig, sehe ich. Wohl! Ich will Dich nicht aufhalten. Trinke! Es ist Gift drinnen. Fünf Minuten fordere ich von Dir. Mehr nicht. Ich habe länger geduldet, ich habe länger gelitten, fürchterlich gelitten. Dir will ich es leichter machen. Fünf Minuten, und Du bist am Ziele. Fürchte Dich nicht; Du gehst nicht allein, ich gehe mit Dir. Was soll ich hier? mein Leben ist mir Schmach. Nur die Nacht sah meine Freuden. Weg mit dieser erbärmlichen Leere! Noch einen Kuß, Wilth, den Kuß der Versöhnung. Arm in Arm wollen wir frühstücken, das Mittagsbrod essen wir oben!"

„Oder in der Hölle," versetzte Wilth, dem während dieser Tirade der Todesschweiß aus der Stirne gequollen war.

Karoline öffnete ihre Arme zu der letzten Umarmung. Sie schenkte sich Kaffee ein, und überreichte, mit einer satanischen Festigkeit, ihrem Geliebten seine Tasse. „Da, trink, Wilth," sprach sie. Ihr Auge dunkelte. Jeder Tropfen Bluts war ihr aus dem Gesichte gewichen. Sie sah blaß aus, wie eine Leiche, aber sie zitterte nicht. „Ich freue mich zu sterben. Mit Dir, Wilth! Gib keinen Laut von Dir, wenn das Gift Dein Inneres zerreißt. Bei dem letzten Hauche meines Lebens schwöre ich Dir, der Schmerz ist heftig, aber er dauert keine fünf Minuten. Setz' Dich hier auf den Boden, damit man Dein Fallen nicht höre. Kein Winseln, kein Wimmern! Drücke Deine Lippen zusammen, daß man Dein Röcheln nicht

verwehine. Dort sehen wir uns wieder. Wien! mein Geliebter!"

Sie setzte sich, und zog Wilth langsam hernieder. Sie führte ihm die Tasse zum Munde; da roch ihm das gräßliche Gift entgegen.

„Nein, nein, du höllisches Wesen!" schrie er laut, sprang auf und hielt sich den Mund zu. Noch hatte er das letzte Wort nicht ausgesprochen, als Karoline in die Gifttasse griff, sie ihm vor die Füße warf, daß die grünliche Haut ihm Strumpf und Stiefel bespritzte, und ihn mit wüthendem Grimme zur Thüre hinaus schob. „Elender, Du bist des Todes nicht werth!" schrie sie ihm nach, und verriegelte die Thür.

Wilth eilte ohne Hut und Stock zum Hause hinaus. Beides fand er auf der Gasse. Sie hatte es bereits durch's Fenster geworfen.

Ohne Besinnung taumelte er zum Thore hinaus. Erst da die frische Morgenluft ihn anwehte, trat wieder Leben in seine Seele.

Er rang die Hände, verfluchte sein Geschick, und eilte, als setze Jemand hinter ihm drein.

Allmählig ward er ruhiger. Seine vorige Stimmung kehrte wieder. Die Reise zerstreute ihn. Sein Bedientenplan, das Unbekanntbleiben gewann wieder für ihn neue Reize.

Schon hatte er mehrere Preußische Städte durchwandert, als er nach M......... kam. Er ging in ein Wirthshaus, um sich nach Fremden umzuthun, die vielleicht eines Bedienten auf Reisen bedürften. Der Marqueur verstand ihn falsch, glaubte, daß er

einen Bedienten auf Reisen suche, und bot auf der Stelle sich selbst an. Wilth merkte den Irrthum, konnte sich des Lachens kaum enthalten, und vertröstete ihn mit einem: „Nun, wir wollen sehen."

„Sie logiren doch hier, mein gnädiger Herr? Sie sollen das beste Zimmer haben. Ohne weiter zu fragen, öffnete der Marqueur die Thür. Es saß eine lange bunte Reihe an der table d'hôte. Das kräftige Essen dampfte dem hungrigen Wilth lieblich entgegen. Er nahm ohne Umstände Platz. „Rheinwein oder Burgunder?" fragte ihn der Marqueur, als er sich gesetzt hatte.

„Der Burgunder taugt nicht viel," flisterte ihm sein Nachbar, ein dicker Herr, in's Ohr.

Wilth verbeugte sich, für die gute Nachricht dankend, gegen den dicken Mann, und bestellte Rheinwein. Er fand den Wein der Empfehlung werth. Aus seinen schönen Fluthen stieg sein künftiges Glück hervor. Die Güte des Weins gab zwischen ihm und dem wohlbeleibten Herrn Veranlassung zur Unterhaltung. Man lobte ihn und trank. Er öffnete die Lippen und schloß die Herzen auf. Der dicke Herr war Landrath aus einem benachbarten Kreise. Er war in die Stadt gekommen, um für seinen Schwager, den General *** in S***, einen Secretär zu engagiren. Er hatte mehrere junge Leute gesprochen: „lauter Windsäcke, lieber Nachbar, lauter Windsäcke; der kann nicht schreiben, jener klagt über zu weniges Gehalt; dieser fragt, ob er bei der Stelle heirathen kann; ein dritter erkundigt sich nach

der Arbeit, ein vierter will nicht, weil der Graf ein General ist, — Gott weiß! Keinem ist es recht. Sonst pfiff man, und hundert streckten ihre Arme nach dem Bissen Brod aus."

„Können Sie mir etwa ein paßliches Subject empfehlen? Doch Sie sind wohl selbst fremd hier? Es ist für den Anfang ein kleiner Posten, aber mein Schwager, der General, hat das Glück, von des Königs Majestät gekannt zu seyn. Seine Empfehlung — — —"

Wilth hatte im Rheinwein neuen Muth getrunken. Er fühlte sich zur Bedientenrolle zu stolz. Der dicke Herr war ihm ein Bote des Himmels.

„Ich war," hob er bescheiden an, „selbst in der Absicht hieher gekommen, ein Engagement der Art zu suchen. Empfehlungen habe ich nicht. Prüfen Sie mich, Herr Landrath! Ich wünsche, daß der kleine Umfang meiner Kenntnisse Ihren Erwartungen entsprechen möge. Für meine Aufführung bürgt meine Ehre."

„Ihr Name?"

„Ich heiße Wilthershausen," antwortete Wilth mit einiger schüchternen Verlegenheit, der diese alltägliche Frage nicht erwartet hatte; er verbarg seinen Namen, um nicht etwa einmal erkannt zu seyn. Der Landrath bestellte ihn auf den morgenden Tag zu sich. Ihre Unterredung schweifte nun auf dem weitläuftigen Felde der gewöhnlichen Conversation umher. Zufällig machte Wilth beim Trinken das Maurer-Zeichen; beide erkannten sich als Brüder.

Der ehrliche Landrath war ein enthusiastischer Freimaurer; sie schieden in vertraulicher Herzlichkeit von einander.

Den folgenden Morgen erschien Wilth zur bestimmten Stunde, um sich prüfen zu lassen. Der Landrath wollte ihm diktiren. Wilth bat sich mit sehr vielem bescheidenen Anstande Akten aus, um eine Relation daraus auszuarbeiten.

„Damit kann ich dienen,“ sagte der Landrath, der diese Bitte für eine kleine Anmaßlichkeit ansah. „Vor einer Stunde erst habe ich hier das Aktenstückchen von der Kammer erhalten, um darüber gutachtlich zu berichten.“ Es waren vierzehn Volumen. Sie betrafen einen vieljährigen Streit eines Gutsherrn und zweier Gemeinen mit dem Könige, über die Entwässerung eines großen Torfmoors.

„Sie erlauben mir doch, erst die Akten zu lesen?“ fragte Wilth und lächelte über die gigantische Probearbeit. „Mit Vergnügen, mit tausend Vergnügen. Sie fahren heute mit mir, da können Sie sich Zeit nehmen; die Sache hat keine Eile.

Wilth fuhr mit. Er war ausgesöhnt mit seinem Schicksal. Die Gewitter schienen ihm nun vorüber zu seyn. Sie hatten sein Inneres erschüttert. Er war ungemein reizbar geworden. Schon dieser kleine Schimmer von Hoffnung goß Freude ihm in's Herz. „Ob wohl etwas von weiblichem Wesen im Hause des Landraths seyn mag,“ fragte er sich unterweges einigemale; aber immer drückte er die Augen fest

zu, und nahm sich vor, keins anzusehen, und wäre es auch Venus Medicis selbst.

Der Landrath hatte eine Tochter. Jung, rasch, herzensgut, gesund, recht sehr hübsch und ein Paar große Augen im Kopfe, über die Wilth beinahe seine vierzehn Volumina Akten, betreffend die Entwässerung des Torfmoores, vergessen hätte. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen, aber er hielt sich Wort. Er nahm seine Akten vor. Sie wollen, dachte er, das Wasser vom Moore zapfen, dann trocknet das Moor, dann brennt der Torf; sie wissen nicht, wo mit dem Wasser hin. Ach, ich möchte es auf mein Herz leiten, daß da nie ein Fünkchen wieder aufglimmte. Er las acht Tage, den neunten Abends überreichte er dem Landrath den Bericht.

Der dicke Herr ließ sich fünf Pfeifen stopfen, schloß sich ein, und fing an zu lesen. Er schrieb, ohne ein Wort davon oder dazu zu thun, seinen Namen darunter, ließ den Bericht copiren und sammt den Akten abgehen. Er gestand sich selbst, solch ein Bericht war nie aus seiner Feder geflossen: der Vortrag rein und fließend; die species facti stand in wenigen Zeilen zusammengedrängt da, und das Gutachten gründete sich auf die Akten und auf die beigelegte Situationscharte. Wilth horchte auf Beifall oder Tadel. Er erfuhr keine Sylbe. Endlich fragte er. „Das hat keine Eile, mein lieber Wiltherhausen,“ antwortete der Landrath, und Wilth glaubte, er habe seine Arbeit noch nicht angesehen. Er hatte

Langeweile. Der Landrath nahm ihn mit auf die Jagd. Abends spielte er mit dem Fräulein Doppelsonaten, oder mit der alten braven Landräthin Mariage.

Die verdammten Doppelsonaten: sie waren gewaltig schwer, und an der Seite des runden, jovialen Fräuleins hatte er durchaus keine Aufmerksamkeit. Er mußte oft pausiren. Da schielte er hinüber auf Achsel und Bausch, und kam am Ende immer aus dem Takte.

Bei der Mariage ging es ihm besser. Mama war über die Vierzig. Vielleicht wäre es ihm gelungen, daß Fräulein Hannchen ihm näher getreten wäre; aber er hielt sich mit einer Festigkeit entfernt, die ihm Ehre machte.

Er fragte nach mehr als drei Wochen den Landrath über seine Bestimmung. „Gefällt es Ihnen bei uns nicht, mein Freund?“ fragte der dicke Mann mit Ruhe. Sie haben vielleicht Langeweile; ich kann Ihnen keine Geschäfte geben, wenn ich meine Secretäre nicht vor den Kopf stoßen will. Aber lassen Sie Sich doch nicht kümmern. Essen Sie, trinken Sie, seyn Sie lustig und guter Dinge! Haben Sie sonst ein Bedürfniß, so sagen Sie es mir; Sie sind wie ein Kind im Hause. Mein Schwager hat noch nicht Ihrentwegen geantwortet, weil ich dieserhalb noch nicht an ihn geschrieben habe, und ich noch nicht geschrieben, weil ich noch nicht konnte. Das hat keine Eile.“

Wilth war noch durch die Wechsel von seinem

Compagnon bei Kaffe. Er konnte sich also wohl gefallen lassen, hier ohne weitern Zweck herum zu schlendern.

Einige Tage nach dieser Unterredung trat der Landrath mit einem ungewöhnlich freundlichen Gesicht zu ihm in's Zimmer.

„Wir sind durch," hob er mit Stolz und Selbstgefälligkeit an, „wir sind glücklich durch. Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht. Sie hätten mir können tausend Thaler schenken, ich hätte die Freude nicht gehabt. So hat das Departement in meinem Leben nicht an mich rescribirt. Lesen Sie, lesen Sie, Freund!"

Der Landrath gab ihm das Rescript der Kammer auf jenen gutachtlichen Bericht. Sie hatte denselben sammt den Akten an das Provinzial-Departement eingesandt, und theilte ihm nun dessen diesfalsige Resolution abschriftlich mit. Am Schlusse desselben hieß es unter andern: „Auch habt ihr dem Landrath **** über die einsichtsvolle und gründliche Darstellung dieser verwickelten Sache, so wie über sein diesfalsiges erschöpfendes Gutachten, welchem wir in allen Punkten vollkommen beipflichten, Unsere Allerhöchste Zufriedenheit zu bezeugen. Sind Euch mit Gnaden gewogen ꝛc."

„Ich habe nichts dabei gethan, aber nun will ich thun. Eher konnte ich Sie meinem Schwager nicht empfehlen. Ich wollte gern wissen, wie Ihre Arbeit ausfiele. Jetzt brauche ich Sie nicht zu empfehlen, Sie sind es schon. Mein Secretär schreibt schon Ihren Begleitungsbrief, Sie reisen heute mit meinen

Pferden hin. Mutterchen versorgt Ihre Küche, und Hannchen Ihr Flaschenfutter, und sollte Ihnen unterwegs etwas zustoßen, so haben Sie hier etwas auf den Fall der Noth.“ Er überreichte ihm ein Papierchen mit zehn Friedrichsd'or, und umarmte ihn maurerisch. „Ueber die Bedingungen sage ich Ihnen nichts. Mein Schwager ist ein ehrlicher Mann. Ihr werdet wohl beide mit einander fertig werden.“

Wilth fand, was ihm der Landrath versprochen hatte: einen sehr redlichen Mann und ein auskömmliches Engagement. Nach einigen Jahren verschaffte ihm der General einen ehrenvollen Königl. Posten.

Beim Feldzug im December 1805 sprach ich ihn zu Erfurt im römischen Kaiser; da erzählte er mir diese Geschichte. Von Theresen hat er nie wieder etwas erfahren. Karoline ist todt; sie starb in Erfurt als Gattin eines Preuß. Feldwebels, der sie nur ein einzigesmal mit dem Stocke züchtigte, und dann in einer recht glücklichen Ehe mit ihr lebte. Sie war, so viel hatte Wilth durch Zufall herausgebracht, keine Pfarrerstochter, sondern eine geborne Polin. Der Pfarrer, in dessen Gesellschaft er sie in jener Windmühle zwischen Merseburg und Leipzig hatte kennen lernen, war mit ihr in Querfurt zusammengekommen; von da aus hatten sie gemeinschaftliche Reise gemacht. Wie sie nach Deutschland, wie sie nach Querfurt gerathen war, wußte kein Mensch. Daß Wilth nicht der erste war, der ihren Blüthenkranz zerriß, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Im Gegentheil scheint sie eine sehr ausstudirte Buhlerin gewesen zu

seyn, die aber für Willth ein besonderes Interesse gewann. Wäre dieser weniger schwach, weniger schwärmerisch in sie verliebt gewesen, vielleicht hätte er eben so zufrieden mit ihr gelebt, als der Erfurter Feldwebel.

Der Giftmord.

Unweit einer großen Stadt hatte ein vormaliger Armee-Lieferant, Herr Meerbach, sich ein Bauerngut im Dörfchen Wiesenfließ gekauft, um dort sein äußerst beträchtliches Vermögen zu genießen. Er hatte weder Frau noch Kind; aber eine Menge hübscher Mädchen im Hause. Die gekaufte Bauernhütte hatte er weggerissen und an deren Stelle einen ländlichen Palast hingebaut, der an Geschmack und Reichthum seines Gleichen im ganzen Lande suchte. Fast wöchentlich kam ein Schwarm seiner Freunde aus der Stadt zu ihm heraus, die mit ihm jagten, zechten, und den jungen Bauerweibern und Dirnen, in den kurzen, glockenrunden Faltenröckchen, den Hof machten. Das Alles, besonders der letztere Punkt, verdroß die Bauern und Knechte. Das ganze Dorf konnte den Herrn Meerbach nicht leiden. Kein Mensch wußte recht, woher er seine Schätze habe. Im Kriege, hieß es allgemein, sollte er sie sich verdient haben. Wie man im Kriege sein Hab' und Gut verlieren und bettelarm werden könne, darüber hatten die armen Wiesenfließer wohl sattsame Begriffe; wie

es aber möglich sey, im Kriege reich zu werden, das ging über ihren Horizont.

Zufällig hatte man die Idee in Umlauf gebracht, Herr Meerbach habe seine Thaler nicht auf rechtem Wege erworben. Die Klatschgevattern des Dorfs setzten dazu und davon, bis man sich endlich einander allgemein in's Ohr raunte, Herr Meerbach habe einen, bei ihm einquartirten Offizier, wie sie es nannten, abgemurkst, habe bei diesem eine Menge Geldsäcke, die der Kriegsmann als Beute mit sich geführt, vorgefunden, und sey aus seinem früheren Wohnorte hieher geflüchtet. Sobald man nur erst mit diesem Gerüchte in's Reine war, erklärte sich das Uebrige von selbst.

Herr Meerbach kam in keine Kirche, weil er nicht das Herz hatte, vor Gottes Altar zu erscheinen. Er trug immer den Hut tief in die Augen gedrückt, weil er den Blick der Menschen scheute. Er lebte in ewigem Saus und Braus, weil er, wie sie sich ausdrückten, seine Gewissens-Angst damit betäuben wollte. Kurz, alle diese Symptome galten der christlichen Gemeine für baare Münze; sie deuteten sie alle auf ein offenbar schweres Verbrechen, das auf der Seele des Herrn Meerbach laste. Dazu kam die Erinnerung an das Sprichwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern, welches bald auf die Stadtgesellschaft paßte, die, wenn sie einmal auf das Land kam, ihr tolles Wesen ohne Saum und Zügel trieb; bald auf die Mädchen des Hauses, die in den Augen der Bauern nicht recht kapitelfest zu seyn schienen. Mit einem Worte, die Bauern

trauten dem Herrn Meerbach nicht, und beeiferten sich um die Wette, ihn auf alle erdenkliche Weise zu necken und zu ärgern. Die Alten trieben des Nachts ihr Vieh auf seine Wiesen, und ließen seine neu aufgeworfenen Feldgräben recht absichtlich zertreten, und die Jugend begnügte sich nicht mit der heimlichen Plünderung seiner Obstgärten, sondern zerknickte noch obenein mit hämischer Freude die Zweige, zerbrach die Kronen seiner, an sich einzigen Obstbaum-Pflanzungen, und zog oft in einer Nacht mehrere hundert Bäumchen aus seinen Schulen.

Herr Meerbach ärgerte sich wohl, ob solchen argen Schabernacks, allein in der Mitte seiner blonden, braunen und schwarzen Hausgenossinnen, und an der Tafelrunde seiner fröhlichen Stadtgäste vergaß er dann bald wieder die Unthaten seiner heillosen Dorf-Nachbarn, und machte ihnen nicht einmal die Freude, sich es merken zu lassen, oder ihnen in der Amtsstube deßhalb den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Da seht ihr wieder das böse Gewissen, riefen die tückischen Bauern. Wenn er nur rein unter'm Brustlatze wäre, würde er wohl mit uns anbinden; aber so fürchtet er die Amtsstube, wie die Hölle, weil er denkt, man werde ihm dort, wegen seines frühern Wandels, ein bischen nebenbei mit auf den Zahn fühlen und ihm die Künste abfragen, wie er zu solchem Reichthume gekommen, um sein sündiges Leben so nach Gefallen zu führen.

An allen Gerüchten ist immer etwas Wahres. In wiefern dieser fast allgemeine Grundsatz sich im vor-

liegenden Falle bewährte, beweist der Verfolg dieser, übrigens nicht erdichteten Geschichte.

Eines Tages fuhr der Bauer Martin mit einem Füderchen Holz, das er vorige Nacht dem Herrn Meerbach aus dem Park gestohlen hatte, nach der Stadt zu Markte.

Seyd Ihr nicht aus Wiesenfließ? fragte ihn dort ein junger Mann, und gab ihm, auf die bejahende Antwort, einen Brief an Herrn Meerbach, mit der Bitte, ihn ja gleich, sobald er zu Hause komme, abzugeben, weil etwas sehr Dringendes darin stehe. Martin versprach es und steckte den Brief in die Tasche.

Auf dem Heimwege nahm er des Schulmeisters Sohn, einen Knaben von 11 bis 12 Jahren, mit nach Hause. Martin bog an dem Briefe links und rechts. Ihn aufzumachen, getraute er sich doch nicht recht; aber er hätte für sein Leben gern gewußt, was darin stand. Der junge Mann, der ihm den Brief gegeben hatte, war ein Bekannter von Herrn Meerbach, er hatte ihn oft schon draußen in seinem Dorfe gesehen, und daher mochte dieser ihn auch für einen Wiesenfließer erkannt haben. Er hatte den Brief so dringend gemacht; darin mußte etwas Wichtiges stehen. Er bog ihn etwas aus einander und erblickte wohl Schriftzüge darin, allein er konnte Geschriebenes nicht lesen. Zum Glück saß das Schulmeisterkind, ein gelehrtes Genie, auf seinem Holzwagen: Martin ließ den Knaben in die aus einander gebogene Briefspalte gucken, und dieser las: Major — Gift — Leiche auf dem Wagen — lustig seyn —

Mehr konnte das Auge des kleinen Inquisitors nicht erspähen; aber mehr brauchte Martin auch nicht, denn das Billet sagte ja deutlich, daß Jemand vergiftet werden sollte, daß man die Leiche zu ihm heraus bringen und dabei recht lustig seyn wollte.

So lange war Martin zu Fuße neben dem Wagen gegangen; jetzt setzte er sich auf und fuhr in gestrecktem Trabe nach Hause, denn der Brief brannte ihm in der Tasche.

Er eilte zum Schulzen, erzählte, was das Kind gelesen hatte, und legte den Brief feierlich nieder. Der Schulze berief in aller Eile und ohne das geringste Aufsehen die Gemeine, trug den Fall vor, und erhielt einstimmig den Auftrag, den Brief zu öffnen, um endlich einmal Licht über den räthselhaften Herrn Meerbach zu bekommen.

Wirklich hatte diesmal die Gemeine sich nicht geirrt. Der Brief lautete folgendermaßen:

Liebes Brüderchen!

Zum Kaffee kommen wir nicht. Der Major, ein Opfer der Kabale, muß erst fallen. Der lebendige Satan, der kalte Wurm, ist mit von der Partie. Um halb acht Uhr wirkt das Gift; um neun Uhr schaffen wir die Leiche auf den Wagen. Du wirst den Todten schon unterbringen. Ich hoffe, wir werden recht lustig seyn. Sorge nur für Champagner, daß der alte Miller sein gemordetes Kind vergißt. Wenn Kalb den Schreck mit den, ihm auf die Brust gesetzten Pistolen verwinden kann, so kommt er mit. Mor-

gen früh ist bei Dir Scheibenschießen. Wir grüßen Dich! —

Dein

treuer Freund.

Ueber die Kabale, den kalten Wurm und den Champagner konnten sie anfangs nicht einig werden. Einige lasen das Wort Kabale für Kanaille; den Champagner für Campagne, andere für Kompagnie; andere fürchteten den Lindwurm des Ritters St. Georg; endlich erklärten sie es für Wörter aus der Spitzbuben-Sprache, die unter Leuten des Schlages ja gäng und gäbe seyn müsse. Uebrigens lag es doch nun klar am Tage, weß Geistes Kinder Herr Meerbach und seine Spießgesellen waren, und jetzt wurden denn die lebhaftesten Berathungen gepflogen, was nunmehr in der Sache zu thun sey. Nach vielem Erwägen traf denn endlich der Schulze folgende Verfügung.

Martin stellte sich mit zwölf handfesten Burschen, bewaffnet mit Stangen, Mistgabeln und Sensen, Abends gegen neun Uhr in den Elsenbusch, wo die Giftmörder auf dem Wege aus der Stadt nach Wiesenfließ vorbeikommen mußten. Alle sollten sich mit Stricken versehen, um die Bande zu binden und sie dann vorerst in das Dorf zu schaffen. Zu gleicher Zeit sollten zwanzig Andere, unter Anführung des Dorfschmieds, das Haus des Herrn Meerbach besetzen, letzteren selbst gefangen nehmen, und ihn, gleichfalls gebunden, in das Haus des Schulzen bringen. Ein Theil dieser Mannschaft aber sollte als

Observations-Corps im Meerbach'schen Hause bleiben, und sich der Mamsells versichert halten, deren gründliche Verhörung und Confrontirung mit der Bande, vielleicht von der Gerichtsbehörde für nöthig erachtet werden dürfte. Er selbst, der Schulze, ließ sich seinen Ackergaul, den im Dorfe unter dem Namen des schwarzen Husaren bekannten Paradeur, satteln, und eilte in die Stadt, um dem Gerichtshalter Meldung zu thun, und sich nähere Verhaltungsbefehle einzuholen. Den Brief nahm er mit.

Er ritt den Fußsteig, um desto mehr Zeit zu gewinnen; daher konnte er der Mordbande mit ihrer Leiche nicht begegnen, welche die große Straße gefahren kam.

Unglücklicherweise saß, nicht weit von der Stadt, ein liebendes Pärchen im Accazienbusch, wo der Weg des Schulzen vorbei lief. Die Dame spielte mit ihrem ausgespannten Sonnenschirm und drehte ihn, mit städtischem Muthwillen, dem vorbei reitenden Schulzen entgegen. Der schwarze Husar, dem in seiner Lebenspraxis wenig solcher vielfarbigen Sonnenstrahlen-Ableiter vorgekommen seyn mochten, prallte unvermuthet von der Seite, bäumte kerzengrade in die Höhe, sprang dann sogleich auf die Vorderfüße, und feuerte mit solcher Schnellkraft hinten aus, daß der Wiesenfließer Großinquisitor drei Ellen weit in die Accazien plumpte. Das Pärchen, seiner Schuld am Vorfalle wohl bewußt, flüchtete eilend, um sich den Hagel von Fluch- und Schimpfwörtern, womit der Entsattelte, in ungemessener Rede, seinen

ergrimmten Brust Luft machte, in Zeiten zu entziehen, und der Acker-Paradeur flog in gestrecktem Laufe nach der beliebten Heimath zurück.

Der Statthalter von Wiesenfließ war auf den Bauch gefallen. Er konnte kaum athmen, so drückte es ihn auf den, kurz vorher mit Speckklösen ausgepflasterten Magen. Er verwünschte sein Amt, den Herrn Nachbar Meerbach, den kalten Wurm und die Majorsleiche, und wand sich mit tausendfältiger Mühe aus den Accaziendornen, die ihm durch die gelblederne Hülle seiner untern Potentaten-Hälfte gedrungen waren. Ein Fetzen seines kalemanknen Brustlatzes blieb, als ewiges Wahrzeichen, unter den blühenden Trauben des erotischen Buschwerks hängen, und sein filziges Dreieck war nirgend zu finden. Geschröpft, zerrissen und baarköpfig, den schwarzen Husaren an der friedlichen Krippe vermuthend, ging er nun, bitterböse zur Stadt, beschwichtigte die aufrührerischen Klöse, im ersten Schnapsladen, durch ein Churfürstlich Magenwasser, und berichtete das crimen attentatum, dem höchlich erstaunten Gerichtshalter in ziemlicher Breite. Den Brief, das wichtige Aktenstück in diesem hochnothpeinlichen Handel, hatte der Schulze, trotz des Sturzes, gerettet. Der Gerichtshalter machte in unglaublicher Geschwindigkeit seinen Ueberschlag wegen der Prozeßkosten, Sitz- und Atzungsgebühren, die bei dem erwünschten Vorfalle liquidirt werden mußten; sandte gleich, wegen Obduction des Major-Kadavers, zum Kreis-Physikus, und fuhr mit diesem, dem Chirurgus und dem

Schulzen, den nöthigen Federn, einem halben Rieß Papier und einem Quart Dinte, behufs des aufzunehmenden Visi reperti und ersten summarischen Protokolls, zum Thore hinaus. Wir lassen sie abreisen, und wenden uns zum Piket am Elsenbusch.

Als des Schulzen Rappe, vom Lustwandler gescheucht, mit dem Kopfe auf der Brust, ohne Reiter, wie ein wildes Ungethüm durch das dunkle Dickicht hergesprengt kam, und an der Lungensucht längst schon leidend, röchelte, daß man bei der Abendstille es weithin hören konnte; da dachte die Elsenbusch-Besatzung, es wäre der lebendige Teufel. Sie nahm einstimmig Reißaus. Mit unsaglicher Mühe brachte sie Martin, der Tapfere, zum Stehen. Er redete sie an, wie ein Feldherr, schalt sie, daß sich einer vor dem andern schämte, und führte sie endlich in ihr angewiesenes Elsenversteck zurück. In diesem Augenblicke kam die Giftmörder-Bande; allein die Elsen-Helden waren einmal durch den schwarzen Husaren entmuthiget. Martin kommandirte zum Angriff. Viere sollten den Pferden in die Zügel fallen; zwei den Kutscher harzeliren und die übrigen sechs den Wagen in Beschlag nehmen. Aber Keiner griff an, Keiner gab einen Laut von sich; der Wagen fuhr vorbei, und nun erst brachte Marschall Martin seine Division aus dem Busche. Jetzt kam der Muth wieder; alle liefen hinter drein; alle schrieen wie Besessene. Die Pferde vor dem Wagen wurden scheu; die Fahrenden glaubten von Straßenräubern angefallen zu werden; einer griff nach seiner

Büchse und schoß. Alle zwölf hörten die Kugel über sich wegpfeifen, sie streifte Martin dem dreizehnten, welcher der letzte war, den Hut. Dies schneidende Pfeifen war die Losung zur Flucht. Alle machten Rechts um kehrt euch! ohne Kommando, und liefen, Martin an der Spitze, in die Elsen zurück.

Jetzt rollte wieder ein Wagen in der Ferne. Der Schulze hatte, wie alle Oberbefehlshaber zu thun pflegen, den Operationsplan für sich behalten; sie wußten also nicht, daß Er die Justiz zu Wagen mitbringen werde. Natürlich vermutheten sie, der zweite gehöre zu dem ersten, und Martin nahm, in aller Geschwindigkeit, die Kraft seiner Beredtsamkeit zusammen, um seinem Kommando begreiflich zu machen, daß, wenn sie nur recht rasch alle mit einem Male über Pferde, Kutscher und Wagen herfielen und ohne Weiteres darauf losschlügen, die Fahrenden gar nicht zur Besinnung kommen könnten, und daher von Gegenwehr durchaus nichts zu fürchten wäre. Die Sache ließ sich hören; das Kommando versprach, seine Schuldigkeit zu thun und hielt Wort. Mit einem höllischen Geschrei stürzten die Bauern aus dem Busche hervor und knittelten, unter dem Schutze der Dunkelheit, ihren Herrn Gerichtshalter, ihren wackern Schulzen, den Kreis-Physikus und den Chirurgus, in wenig Minuten dermaßen durch, daß diese ihren Geist aufzugeben gedachten. Erst, als sie das Zettergeschrei der geschlagenen Justiz und die derben Flüche, die der Schulze ausstieß, vernahmen, und beide an ihren Stimmen erkannten,

schlich sich einer nach dem andern in den Busch zurück, und der Kutscher, dem bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe gewesen war, und der bei Gelegenheit auch einige Nebenreflexionen über die Nase bekommen hatte, fuhr, als er seine Pferde frei sah, so rasch dem Dorfe zu, daß die Frevler unerkannt blieben.

Der Schulze wußte wohl, woran er gewesen war; aber da der Herr Gerichtshalter die kräftigsten Hiebe bekommen hatte, war er kein Narr, zu sagen, daß er selbst das Kommando in den Busch gesteckt habe, sondern rückte mit der Vermuthung heraus, daß diese Straßenräuber ganz gewiß zur Bande des Herrn Meerbach gehörten.

Martin, so bestürzt er anfangs über den verdammten Mißgriff war, mußte am Ende mit seinem Pikel doch lachen, daß das Ding so gekommen war; denn der Gerichtshalter und der Schulze hatten es, nach ihrer Meinung, schon lange an ihnen verdient. Nur den Gregorius und das Kreis-Vieh, wie sie den Chirurgus und Kreis-Physikus nannten, bedauerten sie aufrichtig; denn diese waren wirklich dazu gekommen, wie jener zur Ohrfeige. Doch da sie einmal ihre Hiebe weg hatten, so war nun bei der Sache weiter nichts zu thun, als den ganzen Vorfall zu verschweigen; das versprachen sie denn alle hoch und theuer, und zogen nun in verschiedenen, einzelnen Haufen nach dem Dorfe zu, um zu sehen, was der Schmied mit Herrn Meerbach, den unterdessen angekommenen Fremden und dem todten Major angefangen habe.

Dieser hatte seine Sache besser eingefädelt. Herr Meerbach war verhaftet, die Bande mit Stricken gebunden und die Mamsells geknebelt, aber die Leiche nirgends zu finden.

Sobald nur bei dem Gerichtshalter der erste Schreck sich gelegt und durch unausgesetzte Brannt-wein-Umschläge der kleine Blutstriem sich gesetzt hatte, der ihm von einem Ohrläppchen zum andern quer über das Gesicht geschlagen war, schritt er mit heiligem Amtseifer, bei offenen Thüren zum Verhör. Das ganze Dorf hatte sich herangedrängt.

Herr Meerbach ward zuerst vorgeführt.

Er wollte sich über die ihm widerfahrene unwürdige Behandlung beschweren; allein der Gerichtshalter gebot ihm Stillschweigen, und meinte: das werde sich schon finden, er solle nur antworten, was er gefragt werde. Jetzt wurden ihm denn über den Ursprung seines Vermögens, über die Geschichte mit dem angeblich abgemurksten Offizier, über seinen Umgang mit den Frauenzimmern seines Hauses, über seine Verbindung mit der Bande und über die schlechten Symptome seines Gewissens, die nöthigen Fragpunkte vorgelegt. Er antwortete ganz kurz:

Mein Vermögen habe ich durch glückliche Einkäufe bei Armee-Lieferungen verdient; der erwähnte Offizier ist in meinem Hause so blutarm gestorben, daß ich die Begräbnißkosten aus meinen eigenen Mitteln habe tragen müssen; die Mädchen in meinem Hause sind vier arme, aber sittliche Töchter

meiner Schwester aus Regensburg, die ich zu mir genommen habe, weil ihre Mutter gestorben ist; eine Bande, womit ich in Verbindung stehen soll, kenne ich nicht; die Kirche lasse ich deshalb unbesucht, weil mir der Prediger unsers Dorfs nicht nach meinem Sinne spricht; und den Hut drücke ich in die Augen, wenn ich durch das Dorf gehe, um die schlechten Menschen nicht zu sehen, die mir, ungeachtet ich ihnen nie etwas in den Weg gelegt habe, alles mögliche Böse aus Absicht zufügen. Aus Liebe zum Frieden habe ich bis jetzt geschwiegen; allein, da ich einmal dieses Punkts erwähnet habe, so bitte ich um gerichtliche Genugthuung.

Der Gerichtshalter freute sich, ob des neuen Prozesses: Meerbach contra die Gemeine zu Wiesenfließ; entgegnete, daß darüber eine besondere Klage substantiiret werden müsse, und ließ nun den Herrn Meerbach abtreten, um jetzt die Bande zu vernehmen.

Die Städter wurden vorgeführt und ihrer hänfenen Tricots an Händen und Füßen entledigt.

Der Gerichtshalter erstaunte, als er in dieser Gesellschaft den Kammerrath F..., den Assessor L..., den Ober-Bauinspector H..., und vier Schauspieler, lauter ihm bekannte, rechtliche Leute, erblickte.

Alle hatten sich bei dem unvermutheten Ueberfalle des Dorfschmieds und seiner Legionen gewehrt, wie die Bären, alle hatten sich mit Ruhm und Wunden bedeckt, und ungeachtet letztere noch frisch

Unteben, hatte Keiner die Laune verloren; die Sache kam ihnen so lächerlich vor, daß sie selbst ihrem alten Bekannten, dem Herrn Strichtshalter, in's Gesicht lachten.

Allein dieser faltete seinen Schattenriß in die Amtsmiene, legte den bewußten Brief vor, und fragte:

Wer von den Verhafteten diesen geschrieben habe? —

Wer der Major, das Opfer der Kabale, sey? —

Welcher von ihnen der kalte Wurm genannt werde? —

Wer vergiftet worden? —

Aus welcher Apotheke und welches Gift man genommen? —

Wo die Leiche, die hier untergebracht werden solle, sich dermalen befinde? —

Ob der alte Miller, der sein gemordetes Kind vergessen solle, unter ihnen sey?

Von wem, wann und wo dieses Kind gemordet worden? —

Und was es in Ansehung eines Kalbes und der ihm auf die Brust gesetzten Pistolen für eine nähere Bewandniß habe?

Dieser Brief, setzte er hinzu, sey die Veranlassung ihrer sofortigen Verhaftung gewesen, und die Inquisiten sollten sich alles weitläufigen Läugnens

enthalten, da dies Documentum offenbar wider sie zeuge, auch ihre bei sich habenden Gewehre und ihre widerspenstige Gegenwehr, bei der im Namen des Gerichts unternommenen Verhaftung ihrer Personen, sattsam ihre Scheu vor der jetzt, zum Besten des Gemeinwohls, eröffneten Ergründung ihrer, bisher verheimlichten Hauptverbrechen darthäten.

Sämmtliche Beschuldigten platzten bei der halsgerichtlichen, feierlichen Rede in ein lautes Gelächter aus. Der Kammerrath nahm das Wort:

Die Gewehre, Herr Gerichtshalter, hatten wir mitgenommen, weil wir uns, wie der vorliegende Brief deutlich besagt, bei unserm Freunde Meerbach auf Morgen zu einem Scheibenschießen gebeten hatten. Gewehrt haben wir uns gegen den Angriff des Dorf-Vulkans und seiner Genossen, weil wir, als schuldlose Männer, einen solchen Ueberfall nicht im Namen einer weisen Gerichtsbehörde vermuthen konnten, sondern glaubten, mit betrunkenen Bauern zu thun zu haben. Uebrigens wurde heute, wie ich Ihnen durch einen zufällig mitgebrachten Komödienzettel belegen kann, Kabale und Liebe gegeben. Dieser Herr hier machte den Major, dieser den Secretär Wurm, der da den Musikus Miller, und dieser den Herrn von Kalb. Mehr bedarf es wohl nicht, um Ihnen über die schauderhafte Giftmörd-Geschichte und die übrigen vermutheten Hauptverbrechen das nöthige Licht zu geben.

Der Gerichtshalter fiel aus den Wolken. Er er-

klärte jetzt den Bauern das Mißverständniß, und gab Befehl, die über die Nichten des Herrn Meerbach verfügte Observation aufzuheben, und die, im übertriebenen Amtseifer, von den Bauern eingeklemmten Knebel zurück zu nehmen. Herr Meerbach selbst, dem der ganze Vorfall unglaublichen Spaß gemacht hatte, erbot sich, dem Gerichtshalter die Gebühren, deren Verlust dieser laut bedauerte, zu bezahlen, und bat ihn dann zu seiner, immer wohl besetzten Tafel. Den Bauern aber gab er Bier und Branntwein, söhnte sich mit ihnen gerichtlich aus, und lebt nun, da sie ihn von ihrem Gerichtshalter, als durchaus unbescholten und von allem Verdacht gereinigt, loben gehört haben, mit ihnen in Frieden und Eintracht.

Schriften

von

H. Clauren.

Sieben und funfzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Der holländische Jude.

Eine wahre Geschichte.

Der Rath Burdach hatte, durch die politischen Conjuncturen des Vaterlandes, seine landesherrliche Stelle verloren. Er ging in das Ausland und suchte Dienste; er schrieb an alle Freunde, Gönner und Verwandte. Alles schlug ihm fehl. Jeder bedauerte den armen Mann, Jeder erkannte seine Brauchbarkeit; Keiner half. Zwei Jahre lang hatte er so zwischen Hoffnungen und Täuschungen gelebt. Nur ein Unglücklicher kennt den verzweiflungsvollen Schmerz einer solchen Lage. Seine wenigen Habseligkeiten waren verkauft; die Kleider, die Wäsche seiner liebenswürdigen Gattin wanderten nach und nach in die Buden der Trödeljuden; jetzt sollten auch die Betten auf diesen unglücklichen Weg! Jedes wollte sein Bette zuerst Preis geben, und, aus Liebe zum andern, auf dem Stroh schlafen.

Hannchen, das achtjährige einzige Kind der beiden unglücklichen Eltern, hörte den rührenden Wettstreit. Mit Thränen im blauen Auge, schmiegte es sich an den Vater. „Nimm mein Bettchen zuerst, Väterchen," sagte das liebliche Kind, „ich will gern auf der Erde schlafen."

„So weit, so weit ist es mit uns gekommen!“ rief der erschütterte Vater, und warf den hoffnungslosen Blick in den dunkeln Himmel.

Hannchen schlief wechselsweise bei Vater und Mutter, und ihr feines Bettchen fristete den Eltern drei Monate das traurige Leben.

Burdach war ein geübter Geschäftsmann, aber er hatte keine weiteren Talente: er schrieb eine schlechte Hand, und hatte keine Empfehlungen.

Hätte man seinen Fleiß, seine Treue, seine vielseitigen Kenntnisse, sein richtiges Gefühl, seine hohe, fast überspannte Delikatesse gekannt, gewiß, er hätte irgendwo sein Brod gefunden; aber so blieb man am Aeußern hängen, und, trug er sich als Lehrer, Sekretär, Rechnungsführer, Buchhalter an, so zuckte man die Achseln, und ließ den Suchenden stehen.

Die Räthin wollte Unterricht in weiblichen Arbeiten geben, aber in das ärmliche enge Logis, wo das einzige kleine Stübchen, Speise-, Wohn- und Schlafzimmer war, schickte kein Mensch seine Kinder hin. Sie arbeitete nun für die Leute, und er hatte endlich das Glück, drei Familien zu finden, deren kleine Kinder er im Lesen und Schreiben unterrichtete.

So lebten sie kümmerlich und still. Sie aßen kein Fleisch, und tranken kein Bier. Sie gingen zu Hause baarfuß, um Strümpfe und Schuhe zu sparen.

Burdach hatte so gern Tabak geraucht. Pfeifen

und aller Tabaksapparat waren längst verkauft. Er sagte oft recht wehmüthig: „wenn ich nur alle Woche eine, nur eine einzige Pfeife rauchen könnte. Es ist unbeschreiblich, was die Macht der Gewohnheit thut. Wenn ich zuweilen früh in das Haus eines Wohlhabenden trete, und der Wohlgeruch der Morgenpfeife des Hausherrn mir entgegen duftet, ach Kinder, Ihr glaubt nicht, welche unnennbare Sehnsucht mich da überfällt. Nur des Sonntags früh möchte ich eine solche Pfeife rauchen. Nur eine einzige.“

Die arme Räthin pries dann den Kaffee. „Lieber Gott,“ sagte sie und setzte die frischen Lippen an das Wasserglas, „wie es sonst doch so hübsch war. Des Sonntags Morgens saßen wir beisammen, Du mit Deinem Pfeifchen; da klimperten die Kaffeetassen, der braune aromatische Trank, die dicke, prächtige Sahne; ach nur ein einziges recht schönes Täßchen Kaffee möchte ich einmal trinken.“

„Mütterchen,“ hob Hannchen sanft an, und legte das trockne Brodrindchen weg, an dem es eben gekaut hatte, „Mütterchen ließ dann Kaffeekuchen holen. Ach, ich sehe noch die schmalen langen Streifchen; oben Zucker und ganz kleine Mandelwürfelchen darauf gestreut; die schmeckten! Mütterchen, kannst Du nicht ein einziges Mal wieder solchen Kuchen holen lassen? nur ein allereinziges Mal?“

Jedes Wort zerschnitt dem Vater das Herz. Jahre lang hatten Gattin und Kind mit ihm gehungert,

hatten alle Freuden des Lebens, alle Bequemlichkeiten, alle Bedürfnisse, seinem Geschick geopfert, und noch sah er keine Aussicht, den Seinen, die er namenlos liebte, ein besseres Loos zu geben. Der Unmuth überwältigte ihn; das Wasser schoß ihm in die Augen, er wandte sich weg, da eilte Hannchen auf ihn zu, küßte seine Hand, und sagte mit englischer Gutmüthigkeit: „Väterchen, weine nicht, ich will ja keinen Kuchen haben, ich habe nur gespaßt. Sieh, mein Brodrindchen schmeckt mir eben so gut. Sey wieder vergnügt, mein Väterchen. Wir sind ja alle noch beisammen."

Burdach hob sein Kind an die stillweinende Brust. Die Mutter schlang sich in tiefer Rührung um Beide. „Nein," rief Burdach, „das Schicksal hat mich nicht unglücklich gemacht. Jettchen! Unser Kind lebt ja noch, Du, meine Jette, meine einzige Jette, liegst ja noch in meinen Armen. Guter, guter Gott, erhalte mir meinen Muth!"

Als die Eltern allein waren, lehnte sich die Räthin an des Gatten Brust und sagte freundlich: „Morgen ist Hannchens Geburtstag."

„Morgen, den Sonntag?"

„Ja, ja, da wird das kleine Ding schon acht Jahre! — Ich habe das weiße Kleid, das ich für Fräulein Koswig stickte, recht gut bezahlt bekommen, darf ich für Hannchen wohl ein Schürzchen kaufen? Das arme kleine Ding hat schon zwei Geburtstage und zwei Weihnachten nichts bekommen.

So ein Schürzchen würde ihr recht viel Freude machen.“

„Ja, Frauchen, mache dem Kinde, mache Dir die Freude, und laß auch solchen Mandelkuchen holen!“

„Mein guter, lieber Mann.“

„Und mache Dir auch ein Fest! Mache Dir einen recht schönen Kaffee.“

„Ach Mann, ich scherzte nur; wir essen einmal kein Abendbrod Beide, da ist der Kuchen erspart.“

„Himmlische, himmlische Seele! Ach Gott, Gott, daß Du Engel vom Weibe mit mir leiden mußt!“

„Leide ich denn, Mann! wir sind ja gesund! und Du und Hannchen, Ihr Beide lebt ja noch.“

Burdach umschlang das holde Weib. Er war heute weicher, als je. „Ich habe hier noch ein silbernes Hemdeknöpfchen vom seligen Vater; laß mich gehen und es verkaufen, und Hannchen eine Freude damit machen. Ich werde etwas spät wieder kommen, sey darum nicht ängstlich.“ Die Räthin umarmte ihn dankbar.

Er ging nach *****, einem von seinem Wohnorte eine kleine Meile entfernten Gesundbrunnen. Dort hielt sich die Badezeit über ein Trödeljude auf; dem wollte er das Hemdeknöpfchen, bei Gelegenheit seines Spazierganges, verkaufen, und seinem Hannchen ein kleines Geburtstags-Angebinde mitbringen.

Der Brunnen war diesen Sommer sehr besucht. Aus allen Ländern waren Fremde herbeigeströmt.

Burdach fühlte sich auf der eleganten Promenade nicht gemüthlich. Dem Armen, ein geliebtes Weib und Kind zu Hause, die darben müssen, thut es nicht wohl, unter reichen Umgebungen sich zu befinden. „Der tausendste Theil von dem, was ihr üppigen Menschen heute verpraßt," sagte er zu sich selbst, „reichte hin, um mich und die Meinen ein Jahr lang zu ernähren." Der Unmuth übermannte ihn. Als er aber die dickgeschwollenen Beine der reichen Podagristen sah, als er den Keuchhusten der schwindsüchtigen vornehmen Damen hörte, als er die bleichen Wangen der umherschleichenden Kinder so vieler Großen bemerkte; da dachte er an sich, an sein gesundes Weib, an sein blühendes Hannchen, und ward heiterer.

Er verlor sich in die Partieen des nahe am Bade befindlichen englischen Parks; hier war es stiller; hier gefiel es ihm besser. Am See stand unter einem dunkelschattigen Kastanienbaum ein Gartensopha; hier setzte er sich nieder, und weidete seine Augen an der reizenden Gegend, an den herrlichen Anlagen. Ihm gegenüber, auf der Insel am See, erblickte er in der Ferne einen Mann, der mit seiner Gattin sich in das Gras gelagert hatte. Ihr Kind, ein Knabe von ungefähr 6 bis 7 Jahren, stand im Kahne, auf dem sie zur Insel gefahren waren, und schaukelte sich.

Burdach war in sich gekehrt und recht ruhig. Morgen wollte er mit seiner Gattin und Hannchen auch hergehen und auf die Insel fahren, und dort

seinen Nachmittag in schöner, freundlicher Stille verleben.

Da traf sein Ohr das Schreckensgeschrei der unglücklichen Eltern von der Insel herüber. Sein Blick flog auf, zum See. Da hob sich ein Kindeskopf aus den Wellen. Die Eltern standen am Ufer, und rangen die Hände. Das Kind streckte beide Händchen aus dem Wasser empor und sank unter. Burdach sprang mit Einem Satz in den See. Er schwamm wie ein Aal.

„Mein halbes Vermögen," schrie der Vater vom Ufer der Insel herüber, „wenn Sie mein Kind retten!" Burdach hörte nichts von der Belohnungsversicherung, er sah nicht die zagende Mutter. Er kämpfte nur mit den Fluten. Er erreichte das Kind. Er brachte es zur Insel und legte es auf den blühenden Rasen. Der Knabe schlug die Augen auf. Er lebte. Vater und Mutter umklammerten bald das Kind, bald den Retter. Die schöne, schlanke Frau küßte dem edeln Burdach den Mund, die Hand. Der Vater lag vor ihm auf den Knieen. Der Knabe fing wieder an zu sprechen. Er bekam wieder Farbe und lächelte in die Thränen seiner freudetrunkenen Mutter. Burdach war tief erschüttert. Auch ihm preßte die Freude das Wasser in die Augen. Die Eltern küßten sich schweigend. Sie hoben ihr Kind in ihre Mitte. Sie schloßen den fremden nassen Burdach in ihren heiligen Kreis.

Jetzt fand die Zunge, die vor Schreck und Freude gelähmt gewesen war, die Sprache wieder.

„Herr, Mann vom Himmel gesandt," hob der Glückliche an, „womit kann ich Ihnen wieder eine Freude machen? Sprechen Sie, Herr, entledigen Sie mich einer Last, die mir recht schwer auf dem Herzen liegt!"

Burdach sah eine Pfeife an dem Stamme des nächsten Baumes angelehnt. „Lassen Sie mich eine Pfeife Tabak rauchen," sagte er mit gierigem Heißhunger, „nur eine allereinzige Pfeife."

„Tausend für eine," antwortete der glückliche Vater; er stopfte die prächtige, mit Silber beschlagene Pfeife selbst. Der Meerschaumkopf war seine dreißig Dukaten werth. Die Mutter, die sehr hübsche Mutter, holte das Feuerzeug. Burdach that seit Jahren den ersten Zug: er blies den blauen Wolkendampf in die Luft. „Ein ächter holländischer Knaster," rief er mit unbeschreiblichem Entzücken. Ein Feuerwerk für eine Million Thaler konnte 100,000 Zuschauer nicht glücklicher machen, als ihn die runden lustigen Ringel, in denen der Knasterdampf vor ihm hergaukelte.

„Könnte deine Jette dich doch nur einen Augenblick mit der Pfeife sehen," dachte er, und blickte über den See, ob sie nicht mit Hannchen käme, aber es kam Niemand.

Er war sehr heiter, sehr glücklich.

Als seine und des kleinen Geretteten Kleider getrocknet waren, ma te man sich zur Rückfahrt bereit. Noch ehe die Eltern die Insel verließen, umschlang der Gatte sein liebliches Weib. Beide gin-

gen in tiefer Rührung, den Kleinen in der Mitte, zu Burdach.

„Merke Dir," sagte der Vater mit innigem Gefühl, „den Mann! Seinen Kindern und Kindeskindern sey dankbarer Freund! Herr, Sie haben mehr gethan, als wir vergelten können. Nehmen Sie zum Andenken an diese Stunde diese Pfeife. Meine Sara hier schenkte sie mir, als mir mein Sohn geboren wurde."

Ein Mehreres wagte der Dankbare nicht, dem edeln Burdach in diesem Augenblicke anzubieten. Burdach fiel dem Manne um den Hals. Er hatte ihm ein Königreich geschenkt. Man fuhr zurück. Burdach mußte mit den glücklichen Eltern in ihre Wohnung. Ob sie gleich hier fremd waren, so bemerkte doch Burdach an allen Umgebungen den sichtbarsten Wohlstand. Jetzt erst erfuhr er, daß sein fröhlicher Wirth ein holländischer Jude sey. Sprache und Kleidung hätten es ihm nie verrathen. Der Mann hatte seine Geschäfte niedergelegt, hatte sein ganzes Vermögen, politischer Differenzen wegen, im Stich lassen müssen, und lebte jetzt, wie er, mit einem Seitenblick auf Sara, lächelnd sagte, von kleinen Unternehmungen. Bei Tische trank man den ältesten Rheinwein. Nach dem Essen sagte Herr van der Huysen, er müsse noch einen Gang in Gesellschaft gehen, Burdach solle ihn begleiten. Dieser entschuldigte sich mit seinem Anzuge. Sein Kleid war ärmlich und zum Theil noch nicht ganz trocken. „O, dafür ist Rath," sagte van der Huysen, und

führte Burdach in ein Nebenzimmer; hier mußte er sich umkleiden. Burdach und der Holländer hatten ziemlich Eine Figur. In wenigen Minuten stand Burdach verwandelt da. Die feinste holländische Wäsche, das feinste holländische Tuch machten ihn zum Manne nach dem neuesten elegantesten Geschmack gekleidet. Die freundliche Holländerin füllte ihm einen äußerst elegant gestrickten Tabaksbeutel mit dem hochberühmten Knaster, und so gingen Burdach und der Holländer fort.

Wo Burdach gewesen war, darf ich noch nicht verrathen. Er flog mehr als er ging, Abends nach 10 Uhr zu Hause. Frau und Kind schliefen schon. Ihn fand der Morgen noch wach. Er stieg sehr zeitig auf, und als die Räthin mit Hannchen aufstanden, überraschte er sie mit einem köstlichen Frühstück. Die Aufwärterin brachte ein prächtiges Kaffeeservice herein, die goldenen Porzellaintassen klirrten, die kleine silberne Kaffeekanne dampfte, das krystallene Töpfchen enthielt die fetteste Sahne. Auf einer porzellainenen Schüssel prangte eine süße Mandeltorte, auf deren Zuckergusse die schönsten eingemachten Früchte, Hannchen zu Ehren, ein zierliches H bildete.

Hannchen und die Mutter trauten ihren Augen nicht. Burdach, in seinem neuen, feinen Oberrocke, die blitzende Pfeife im Munde, war, im Ambranebel seines holländischen Knasters, das lebendige Bild der höchsten Glückseligkeit. Er schenkte den

würzigen levanteschen Kaffee ein, er warf, aus dem zierlich gearbeiteten Silberkörbchen, ganze Felsstücke von dem feinsten Zucker in die blanken Tassen; er zerschnitt die elastische, feuchte, wollige Torte; er küßte Weib und Kind, und die hellen Thränen schoßen dem Glücklichen aus den Augen.

„Mann,“ rief die Räthin, „was ist das? Das kannst Du von dem Hemdeknöpfchen nicht alles haben!“ Der Rath zeigte das Knöpfchen, es war noch unversehrt in seiner Tasche.

„Nun aber sag', wie bist zu dem Allen gekommen? ich bin so sonderbar bewegt, ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen darf. Mann — Du,“ sie schlang sich herzlich um den Gatten, und lispelte ihm ängstlich in das Ohr, „Mann, lieber Mann, Du hast doch keine Thorheit, oder — — noch etwas Schlimmeres begangen?“

Burdach erzählte seinen gestrigen Nachmittag, und brachte die Bitte der Holländerin mit, daß seine Gattin mit Hannchen heraus kommen sollten. Wie er zu dem eleganten Frühstücksapparat eigentlich gelangt sey, übersprang er. Die Räthin hielt es für ein Präsent des Holländers. Sie kannte die Offenheit ihres Mannes, sie vermuthete, daß er im Erguß des aufgeschlossenen Herzens, seine Lage und die Wünsche der armen Gattin und seines Hannchens erzählt hätte, und für den reichen Holländer war die Erfreuung des Retters seines Kindes mit einem porzellainenen Dejeuné und mit einer Torte ja nicht so etwas überspannt Großes.

Aber als die Modehändlerin nach einer Stunde kam, und für die Räthin und Hannchen, auf Befehl eines fremden Herrn, zwei vollständige äußerst geschmackvolle Anzüge brachte, als der Damenschuhmacher, auf Befehl eines fremden Herrn, einen ganzen Kasten mit Schuhen zum Aussuchen sandte, und als der Trödeljude Hannchens Bettchen, auch auf Befehl eines fremden Herrn, zurücksandte, da glaubten Beide, und selbst Burdach, im Feenlande zu seyn.

Das Dejeuné und die Torte waren Burdachs Werk: das Uebrige hatte der edle Jude besorgt. Er hatte sich diesen Morgen nach Burdachs Umständen in der Stadt erkundigt. Er hatte gestern dem Retter seines Kindes nichts aufdringen können, als die Pfeife, den Beutel, und die Kleidung, die er ihm eigentlich nur zu leihen Willens gewesen war, und die er ihn, als Burdach sie einmal anhatte, und sie ihm so gut stand, bat, als Scherz zu behalten, um seine Gattin als Fremder zu überraschen.

Jetzt erfuhr er des ehrlichen Burdachs traurige Lage. Er hörte von Burdachs zarter Liebe zu Gattin und Kind. Diesen zuerst, diesen vor allen Dingen eine Freude zu machen, war ihm das Dringendste.

Mittags ließ Burdach aus dem besten Speisehause ein recht reichliches Diner holen: eine Flasche Burgunder, Jettchens Lieblingswein, würzte das Mahl. Und als sie den letzten Bissen im Munde hatte, rasselte ein netter Miethswagen vor die

Thüre, um die Glücklichen nach dem Brunnen zu fahren. Die Räthin hielt Mittagsmahl und Wagen für des Holländers Veranstaltung, und sie genoß dankbar.

Burdach ließ sie in dem Glauben. Hannchen küßte den Wagen. Sie war seit zwei Jahren nicht gefahren. Ihr neues Kleidchen stand ihr wie angegossen. Die Räthin kannte keiner; so reizend blühte das vor Freuden verklärte Gesicht der jungen hübschen Frau, unter dem Schleier von brabanter Kanten, den die Modehändlerin vom Holländer erhalten hatte, um ihn dem übersandten Anzuge mit beizufügen.

Der Empfang bei van der Huysens war herzlich. Die Räthin wollte danken. Der Holländer bat, zu schweigen. „Wir sind Ihre Schuldner," sagte der ehrliche Mann, „wir werden es ewig bleiben; sprechen Sie nie wieder von Dank! Sie beschämen, Sie ängstigen mich. Ohne Ihren Mann läge heute unser einziges Kind auf der Bahre, mein Benjamin auf der Bahre! Das große Glück, das uns Ihr Gatte schuf, wiegen ja tausend solche kleine Freuden nicht auf, deren ich mir die unbedeutendsten Ihnen zu bereiten, heute erlaubte."

Die beiden Frauen wurden bald näher bekannter. Eine war der Andern werth. Sie schloßen sich recht herzlich an einander. Benjamin spielte mit Hannchen so vertraut, als ob sie sich seit Anbeginn ihres kleinen Lebens gekannt hätten.

Man fuhr gemeinschaftlich nach der berüchtigten

Insel. Der gerettete Kleine nahm unwillkührlich Burdachs Hand, drückte sie auf der Todesstelle schweigend an seine Lippen, und barg dann sein Gesicht im Schooß der liebenden Mutter. Dieser natürliche schöne Zug des fühlenden Kindes stimmte den kleinen Zirkel weich: es gehörte eine lange Zeit dazu, ehe man wieder völlig heiter ward.

Die Gesellschaft hatte Holz und Kaffee sammt Zubehör mit auf die Insel genommen. Man machte Feuer und kochte sich Henriettens Göttertrank selbst. Die arme kleine Räthin wurde über ihren großen Hang zum Kaffee recht tüchtig mitgenommen: aber sie ließ sich nicht stören; sie trank mit unbeschreiblichem Wohlbehagen, und zog dafür auf das Tabaksqualmen der Männer los.

Noch auf der Insel beschenkte die junge Holländerin die Räthin mit einem prächtigen Juwelenhalsbande, und Benjamin bat Hannchen, seine kleine mit Diamanten besetzte Uhr anzunehmen. Gegen Abend fuhr man in van der Huysens Wohnung zurück, wo ein sehr reichliches Abendbrod bereit stand. Nach dem Essen ging der Holländer wieder mit Burdach auf ein Stündchen weg.

Als Burdachs in die Stadt zurückfuhren, fragte die Räthin ihren Mann, wo er gewesen sey. „In Gesellschaft,“ antwortete der Rath etwas verlegen. Auch Madame van der Huysen hatte sie gefragt, wo die Männer hingegangen wären; und auch diese hatte geantwortet, „in Gesellschaft,“ und dabei die Augen niedergeschlagen. Sie ward ängstlich, weil

ihr offener Mann sonst keinen Schritt ohne ihr Wissen that, und ihr von jedem Zirkel, in dem er sonst gewesen war, ein Langes und Breites erzählte, und jetzt spielte er auf einmal den Heimlichen. Doch schwieg sie, weil sie merkte, daß er das Gespräch von der gestrigen Abendgesellschaft absichtlich abbrach.

Den folgenden Morgen ging Burdach frühzeitig aus, und kam Mittags mit der erfreulichen Nachricht wieder, daß er ein besseres Logis am Markte gemiethet habe; es sey alles zum Einziehen schon bereit. Er brachte gleich Träger mit, um die wenigen Habseligkeiten in das neue Logis zu schaffen.

Die Räthin war über den Wechsel der Dinge erstaunt. Die Gegenwart der Träger hinderte sie, mit ihrem Manne zu sprechen. Sie folgte und trat in ein allerliebstes, sehr bequemes Logis. Zwei Zimmer waren ganz neu meublirt. Die schnelle Verwandlung ihrer Lage machte ihr die Wohnung zum Feenpalast. Die alte Lohnfrau, die für ein geringes Wochenlohn nur täglich einmal gekommen war, um die gröbern häuslichen Verrichtungen zu besorgen, war abgedankt; eine Köchin und ein Stubenmädchen, die Burdach gemiethet hatte, meldeten sich bei der Räthin, um ihre Dienste anzutreten.

Die Räthin bat ihren Mann um Aufschluß. Er antwortete lächelnd: „van der Hupsen ward mein Engel. Er hat mich heute wieder zu sich gebeten, ich werde bald wieder zurückkommen.“ Er kam erst nach 12 Uhr des Nachts zu Hause; so vergnügt als

diesen Abend, hatte die Räthin ihren Mann fast nie gesehen.

Den folgenden Morgen besorgte der Rath ein sehr schönes Fortepiano für Hannchen: er nahm Mätres im Unterrichte für Musik, Zeichnen, französische Sprache und die übrigen Gegenstände des Wissenschaftlichen an: er versorgte Küche und Keller mit den nöthigsten Bedürfnissen; er kaufte das Erforderliche an Wäsche und Kleidungsstücken für sich und seine Familie, und so war er in noch nicht dreimal vier und zwanzig Stunden wieder in der ehemaligen Lage seines Hauswesens, aus der ihn das böse Geschick seines Vaterlandes vor zwei Jahren vertrieben hatte. „Mann," sagte die Räthin, und hing sich ahndungsvoll an seinen Hals, „nur einen Augenblick steh mir Rede! Was ist das alles seit vorgestern? Wo hast Du all' das Geld her zu diesen Umwandlungen? Wir standen am Rande der Verzweiflung — und jetzt — Du kannst doch die Wiedergeburt unseres Wohlstandes mit — — — ehrlichen Augen ansehen?"

„Jettchen, was denkst Du von mir?" fragte Burdach mit ungewisser Stimme. Du sollst Alles wissen, meine Jette! Ich will Dir Alles erzählen: nur jetzt — der Holländer wartet auf mich, ich soll ihn heute besuchen; es ist schon fünf Uhr. Willst Du mit, Jettchen, so laß ich einen Wagen holen; sonst gehe ich zu Fuße."

„Geh, Burdach! aber morgen! nicht wahr, morgen sagst Du mir Alles?"

„Du sollst Alles wissen," antwortete der Geheimnißvolle und ging. Er kam spät wieder. Seine Laune war ausgelassen lustig. Seine Gattin lag schon im Bette: aber sie war noch wach.

„Du machst mir bange, Burdach. Ich kann meines Glücks nicht froh werden. Ich werde mich in meine ruhige Armuth zurück wünschen, wenn Du mir nicht bald das quälende Räthsel lösest. Sprich, ich bitte Dich um Gotteswillen, was treibst Du mit dem Holländer?

„Jettchen sey ruhig! Laß Deinen Glauben an mich unerschüttert. Ich kann es Dir jetzt noch nicht sagen. Jetzt noch nicht. Aber Du sollst zu seiner Zeit Alles erfahren." Er küßte die Gewissenhafte auf die Purpurlippen, und wünschte ihr eine gute Nacht.

Die Räthin that fast kein Auge zu. Sie mußte Aufschluß haben. In den bangsten Augenblicken ihres vorigen Kummerlebens hatte sie sich nie so niedergedrückt gefühlt, als jetzt. Ihr jetziger Wohlstand ward ihr so eine unerträgliche Last. Sie wagte nicht zu denken, was sie im Geheimen ihres Innern fürchtete. Vor Kurzem hatte sie von einem Manne gehört, der sich durch seine falsche Banknoten-Fabrik ein fürstliches Vermögen erworben hatte. Fast in ein ähnliches Gewerbe vermuthete sie jetzt ihren Mann verwickelt. Der Schlaf floh ihr Lager. Das Bette brannte wie Nesseln unter ihr. Zu dem Aufwande, den er in diesen drei Tagen bestritten hatte, mußte er baares Geld, viel

baares Geld gehabt haben; denn auf Credit borgte dem fast ganz Unbekannten kein Mensch in der Stadt einen Schemel, geschweige denn die Trimeaux und alle die Herrlichkeiten, mit denen ihr Haus jetzt überfüllt war. Sie stand leise auf, ging in das Wohnzimmer, schlug sich Licht an, und durchsuchte die Taschen des Rocks, den ihr Mann diesen Abend angehabt hatte. Sie zitterte bei diesem ungewohnten Geschäft. Aber sie erbebte, als ein schwerer Geldbeutel ihr in die Hände fiel. Die Westen, die Beinkleidertaschen und — das Schnupftuch waren mit Dukaten gefüllt. So viel Gold hatte sie nie beisammen gesehen! Sie eilte zu dem Schranke, in dem Burdach seine Briefschaften verwahrte. Sie hatten Beide einen gemeinschaftlichen Schlüssel zu dem Schranke, weil sie ihre Rechnungen und ihre feinsten Arbeiten bisher darin mit aufzubewahren gewohnt gewesen war. Sie hoffte, Papiere vielleicht zu finden, die ihr Aufschluß geben könnten. Gott — vielleicht falsche Banknoten. Sie suchte vergeblich, aber im Winkel des Fachs stand ein leinener Beutel, den sie mit Einer Hand nicht erheben konnte! — War der Holländer ein falscher Münzer? — Doch die Dukaten hatten verschiedenes Gepräge, und waren weder neu noch blank, welches nach ihrer Meinung wohl der Fall hätte seyn müßen, wenn sie eben frisch aus der heimlichen Münze hervorgegangen wären. Zum Geschenk konnte der Holländer diese ungeheure Summe nicht gemacht haben. Wozu auch dann Burdachs Verle-

genheit, wenn sie ihn um den Zusammenhang seiner schnellen Wohlstandsgeschichte fragte? Wozu dann sein Schleier über das Ganze? Wozu die geheimnißvollen Wege ihres Mannes zum Holländer? Burdach, nur Burdach konnte ihr Aufschluß geben. Sie eilte an sein Bette, um ihn zu wecken. Aber er schlief so ruhig, auf seinem Gesichte lächelten die glücklichsten Träume. Nein, er konnte zu keinem schlechten Streiche hinabgesunken seyn. Burdach war ja immer so rein, so engelrein, so erprobt ehrlich. Sollte der Charakter eines solchen Mannes sich so schnell umwandeln lassen können? Selbst van der Hupsen — die Bestechungen seiner Geschenke verloren in diesem stillen mitternächtlichen Augenblicke ihren Werth — selbst van der Hupsen schien zu viel rechtliches Gefühl und zu wenig Gewalt über Andere zu haben, als ihm die Empfänglichkeit für irgend ein unerlaubtes Gewerbe, und Macht zur Verführung ihres Mannes zuzutrauen. Sie ließ Burdach schlafen. Sie legte die Goldhaufen hin, wo sie sie gefunden hatte. Sie löschte das Licht aus, und schlummerte erst gegen Morgen ein, mit dem festen Vorsatze, von Burdach nicht zu lassen, bis er gebeichtet hätte.

Als sie aufstand, schlief Burdach noch. Ein Bote kam vom Brunnen mit einem Billet von dem Holländer. Es war zwar an ihren Mann adressirt, allein — verzeiht dem vom schrecklichen Argwohn geplagten Weibe — sie erbrach es. Van der Hupsen schrieb:

„Die Herren sind böse auf mich und Sie ge„worden. Wir haben es ihnen gestern zu arg „gemacht. Um die Aufmerksamkeit nicht zu sehr „auf mich zu ziehen, habe ich es für besser ge„halten, heute abzureisen. Ich gehe vor der „Hand in das schlesische Gebirge, wo ich aber „keine Geschäfte machen werde. Gegen den Herbst „finde ich mich in Leipzig ein, um dort die Messe „abzuwarten. Brauchen Sie mich dann, so er„warte ich Sie dort. Brauchen Sie mich später, „so wird Ihnen mein Bruder im Haag jederzeit „meine Adresse geben können. Es ist besser, Sie „bleiben nicht in Ihrem jetzigen Wohnorte. Ei„nige haben Sie gesehen und erkannt. Es könnte „Ihnen Verdrüßlichkeiten zuziehen. Meine Frau „grüßt mit mir und meinem Benjamin die Ih„rigen herzlichst. Gott erhalte Sie, wackerer, „ehrlicher Mann! Wir werden Sie und Ihre „herrliche Frau nie vergessen. Ihr Eid ist meine „Beruhigung.

Moses van der Huysen.“

Das Billet machte ihr Labyrinth noch dunkler. Wer waren die Herren? Warum sollte Burdach nicht hier bleiben? Und doch noch wackrer ehrlicher Mann? Und Ihres Burdachs Eid war van der Huysens Beruhigung? — — — Des Holländers Bote hatte keine Antwort abgewartet, sondern war ohne diese zurückgegangen. Burdach war unterdessen wach geworden. Sie ließ ihn sich an-

kleiden und frühstücken, ohne im Mindesten etwas von ihren halben Entdeckungen laut werden zu lassen.

Jetzt gab sie ihm des Holländers Billet, und sagte sehr sanft: „ich habe es geöffnet und gelesen.“ Burdach las es. Er blieb ganz ruhig und sagte: „es ist gut, daß van der Hupsen nicht früher hat reisen müssen. Und hier wäre ich so nicht geblieben.“

„Du versprachst mir Aufschluß, lieber Mann; darf ich ihn fordern?“ Burdach zeigte Henrietten die Zeile im Billet. „Ihr Eid ist meine Beruhigung.“

„Ich darf nicht,“ sagte er mit heiterm Gesicht. „Aber sey ganz ruhig! Du siehst ja, daß ich es bin. Und könnte ich es denn seyn, wenn nur im Mindesten die Frage mein Gewissen belastete, ob in meiner Verbindung mit van der Hupsen etwas Unrechtliches läge? Ich habe ein unbeschreibliches Glück gehabt. Ich bin reich, für unsere Umstände sehr reich, geworden.“

„Glück, bloßes Glück? — Burdach, mein lieber ehrlicher Burdach, ist es nichts weiter als Glück?“ —

„Bei der Liebe zu unserm Kinde! ich halte es für weiter nichts als Glück!“

„Du hältst es dafür? Um Gotteswillen, sprich doch deutlicher!“

„Englisches Weib, ich darf nicht. Einst — in nicht zu langer Zeit sollst Du Alles erfahren. Du hast ja selbst gelesen. Mich bindet ein Eid. Ein Eid in die Hand eines sehr wackern, eines sehr

rechtlichen Mannes gelegt. Quäle Dich nicht mit unnützer Besorgniß! Genieße mit frohem Sinn, was Gott uns beschert hat! Komm — was Du wissen darfst, mußt Du wissen."

Er holte seine Schätze hervor. Es waren etwas über achttausend Dukaten.

„Das hat Gott beschert?" fragte die Räthin mit ängstlichem Kopfschütteln. „Ach Burbach, das Geld ist nicht aus reinen Händen."

„Fromme Seele! — Gott, wenn ich nur sprechen dürfte! — Deine beste Kundschaft war Madame Bormann. Sie bezahlte Dir Deine Kleiderstickereien über den Preis. Wir wußten Beide, daß sie nicht das Geld hatte, diese theuern Kleider zu bezahlen, daß der Herr von Rüben der Bormann Reize mit schwerem Gelde aufwog, und daß Beide sündigten, die Bormann, wie Rüben: aber entheiligtest Du Deine Hand, wenn Du das Geld nahmst? Gewiß nicht! Wir dankten oft im Stillen unserm Erhalter über den Sternen, daß die Bormann so honnet zahlte, denn sonst wären wir verhungert und erfroren. — Eigentlich dankten wir Gott, daß ein liederlicher Edelmann und eine ehebrecherische Kaufmannsfrau ihr Wesen mit einander trieben. — Sieh, Jettchen, so hängt es mit diesen Dukaten ungefähr auch zusammen. Sie entwürdigen mich so wenig, wie Dich die Thaler, die Du von der Bormann empfingst. Sündengeld ist ja alles Geld in der Welt. Vielleicht existirt kein Zweigroschenstück, auf dem nicht das Gift des Be-

trugs, der Verführung, der Büberei haftet. Aber das Geld kann wieder zum Talisman des Paradieses werden, wenn wir es zu guten Zwecken bestimmen. Wir wollen uns im südlichen Deutschland ein kleines Gütchen kaufen, und dort im Stillen unbemerkt leben. Die Einfachheit machte uns jetzt ja so glücklich, da wir mit der drückendsten Feindin der menschlichen Freuden, mit der Nahrungssorge, kämpften; um wie viel wohlthätiger wird uns unser stilles Leben nicht werden, wenn wir das haben, was wir brauchen."

Dem biedern Burdach waren die Augen naß geworden. Er umschloß seine Gattin.

„Ich will Dir vertrauen, Mann. Der Fromme soll ja glauben, ohne zu sehen."

Zum Nachmittag ward die Räthin zur Bäckermeisterin Pähtsch zum Kaffee geladen. Burdach hatte bisher ihre jüngeren Kinder unterrichtet gehabt. Die alte Bäckerin hatte der Räthin zuweilen, wenn sie durch's Gesinde von der Noth der armen Leute hörte, ein Brod geschickt; auch hatte an hohen Festtagen Hannchen eine frische Semmel von ihr bekommen. Zu etwas Weiterm hatte die reiche, aber überspannt sparsame Bürgerfrau es nicht kommen lassen. Jetzt — sie brannte vor Neugierde, zu wissen, wie Burdachs auf einmal zu einer so vollkommenen häuslichen Einrichtung gelangt wären; sie fand jetzt die Leute eher ihres Umgangs werth, als vorher, wo sie gar zu sehr armselig angezogen gingen, und sie nahm es sehr

noch auf, daß Burdach den Unterricht ihrer Kinder, ungeachtet er dies bei einigen andern gethan hatte, noch nicht aufgegeben habe, nur mit dem Unterschiede, daß er, statt wie vordem zu ihnen zu gehen, sie zu sich in das Haus kommen ließ. — Jetzt erließ sie eine förmliche Invite an die Burdach, mit Hannchen diesen Nachmittag am Kaffeetische zu erscheinen. Diese sanfte, fromme Burdach sagte zu. Die ehrliche Bäckerin hatte ihr ja in der Noth beigestanden. Sie kannte vom Hörensagen den Bürgerstolz der alten Bäckerfrau, aber sie hatte auch gehört, daß die Alte sonst eine redliche, brave Frau seyn sollte; gesehen hatten sie einander sich noch nie.

Das Haus der Semmelfürstin war ein kleiner Palast, nicht in Hinsicht der Größe, als vielmehr der Pracht und der höchstmöglichen Reinlichkeit. Doch wußte man — und das störte den Genuß nicht — daß man bei einem Bäcker war. Der Mehlgeruch, der feine Brodduft, der Anblick der weißen und braunen Semmeln in dem zierlichen Laden, hatten ihren eigenen Reiz. Frau Pähtsch war so dick, daß sie sich kaum rühren konnte. Vor Fett oder vor Stolz konnte sie es auch zu keinem ganzen Knix bringen, als die Räthin eintrat. Aber als die dankbare Burdach mit ihrem liebreizenden Gesichtchen vor ihr stand, und über ihre Güte, mit der sie bisher sich ihrer Familie angenommen hatte, ihr einige herzliche Worte sagte, da antwortete die alte Dicke mit nassen Augen: „i zum Schwere-

noth, Frau Räthin, machen Sie mir das Herz nicht weich! Was ich gethan habe, ist Wenigkeit gewesen; Sie haben's gebraucht, ich hatt's überflüssig; davon sprechen Sie mir nicht wieder; na, setzen Sie sich! Machen Sie keine Ziereteien! Na, sagen Sie, wie gefällt es Ihnen in Ihrem neuen Logemente? Meines Großvaters sel'ger Schwester Tochter Mannes Bruder hat auch einmal da gewohnt. Hinter'm Hause ist ein Garten mit einem Bull in Grün. Da hab' ich manchmal als Kind gespielt. Aber sagen Sie mir, Frau Räthin, warum haben Sie so lange Zeit so miserabel gelogirt; i du liebes Herr Gottchen, da haben Sie auch gar zu enge zusammen kriechen müssen."

„Es wollte sich nicht anders machen lassen, liebe Madam."

„Aber nun so auf einmal, das hat uns Alle recht Wunder genommen. Es soll bei Ihnen jetzt Alles gar sehrchen hübsch und aparte seyn."

Die Räthin war sehr verlegen. Auf die Erzählung der Geschichte ihres Reichwerdens, die sie selbst nicht wußte, hatte sie sich gar nicht gefaßt gemacht. Am Ende wußte die Frau mehr, als sie selbst.

„Wir haben Anfangs," sagte die Rothlügnerin mit ängstlicher Stimme, „sehr gespart, bis wir endlich so viel zusammen hatten, um uns etwas ordentlicher einzurichten."

„Siehst Du, Annedortchen," hob die Alte zu ihrer ältesten Tochter an, „das ist vom Sparen. Ja, Frau Räthin, das Sparen ist eine schöne christ-

liche Tugend aus dem Gesangbuche. Nimm Dir an der Frau Räthin ein exemplarisches Beispiel! Sieh, das ist auch noch eine junge Madam, und hat so lange so schöne gespart. Aber Ihr Mamsells denkt: laßt die Alte nur reden."

Annedortchen, im neusten Kostüm äußerst elegant gekleidet, warf einen kalten Seitenblick auf die Räthin. Die arme Frau verdiente Beides nicht. Weder das Lob der Semmelfürstin, noch den Tadel der Mamsell Pähtsch. So geht es in der Welt!

Die Räthin hatte sieben Tassen Kaffee trinken müssen. Jetzt fuhr die Equipage der Alten vor. Ein Paar mit Kleye ausgefütterte apfliche Schweißfüchse. Die Halbchaise hatte lange schon gedient. Wahrscheinlich wollte sich Madame Pähtsch mit der Räthin sehen lassen; Sie fuhren mit Mamsell Hannchen und dem jungen Herrn Pähtsch gerade — auf den Brunnen.

Die Räthin sah den Brunnen für die Grabstätte ihrer innern Ruhe an. Sie war sehr niedergeschlagen, als man ausstieg.

Die dicke Bäckersfrau trat in einem öffentlichen Garten ab, wählte eine Laube, und ließ Wein und Erfrischungen serviren. Hierauf schlug sie einen Spaziergang vor, da aber der Räthin nicht ganz wohl war, blieb diese allein sitzen, und die Bäckerfamilie lustwandelte mit Hannchen in dem weitläuftigen Garten umher.

Dicht neben der Laube der Räthin saßen in einer andern Laube ein Officier und ein Civilist.

Beide waren in einem Gespräch begriffen, von dem die Räthin Folgendes vernahm:

Officier. Ich begreife es nicht, wie er es anfing. Er mochte auf eine Karte setzen, auf welche er wollte, er gewann.

Civilist. Nun so auch mein Nachbar, der Blaurock. Ich habe ihn 100 Dukaten auf eine Karte setzen gesehen, und allemal gewann er.

Officier. Die Banque ist rein fertig, sie soll über 20,000 Rthlr. verloren haben.

Civilist. Und kein Mensch hat eigentlich recht gewonnen, als der Holländer und der Blaurock.

Officier. Was war denn der Kerl eigentlich? der Blaurock?

Civilist. Weiß Gott! Es soll ein ehemaliger ******scher Officiant seyn. Kein Mensch kennt ihn hier recht. Er hat nur seit dem Sonnabend Abend gespielt, und in den paar Abenden ein so flämisches Glück gehabt.

Officier. Den Teufel auch Glück! Freundchen, da muß was anders dahinter stecken, als Glück. Die beiden Musjes müssen so ein bischen fingern können.

Civilist. Liebster Hauptmann, das ist nicht möglich. Sie können ja die abgezogenen Karten nicht vorher wissen. Ja, wenn der Banquier ein so desperates Glück gehabt hätte, da wollte ich Ihnen Recht geben. Aber, bedenken Sie doch, der Pointeur. — Es ist ja platterdings unmöglich! den Blaurock kenne ich übrigens nicht. Aber der Hol-

länder, er war zwar nur ein Jude, aber es war doch ein prächtiger Mensch: das war kein Gauner, dafür büße ich mit meinem Kopfe. Die Pointeurs können nicht betrügen, der enorme Treffer, den die beiden Menschen hatten, war bloßes glückliches Ungefähr.

Mehr hörte die Räthin nicht. Aber mehr brauchte sie auch nicht zu hören. Ihr Mann — wer konnte der Blaurock anders seyn — hatte also dem glücklichen Zufall sein schnell erworbenes Vermögen zu danken. Der, dem er es abgenommen hatte, war ein Spieler, ein allgemein anerkannt schlechter Mensch. Auf jeden Fall war jetzt das Geld in bessern Händen, als vorhin. Sie vergaß, sie verlor ihr heißes Kopfweh. Sie ward heiter und froh, und als sie mit der Bäckerfamilie zu Hause fuhr und in ihr Logis trat, flog sie ihrem Manne an den Hals, und sagte herzlich: „Mann, ich habe Dir Unrecht gethan. Vergib! Aber erzähle mir, wie das Alles gekommen ist!“ Sie selbst theilte ihm mit, was sie im Brunnengarten gehört hatte. —

„Du weißt Alles,“ entgegnete Burhach, „das Wie kann ich Dir jetzt noch nicht sagen. Weiß ich es selbst doch noch nicht recht.“

Burhachs verließen bald ihren bisherigen Wohnort und kauften sich unweit F........ eine allerliebste kleine Besitzung. Der Rath bewarb sich, um nicht ohne Berufsgeschäfte zu leben, um einen Posten, der nicht viel Arbeit, aber auch nicht viel Gehalt hatte; die Stelle ward ihm zu Theil. Sie

warf ihm doch so viel ab, daß er nun mit den Zinsen seines Vermögens recht angenehm leben konnte.

Ich hatte seine Bekanntschaft einem sonderbaren Zufalle zu danken.

In der letzten Messe durchstreifte ich eines Morgens einige entlegene Promenaden des schönen Gartens bei F........

Ich wandelte, in mich selbst verloren, hinter einem elegant und modisch gekleideten Manne her, den ich für einen reichen Kaufmann hielt.

Auf einmal fiel ein Schuß. Wir Beide stutzten, blickten auf das nicht entfernte Gebüsch, aus dem der Pulverdampf emporstieg, und richteten unsere Schritte unwillkührlich nach dem Gebüsch.

„Das ist Zweikampf oder Selbstmord," rief mir der Fremde im Hineilen zu.

In dem Augenblick, daß wir dem kleinen Gebüsche nahe waren, sprang ein junger Mensch ohne Hut heraus, und suchte, als er uns erblickte, das Weite.

„Das ist der Mörder," rief der Fremde, und in drei Sätzen hatte ich ihn beim Kragen.

Der junge Mensch zitterte, als schüttelte ihn das heftige Fieber. Ein Kind hätte ihn festhalten können. Er rang die Hände hoch gen Himmel. Er suchte Thränen, aber er fand sie nicht.

Wir fragten ihn, wer er wäre, warum er gelaufen sey ꝛc.; aber er antwortete nicht.

Wir führten ihn in das Gebüsch zurück. Das abgebrannte Pistol lag auf der Erde.

„Wem galt der Schuß?“ fragte der Fremde.

Der junge Mensch sah schweigend zur Erde.

„War außer Ihnen noch Jemand hier?“

Der junge Mensch schüttelte den Kopf.

„Also Ihnen galt der Schuß? Sie wollten etwas nehmen, was Ihnen nicht allein gehört? Haben Sie nicht Vater und Mutter mehr? Nicht Bruder, nicht Schwester? Nicht eine Seele, die sich Ihres Lebens freut?“

„Meine Mutter! meine arme Mutter!“ rief der Selbstmörder aus, und hob die gefalteten Hände weinend vor die bebenden Lippen.

Der Fremde war erschüttert. Ich stand innigst bewegt da, und suchte den Unglücklichen zu trösten.

„Junger Mann,“ hob der Fremde an, und faßte ihn theilnehmend bei der Hand. „Sie haben eine Mutter, die Sie lieben? Ein guter Sohn kann kein schlechter Mensch seyn. Ich will weiter nicht mit Ihnen rechten. Sie fühlen den Schritt, den Sie thun wollten. — Wir sind hier einander alle Drei fremd.“ — Keiner kannte den andern. — „Aber der, der Schmerz und Freuden schuf, hat uns zu einander geführt. Wir sind Ihnen Hülfe durch Rath und That schuldig. Was fehlt Ihnen? Können wir helfen?“

Der junge Mensch schüttelte schweigend den Kopf. „Haben Sie Vertrauen zu mir! Sprechen Sie! Führte verkannte Liebe Sie auf diesen Schauderplatz, so werde ich Ihr Geheimniß ehren, ich verlange nicht den Gegenstand Ihres Herzens nament-

rich zu wissen. Aber ich werde Ihnen meine Ansichten über das Ganze mittheilen, und vielleicht glückt es mir, entweder durch meine Bekanntschaft für Sie vortheilhaft zu wirken, oder, ist dazu gar keine Aussicht, Sie wenigstens zu beruhigen. Ist Ihre Ehre beleidigt, und Sie konnten keine andere Rache nehmen, als diese schreckliche hier, so wollen wir sie rächen. Sind Sie in Geldverlegenheit, so will ich, so weit meine Kräfte reichen, helfen. Ihre Kindesliebe hat mich bestochen. Ich habe auch einen Sohn. Wenn Sie einst Vater seyn werden, so werden Sie fühlen, was das heißt."

„Mich kann nichts retten, als der Tod!"

„Nichts als der Tod?" — Der Fremde schwieg lange nach dieser Frage. Endlich zog er des jungen Menschen Hand an sein Herz, und fragte leise: „armer, armer Mensch, hast Du ein böses Gewissen?"

Ein lautes Schluchzen war seine Antwort.

„Klebt Menschenblut an Deinen Händen?"

Der Gefolterte schüttelte den Kopf.

„Lastet," fragte der Fremde mit möglichster Schonung, „lastet der Fluch verführter Unschuld auf Deinem Herzen?"

„Nein, nein," erwiederte der junge Mann.

„Vergriefest Du Dich an fremdem Gute?"

Der Gefragte schwieg. Er schlug das Auge tief zur Erde. Der Fremde trat drei Schritte zurück.

„An fremdem Gute?" wiederholt der Fremde staunend.

„Die Welt wird mich verdammen. Ich kann mich nicht rechtfertigen. Darum wollte ich aus der Welt.“

„Schießt man denn, Herr, eine Seele mit einer Pistolenkugel aus der Welt? Hört denn die Verbindlichkeit, sich zu rechtfertigen, jenseits der Schußweite auf? Ist denn die Welt Ihr Richter allein? Konnte denn ein Pistolenknall den Urtheilsspruch Ihres Richters entkräften? Sprengten Sie denn die höchste Instanz, vor der jede That ihr Endurtheil empfängt, das letzte Weltgericht, mit diesem Fingerhut voll Pulver, auseinander? — — Doch mir geziemt es nicht, Sie das jetzt zu fragen, was Sie sich hätten fragen sollen, ehe Sie den Gang hierher thaten, der nach Ihrer Meinung Ihr letzter seyn sollte. Sie sind jetzt in unserer Gewalt. Sie sind wegen doppelten Vergehens ein gerechtes Opfer des Criminalgerichts. — Dieb und Selbstmörder! — ein junger Mensch von 18 bis 20 Jahren! — — Herr, ich habe Ihnen Rath und Hülfe angeboten. Ihrer Mutter Willen halte ich noch mein Versprechen. Ohne Hülfe sind Sie verloren, kann ich helfen?“

„Die Summe ist zu groß.“

„Nennen Sie mir sie.“

„Viertausend fünfhundert Thaler.“

„— — — Das ist freilich etwas viel. Wem gehörte das Geld? Wie kamen Sie dazu? Wo ist es jetzt? Erzählen Sie. Die große Hälfte Ihres Geheimnisses wissen wir ja: geben Sie uns den Rest.“

Der junge Mann erzählte nun in gedrängter

Kürze, er heiße Binder, und sey von seinem Hause aus Hamburg hieher zur Messe gesandt, um Geld einzukassiren. Er sey vorgestern in einen fröhlichen Zirkel gekommen, wo er sich im Trinken etwas übernommen habe. Man habe ihn hierauf überredet, mit zu einem Spieler zu gehen, und dort ein Stündchen am Pharaotisch sein Heil zu versuchen. Nach vielem Sträuben, denn er habe vorher nie gespielt, sey er mitgegangen, und habe von den einkassirten Geldern 500 Rthlr. verloren. „Den folgenden Morgen," fuhr der junge Binder fort, „war ich auf dem ***schen Kaffeehause. Ich hatte vor Angst und Kummer die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ich ließ mir ein Glas Liqueur geben, mir war nun wohl. Ein ältlicher Officier, den ich gestern auch bei der Pharaobank bemerkt hatte, gesellte sich zu mir. Er knüpfte vom gestrigen Spiele das Gespräch an, äußerte, meinen kleinen Verlust, wie er ihn nannte, bemerkt zu haben, und versicherte mich des aufrichtigsten Antheils. Er rieth mir, mein Heil heute wieder zu versuchen. Die 500 Rthlr. müßte ich dem Gauner, dem Banquier, durchaus wieder aus den Zähnen reißen. Ich bezeugte nicht die geringste Lust dazu; allein er betheuerte, er sey ein alter Pharaofreund, und er könne mir tausend Beispiele erzählen, wo die Anfänger den ersten Abend immer verloren, und den folgenden Abend das Verlorne sich nicht allein wieder geholt, sondern noch obenein bedeutende Summen dazu gewonnen hätten. Nur, setzte er freund-

lich rathend hinzu, müßte man nicht zu hitzig spielen, aber auch nicht gleich zu zaghaft seyn, wenn einem das Glück nicht gleich freundlich anlächle. Er verstand die Kunst, mir dieses alles so augenscheinlich zu machen, daß ich halb und halb versprach, diesen Abend wieder hinzukommen. „Ich bin ein alter Praktikus,“ sagte er scherzend, und drückte mir die Hand, „ich werde mich in Ihre Nähe setzen, und Ihnen, wenn Sie es erlauben, zuweilen einen freundschaftlichen Wink geben. Ihr jungen Herren seyd immer zu rasch. Solche Vögel haben die Herren Banquiers am liebsten. Aber wir wollen dem Patron diesmal die Rechnung verderben. Folgen Sie mir nur hübsch.“

Ich ward wieder heiter. Der Zufall hatte mich dem alten Kapitän in die Hände geführt, der sich meiner so herzlich annahm, und der mir eine so bestimmte Zuversicht gab, das Verlorne wieder zu gewinnen. In diesem Augenblicke kam der Lemberger Jude in das Zimmer, von dem ich gestern 6000 Rthlr. für mein Haus gehoben hatte. Er kannte den Kapitän; als ich mich einen Augenblick von dem Tische, an dem wir gemeinschaftlich saßen, entfernte, unterhielten sie sich über mich, denn ich hörte den Juden meinen Namen nennen.

Der Abend kam heran. Ich hatte nicht Ruhe, nicht Rast. Die Hoffnung zum Wiedergewinn meiner 500 Rthlr. trieb mich mit glühenden Stacheln an den verfluchten Pharaotisch. Der Kapitän postirte sich neben mir. Ich gewann und verlor, mit

abwechselndem Glücke; im Ganzen ging es heute besser als gestern. „Sie müssen mehr wagen," räusperte mir der Kapitän zu, „Sie haben heute Glück."

Ich setzte höher, und verlor. „Nur den Muth nicht verloren," sagte der Kapitän, „das Glück will gesucht seyn, Fortuna ist eine launige Jungfer." Ich verdoppelte den Einsatz einige Male, und verlor. Der Kapitän schoß mir ungefordert Geld vor. Ich ward hitzig, ich verlor. Mein Nachbar half wieder aus. Ich sah meinem Verderben entgegen, wenn ich aufhörte. Ich mußte wagen. Ich wagte, und stürzte in den Abgrund. Heiliger Gott im Himmel — meine Absicht war, den gestrigen Schaden wieder gut zu machen, und ich verlor diesen Abend 4000 Rthlr. Der Kapitän begleitete mich in mein Logis. Hier mußte ich ihm meine Schuld abtragen.

Den folgenden Morgen, als gestern früh, meldete sich ein Banquier aus Berlin bei mir mit einem Briefe von meinem Hause, in dem die Aufgabe enthalten war, daß ich das, was ich bis jetzt einkassirt hätte, an diesen Banquier gegen Quittung auszahlen sollte! Ich erwiederte ihm, daß ich noch keine namhafte Summe einbekommen habe; daß ich aber ihm heute früh um 10 Uhr 4500 Rthlr. aushändigen würde. Zwei Tage lang lebte ich ohne Essen, Trinken und Schlaf. Ich hatte keine Rettung vor mir. Von tausend quälenden Teufeln umlagert, entschloß ich mich zu diesem letzten Gange. Zweimal setzte ich das Pistol zwischen die Zähne.

Ich blickte mit banger Sehnsucht in die blauen Wolken, ob Gott mir nicht Rettung senden könne. Der Todesschweiß trat mir auf die Stirne, die Sinne schwanden mir. Sie mußte vollbracht werden, die schreckliche That. Ich ergriff mit Verzweiflung zum dritten Male das aufgezogene Pistol. Mein Finger berührte unversehens den Drücker. Das Gewehr brannte ab, die Kugel flog in den Eichstamm da. — Jetzt wissen Sie Alles. Richten Sie mich, ich bin in Ihren Händen. — —

Wir schwiegen eine geraume Zeit. Die einfache Erzählung des Unglücklichen, das Zittern seiner Kniee, das krampfhafte Winden seiner in einander gerungenen Hände, das Stiere seines verzweiflungsvollen Blicks, hatten uns tief erschüttert. „Herr Binder,“ hob der Fremde endlich sehr bewegt und ernst an, „ich versprach Ihnen Hülfe. Ich werde mein Wort halten. Dem Andenken an Ihre Mutter haben Sie es zu danken, daß ich Sie nicht in den Abgrund fallen lasse, den Sie sich selbst, durch Ihren Leichtsinn, gegraben haben. Wem am Rande seiner Verbrechen das Bild der liebenden Mutter vor die reuige Seele tritt, der ist noch zu bessern. Darum, und darum halte ich Sie fest und lasse Sie nicht stürzen, wohin Sie Ihre unverzeihliche Unbesonnenheit hinab gezogen hätte. Den Kapitän, von dem Sie sprachen, kenne ich. Es ist ein niedriger Gauner. Es ist ein Compagnon der Pharaobank. Der Lemberger Jude muß ihm die Summe genannt haben, die er Ihnen gezahlt hatte, sonst hätte

der Kapitän Ihnen keinen falschen Groschen geborgt. Kommen Sie heute Abend neun Uhr auf den Markt. Bei dem Springbrunnen werden Sie mich finden. Bis dahin schweigen Sie über den ganzen Vorfall, sonst sind Sie verloren.“

„Von Ihrer Diskretion (sich gegen mich wendend) darf ich erwarten, daß Sie auch bis dahin schweigen.“

Mit diesen Worten ging er. Wir Beide sahen einander befremdet an. Wir Beide fragten einander, wer dies sey? Uns Beiden war der Vorfall höchst sonderbar, und der Fremde mehr als räthselhaft. Der junge Mensch dauerte mich. Er schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Ich gab mich ihm den ganzen Tag, denn ich fürchtete bald einen Rückfall seines furchtbaren Entschlusses, bald irgend eine neue Gefahr für ihn von außen. Binder erkannte dies dankbar. Er bat, auch diesen Abend bei ihm zu bleiben, weil er doch nicht recht wisse, was der Fremde mit ihm vorhabe. Ich versprach, in der Nähe um ihn zu seyn, doch so, daß mich der Fremde nicht gleich bemerkte, weil ihm meine Gegenwart, um die er mich nicht ersucht hatte, vielleicht unangenehm seyn könnte. Wir gingen gegen neun Uhr auf den Markt. Doch drückte ich mich, in meinen Mantel gehüllt, an der Ecke des Rathhauses hinter eine Bude. Ich hatte zwei scharf geladene Pistolen bei mir, und konnte, von meinem Standpunkt aus, den Springbrunnen beobachten.

Punkt neun Uhr kam der Fremde. Er traf Binder auf dem bezeichneten Platze. Er grüßte ihn,

nahm ihn unter'm Arm, und ging mit ihm weiter. Ich folgte in einiger Entfernung. Der Fremde flisterte seinem Begleiter viel Heimliches in die Ohren, wovon ich aber nichts verstehen konnte. Sie gingen Beide in die ***sche Straße, und traten in das ***sche Kaffeehaus, wo der berüchtigte Herr von ...... Banque machte. Binder hatte, das wußte der Fremde, von dem einkassirten Gelde noch 1500 Rthlr. — Sollte es auch auf diese abgesehen seyn?

Ich folgte rasch nach. Sie waren ja an einem öffentlichen Orte, wo der Fremde keinem verwehren konnte, zugegen zu seyn. Ueberdem hoffte ich von Letzterm nicht gleich erkannt zu werden. Ich hatte früh Civilkleider angehabt, und jetzt erschien ich in meiner Uniform. Meine Pistolen behielt ich in der Tasche. Den Mantel warf ich ab, und trat unter die Pointeurs, um einige Karten mit einer Kleinigkeit zu besetzen.

Als sich der Fremde dem Tische näherte, verfärbte sich der Banquier, und fing an zu zittern. Der Fremde bemerkte es und lächelte. Kurz darauf erklärte der Banquier, er werde nur noch drei Taillen durchspielen, und dann aufhören, ihm sey nicht wohl.

Der Fremde besetzte drei, vier Karten, jede mit einem Dukaten, eine aber mit zwei Dukaten. Seine Augen waren stier auf des Banquiers Finger gerichtet. Ich sah mit der gespanntesten Neugierde auf Beide. Des Fremden Blick auf des Banquiers

Hände war ein eisernes glühendes Lineal. Der Banquier fühlte den scharfen glühenden Blick auf die Fingerspitzen. Von Volteschlagen oder ähnlichen Bübereien durfte hier nicht die Rede seyn. Der Banquier hatte hier seinen großen Meister vor sich. So viel bemerkte ich an der ängstlichen Verlegenheit des Banquiers, der sonst der kaltblütigste Teufel seines Gelichters ist, deutlich.

Binder stand einige Schritte vom Fremden; er setzte auf die nämliche Karte, welche der Fremde mit zwei Dukaten besetzt hatte, ein Beutelchen mit 1000 Dukaten. Mir verging der Athem. Der Banquier zog ab; Binder gewann.

In der zweiten Taille das nämliche Spiel. Der Fremde besetzte mehrere Karten mit einem Dukaten, von denen er manche verlor, manche gewann; aber auf die Dreie setzte er zwei Dukaten. Binder besetzte sie mit 500 Stück Dukaten. Der Banquier zog ab; Binder gewann.

Bei der dritten und letzten Taille spielte Binder nicht mehr; denn er hatte sein Geld wieder. Er war vor Schreck und Freude blaß wie eine Leiche. Er durfte beides nicht laut werden lassen. Ich hätte dem Fremden um den Hals fallen mögen. Die Taille war gemischt; da rief der Fremde mit dem Finger auf die Sieben va Banque. Wie ein Donnerschlag fiel das Wort in die Mitte der Spieler. Dem Banquier trieb es den Schweiß durch die Stirne, wie Druckluft das Quecksilber durch Holz. Im ganzen Zimmer eine tiefe Stille. Des Ban-

quiers Auge flehte den Fremden mit einem herzzerschneidenden Blick um Schonung an. Aber der räthselhafte Mensch saß wie eine Marmorsäule da. Seine beiden Augen lagen auf des Banquiers Händen; dieser zog zagend und langsam ab. Er schien es schon zu wissen, daß er, diesem furchtbaren Spieler gegenüber, ohne Rettung verlor. Die Hände flogen ihm, als würde er galvanisirt. Endlich — Alle Erwartung war gespannt. Alles wünschte dem Banquier, der fast alle Beutel wie ausgeplündert hatte, die Rache des Himmels. Endlich erscholl — „die Dame verliert, die Sieben gewinnt.“ Der Fremde strich, ohne eine Miene zu verziehen, einen unermeßlichen Geldhaufen ein, und ging. Die Bank war gesprengt, Binder gerettet, der Fremde verschwunden.

Ich faßte den freudetrunkenen Binder mit seinem Golde unterm Arm. Wir eilten auf die Straße, um den Unergründlichen zu finden. Aber unsere Mühe war vergebens.

Binders Freude hatte keine Worte. Er küßte mich und die Geldbeutel. Er schwur in meine Hände, nie, nie wieder eine Karte anzurühren. Er weinte, er lachte laut auf. Er war fast von Sinnen. Nach einer Weile stand er auf einmal still. „Gott,“ rief er aus, „ich habe ja noch Geld von ihm!“ Er holte alles Geld aus den Taschen vor, und es fanden sich drei Beutel über das gewonnene Geld; einer mit 1000, der andere mit 500, und der dritte mit 100 Dukaten.

„Dies ist meines Schutzgeistes eigenes Geld,“ rief Binder. „Dies ist sein Eigenthum. Gott! Wo ist er, daß ich es ihm gebe, daß ich ihm zu Füßen falle, daß ich ihm danke.“

„Er wird sich wohl melden; fassen Sie das nur. Aber sagen Sie mir um Alles in der Welt willen, wie haben Sie in zwei Karten Ihre 4500 Rthlr. gewinnen können?“

„Wie ich es gemacht habe, haben Sie gesehen; warum ich es so und nicht anders gemacht habe, weiß ich selbst nicht. Der Fremde gab mir die drei Beutel, die Sie hier sehen. Er sagte, setzen Sie zum Schein einige Dukaten auf welche Karten Sie wollen; allein auf die Karte, die ich mit zwei Dukaten besetzen werde, setzen Sie einen der drei Beutel. Greife ich mit der Hand in die Haare, so setzen Sie den mittleren Beutel. Den größern aber, wenn ich mich mit der linken Hand auf den Tisch stemme. Dies ist Alles, was ich weiß.“

Mich beschäftigte dieser in seiner Art einzige Auftritt so, daß ich noch diesen Abend zu einem meiner Freunde ging, um ihn diesem zu erzählen. Hier traf ich Burdach, den ich vorher nie gesehen hatte. Burdach hörte mit der höchsten Aufmerksamkeit zu. „Das ist van der Huysen,“ rief er, als ich geendet hatte, und sprang hoch auf; „das ist mein Retter, mein Freund, mein redlicher Holländer!“ Seine Beschreibung desselben traf mit dem Fremden auf's Haar. Wir saßen bis tief in die Nacht zusammen. Er theilte uns die Geschichte

jener Tage mit; er erwähnte des Eides, kraft dessen Burdach sich hatte verpflichten müssen, zwei Jahre keinem Menschen von seiner Verbindung mit van der Huysen zu sagen. Diese waren vor Kurzem verflossen. Er konnte also sprechen; aber es war ihm eben so, wie dem glücklichen Binder gegangen. Er hatte bloß die Karten besetzt, die ihm der Holländer bezeichnet hatte. Damals hatte dieser selbst mitgespielt, und ebenfalls sehr bedeutende Summen gewonnen.

Burdach erkundigte sich den folgenden Morgen in allen Wirthshäusern, und endlich bei der Polizei-Behörde, nach seinem holländischen Seraph. Aber er war nirgends zu finden.

Binder setzte in die öffentlichen Blätter, daß man ihm 1600 Dukaten aufzuheben gegeben, und daß er bitte, dies Depositum wieder von ihm in Empfang zu nehmen. Allein der Fremde meldete sich nicht. Binders strenge Gewissenhaftigkeit veranlaßte ihn nun, dies Geld gerichtlich zu deponiren, wo es heute noch liegt.

Burdach und Binder — Beide Glückskinder des Mystikers hatten sich einander durch mich kennen gelernt. — Burdach und Binder wandten sich endlich, da ihr Nachforschen vergeblich war, gemeinschaftlich an van der Huysens Bruder im Haag, und fragten ihn, wo sein Bruder sich aufhalte. Sie erzählten die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit ihm, und Binder erwähnte der gerichtlich dep-

nirten 1600 Dukaten. Hier ist van der Huysens (des Bruders) Antwort.

„Mein Bruder hatte mir von Ihnen Beiden erzählt; ich kannte Sie also schon, als ich das von Ihnen gemeinschaftlich unterzeichnete Schreiben vom 1sten v. M. erhielt. Allerdings muß Ihnen die Handlungsweise meines Bruders Moses auffallend seyn, und ich kann Ihnen nur einen Theil Ihrer Räthsel lösen.

Mein Bruder war ein sehr wohlhabender Mann. Er machte, was nicht wenig sagen will, eins der ersten Häuser in Amsterdam. Die unglücklichen Handels-Conjuncturen der jüngsten Zeiten trafen ihn furchtbar hart. Er büßte sein ganzes großes Vermögen ein. Er gerieth, im engsten Verstande des Worts, an den Bettelstab. Er verließ sein Vaterland und lebte in einem Städtchen am Rhein, so kümmerlich, daß er oft mit Weib und Kind hungrig zu Bette gehen mußte. Sein Lieblings-Studium war von jeher die Mathematik gewesen; er suchte dieses wieder hervor. Er grübelte, ob es nicht möglich sey, den Gang des Lotto's, der Classen-Lotterien und mehrerer Glücksspiele zu berechnen, und fand durch anhaltendes Studium endlich die Berechnung der Pharao-Karten so mathematisch gewiß, daß er seinen Kopf ohne Gefahr auf eine Karte hätte setzen können.

Mit diesem Geheimnisse, das er keinem Menschen mitgetheilt hat, noch mittheilen wird, bereiste er alle Bäder und Messen, setzte sich, mit einem

tödtlichen Hasse gegen alle Banquiers, an die grünen Tische, und machte überall leere Nester. Er ward bald so bekannt, daß, wo er nur an einen solchen Tisch trat, Banquiers und Gruppiers ihr Haab und Gut schon verloren gaben. Dieser wahre Stein der Weisen hat ihm zwei Millionen Gulden wieder eingebracht; sie sind in seinen Händen besser aufgehoben, als in den Händen der liederlichen Banquiers. Jetzt hat er mir sein Ehrenwort gegeben, nie wieder eine Karte anzurühren. Er ist vorgestern mit Frau und Kind nach Brasilien abgesegelt. Die 1600 Dukaten sollen, bis zu seiner fernern Disposition, deponirt bleiben. Er läßt Sie Beide herzlich grüßen. Hat der Herr Rath Burdach irgend einen Wunsch, so bin ich von meinem Bruder beauftragt, ihn zu erfüllen, denn er bekennt sich als Herrn Burdachs ewigen Schuldner. Ich aber bin mit aller Hochschätzung

Ihr

Haag, den 14. Nov. 18..

ganz ergebenster

Samuel van der Huysen.

Mitleid, Liebe, Hochmuth und Verzweiflung.

Der Graf Sabadowski ward ohnmächtig zu Hause getragen. Ottilie sah in seinem Zimmer ihn entkleiden. Das Blut floß ihm aus Mund und

Achsel. Letztere war durch und durch geschossen. Ottilie konnte nicht länger hinsehen; sie schloß das Fenster. Sein Wimmern drang über die Straße herüber. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr im Hause. Sie eilte zu einer Freundin. Dort hörte sie den ganzen Zusammenhang der unglücklichen Geschichte.

Der Graf war gestern Abend mit mehreren Studenten auf der Mühle. Ein junger Baron macht sich über einen Barbiergesellen lustig, der ganz ehrbar hinter einem Kruge Bier sitzt, und sein Pfeifchen raucht. Der edle Graf findet diesen Scherz fade, inhuman und dem Zeitgeiste widersprechend. Er belegt seine Behauptungen mit hundert Beispielen aus der Geschichte des Tages, die Männer von gewöhnlicher Herkunft, die höchsten Stufen menschlicher Ehre erklimmen gesehen habe, und wird ausgelacht. Er geräth in Hitze. Der Baron wird anzüglich, der Graf wüthend. Er fordert den Baron auf Pistolen. Heute früh stellen sie sich. Der Graf hat den ersten Schuß. Er fehlt. Der Baron zielt besser, und flieht aus dem Weichbilde der Stadt, weil man für des Grafen Leben besorgt ward.

Der Graf war bisher im Orte fast nicht bekannt gewesen. Er hatte die Universität vor wenigen Wochen bezogen, und lebte still und den Wissenschaften hingegeben. Jetzt sprach die ganze Stadt von ihm. Die Barbiergesellen hoben ihn bis in den Himmel. Für sie hatte, so weit die Chronik ihrer

alten ehrwürdigen Kaste reichte, noch Keiner geblutet. Am wenigsten ein Graf. Bei jedem Einseifen ward die Geschichte den Barbierkunden in das Maul geschmiert, und sie fand überall Beifall. Denn ein Graf, der einen Baron, um eines Bürgerlichen, um eines armen Barbiergesellen willen, fordern konnte, mußte ein herrlicher Mann seyn, vom heiligen Feuer des Gefühls für reines Menschenrecht ganz durchglüht.

Steinfremde Menschen schickten täglich in das Haus des Grafen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die freundliche Theilnahme der gutherzigen Leute trug viel zu seiner Genesung bei. Nach einigen Wochen zeigte er sich zum ersten Male am Fenster. Ottilie erkannte ihn kaum wieder. Das frische Roth seiner Wangen war gewichen. Seine sonst so schönen, großen Augen lagen tief in dem kranken, bleichen Gesichte. Sonst trat er so frisch auf. Jetzt schlich er langsam im Zimmer auf und ab. Er war immer so freundlich, so fröhlich gewesen; jetzt sprach der tiefste Kummer aus jedem seiner Züge. Ottilien trat das Wasser in die Augen und das Bild des armen Grafen in das Herz.

Denselben Abend besuchte des Grafen Doktor, ihr Hausarzt, den Vater. Ottilie bezeugte ihm ihre Theilnahme an der glücklichen Kur des jungen Sabadowski, zugleich aber theilte sie ihm ihre Bemerkung über den stillen Gram mit, den sie heute so deutlich an ihm wahrgenommen hatte.

„Das glaube ich,“ entgegnete der wackere Mann,

da mag der Henker sich des Grams erwehren können, wenn es einem so geht, wie meinem armen Sabadowski. Denken Sie sich, das muß aber unter uns bleiben, als er zu dem verfluchten Duell geht, nimmt er seine ganze Baarschaft, etwas über 1000 Dukaten mit, um, falls er seinen Gegner etwa niederschießen sollte, sich gleich auf das bereit stehende Pferd zu schwingen, und, seine Dukaten in der Tasche, das Weite zu suchen. Als das Duell angeht, zieht er, wie gewöhnlich, seinen Rock aus und wirft ihn unter einen dicht neben ihm stehenden Baum, in dessen Nähe sein Bedienter mit dem Pferde hält. Als er den Schuß bekommt, sinkt er zusammen, und wird ohnmächtig. Kein Mensch bekümmert sich um den Rock. Erst nach drei, vier Tagen, nachdem ihn das Wundfieber ein wenig verlassen, und ihm sein Kopf etwas freier geworden war, fällt ihm sein Rock wieder ein. Er fragt den Bedienten. Dieser treue Mensch aber war mit dem Unglück seines Herrn zu sehr beschäftigt gewesen, als auf den Rock zu achten — kurz, der Rock mit den 1000 Dukaten ist weg und bleibt weg. Nun hat der arme Graf kaum 30 Rthlr., die er sein nennen kann, und unter einem halben Jahre erhält er keinen neuen Wechsel vom Hause. Seinem Vater darf er von dem Duell nicht schreiben, das ist ein alter strenger Mann. Noch weniger darf er diesem sagen, daß sein Geld schon alle ist, denn er ist ja kaum vier Wochen hier. Im Orte selbst hier hat er keinen Credit, denn er ist fremd.

Weiß Gott, ich gäbe ihm mein ganzes Vermögen, so ein lieber, ehrlicher Mensch ist das. Daß er Graf ist, vergißt man ganz. So herablassend, so liebreich ist er; und er interessirt mich vorzüglich, weil er mein Fach wählt; denken Sie, Herr Landrentmeister, er studirt Medicin. Wir haben Edelleute, Ritter, Excellenzen in unserm Fache, aber einen Grafen, nein, den haben wir, meines Wissens, noch nicht unter den Medicinern. Sein Vater ist der reichste Graf im Gouvernement Wilna. Sobald der junge Mann seine akademische Laufbahn hier beendigt hat, geht er auf Reisen, und dann wird er Chef des Russisch-Kaiserl. Geheimen General-Ober-Medicinal-Collegii in St. Petersburg. Herr, das ist eine Stelle, die jährlich ihre 30,000 Rubel einträgt; aber dafür muß auch der Chef ein Mann von Metier, ein completer Mediciner seyn."

„Lieber, alter Freund," erwiederte Ottiliens Vater, der Landrentmeister, „dem armen jungen Manne müssen wir helfen, sonst fällt er in Juden-Hände, und die beuteln ihn aus. Wenn ich nur wüßte, auf welche Manier wir an ihn kommen und ihm das Geld vorschießen könnten, ohne ihn zu beleidigen. Können Sie nicht sagen, Sie schößen es ihm auf ein halbes Jahr vor? Ich könnte Ihnen dann 100 bis 200 Louisd'or geben."

„Mein ehrlicher, wackerer Mann," rief der Doctor aus, und Ottilie küßte dem herrlichen Vater die Hand. „Nun, Kinderchen," sagte der froh-

herzige Alte, „macht davon nicht viel Wesens, ich
chenke es ihm ja nicht, ich borge es ja nur. Nun,
ieber Himmel, die Zinsen auf ein halbes Jahr
üße ich ein; aber so muß man nicht rechnen. Der
unge Mann kommt aus der Verlegenheit. Hätte
ch einen Sohn, und er wäre in der Fremde, da
ürde es mich auch freuen, wenn er einen Freund
n der Noth fände. Nun, Dokterchen, wird es so
ehen?“

„Nein, mein guter, lieber Herr Landrentmei-
er, so nicht. Er weiß, daß ich nicht reich bin;
nd er hat mir durchaus verboten, einem Dritten
n Wort zu sagen.“

Ottilie hatte den besten Einfall: Ein armer,
rlicher Mann hatte den Rock aufgehoben. In der
asche des Rocks hatten sich — 350 Dukaten gefun-
n; das Uebrige mußte früher entwendet oder ver-
ren seyn. Der Finder hatte sich dem Doktor ent-
ckt, und um die Erlaubniß gebeten, den Rock be-
lten zu dürfen. Der Doktor hatte dem Finder
sagt, es müßte mehr Geld im Rock gewesen seyn.
lein der Fremde habe hoch und theuer sich ver-
essen, nicht mehr darin gefunden zu haben, und
be den Doktor gebeten, ihn, wo möglich, nicht
nennen, um nicht etwa noch für seine Ehrlich-
t, mit der er den Fund wiederbringe, in Unter-
hung gezogen zu werden. Nach Verlauf eines
lben Jahres, wenn dann die Wechsel von Wilna
liefen, sollte der Doktor dem Grafen offenherzig
ählen, er habe das Geld von Jemand geborgt,

um ihn aus der Verlegenheit zu reißen, und habe sich jenes Mittels bedient, ihm das Geld auf die möglichst schonende Art in die Hände zu spielen.

Der Plan fand Beifall, der Doktor nahm die 350 Dukaten in Empfang, und bat nun noch um eine Gefälligkeit.

„Nun?“ fragte der Vater, und sagte im Voraus schon Ja.

„Das schlägt in Ihr Departement, liebes Mädchen. Der Graf speis't aus dem Hotel, dort ist der Herr Fettschöpfabski Mund- und Leibkoch, und der junge Mann muß kräftige Suppen bekommen: wollten Sie wohl, Mädchen? — Er wohnt Ihnen hier in der Nähe, sonst ließe sich meine Frau den Liebesdienst nicht nehmen.“

Ottilie ward feuerroth. Sie freute sich der Bitte; nun konnte sie für den armen Grafen doch auch etwas thun.

Naher Paukenwirbel und munterer Trompetenschmetter störten sie in ihrer Unterhaltung. Sie eilten an die Fenster. Die ganze Straße wogte. Ein großer Fackel-Aufzug. Die Gesellen aller Zünfte der volkreichen Stadt brachten dem edeln Grafen ein Ständchen. Ottilien trieb die Gutmüthigkeit des dankbaren Volks unwillkührlich das Wasser in die Augen. Die fröhlichen Tausende umlagerten das Haus. „Graf Sabadowski soll leben,“ ertönten die Lüfte. Eine prächtige Musik trug jauchzend die Wünsche des großherzigen Volks zu den funkelnden Sternen, und der gerührte Graf gab sein

Letztes, den Rest seines ganzen baaren Vermögens her, um die Deputirten der Gesellen-Laden, die ihn im Namen sämmtlicher Zünfte vor dem Bette bekomplimentirten, bewirthen zu lassen. Sie äußerten ihm den Wunsch der für sein Leben so theilnehmend besorgt gewesenen Menge, ihn zu sehen, und er, so schwach er auch war, stand auf und wankte an das Fenster.

Der tausendfältige Fackelschimmer beleuchtete kaum die blasse Gestalt des Märtyrer-Grafen — da erscholl ein unbändiges Hurrah. Mädchen und Kinder, Alles schrie aus voller Brust mit. Jedes hatte den bleichen jungen Grafen gesehen. Er hatte sich gegen Alle freundlich geneigt; Jedes wußte, daß sein Blick auf ihm geruht hatte. Er hatte Alle gegrüßt.

Jetzt aber kam der alte Doktor bitter und böse aus des Landrentmeisters Hause gestürzt, und hob in beiden Händen Hut und Stock hoch in die Luft, und gebot Ruhe. „Wollt Ihr," rief er mit der Stimme des Donners in die jubelnde Menge, „wollt Ihr mit Eurer Freude den Herrn ertödten? Kinder, geht heim in Frieden, und laßt mir den Herrn Grafen, meinen Herrn Patienten, in ungestörter Ruhe. Ich danke Euch Allen nochmals in seinem Namen; aber jetzt bitte ich Euch, soll er genesen, so muß er vor Allem Ruhe haben."

Die Deputirten, vernünftige Menschen, ließen zum Abmarsch blasen, die Musik stimmte den schönen Gesang an:

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann,“ und so retirirte das fröhliche Detaschement in bester Ordnung.

Der Doktor stolperte nun die Treppe hinan, schalt auf den Grafen, daß er aufgestanden sey, und überreichte ihm mit dem ersonnenen Mährchen die 350 Dukaten. Der erstaunte Graf drang auf den Namen des Ehrlichen; als der Doktor ihn aber zu sagen durchaus verweigerte, so mußte er wenigstens zehn Dukaten annehmen, die er Jenem als schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit in seinem Namen zu überreichen ersuchte. Um sich nicht zu verrathen, mußte der Doktor das Geld nehmen, und händigte es sofort dem Landrentmeister ein, dem dieser neue hübsche Zug den Grafen noch näher brachte.

Ottiliens Suppen thaten die erwünschte Wirkung. Vom Doktor erfuhr er, daß Ottilie, auf dessen Ersuchen, die menschenfreundliche Mühe über sich genommen hatte, täglich seine Küche zu besorgen, und von seinem Bedienten, daß Ottilie ein sehr liebenswürdiges Mädchen sey, daß sie täglich nach seinem Befinden sich erkundige, und daß sie seine allmählige Genesung jedesmal mit sichtbarer Theilnahme vernehme.

Natürlich war sein erster Ausgang in das Haus des Landrentmeisters. Sonst ist die Krankensuppe gewöhnlich das Ende der Liebe; hier war sie der Anfang. Die Labung, die der sterbende Gatte aus den Händen der zärtlichen Frau mit Rührung und

Dankbarkeit genießt, hatte der auflebende Graf aus den Händen eines Mädchens empfangen, das ihm recht sehr gut war, ohne es eigentlich selbst zu wissen. Erst als sie ihn sich gegenüber stehen sah, als sie ihn sprach, lößte sich die Binde von ihrem innern Auge. Sie wußte jetzt deutlich, daß sie ihn liebe.

Ottiliens Kraftsuppen hatten ihm das Bürgerrecht in ihrem Hause gegeben. Er kam fast täglich. Er sah sich als Mitglied der Familie an, und der Alte gewöhnte sich so an ihn, daß er fast nicht ohne ihn leben konnte. Zeit und Umstände hatten auch den Grafen und Ottilien mit einander vertrauter gemacht. Sabadowski gab ihr täglich Beweise seiner zarten Aufmerksamkeit. Er behandelte sie mit einer Achtung, die fast dem liebenden Mädchen anfing ängstigend zu werden. Aber — freilich, wenn sie ruhig überlegte, so handelte der Graf sehr edel, ihre Hinneigung zu ihm nicht zu mißbrauchen; denn ernstliche Absichten konnte — durfte er ja nicht haben. Er liebte sie, das wußte sie. Aber die Last seines Standes erdrückte jedes Aufkeimen von Leidenschaft in der ersten Geburt.

So vergingen ungefähr zwei Monate, da kam ein junger Hofrath aus der Residenz, hielt sich einige Tage im Orte auf, brachte Empfehlungen von ...then, geheimen Räthen, Präsidenten und Ministern an den Landrentmeister mit, und war unbeschreiblich höflich gegen den Vater, und mehr als ...ig gegen die Tochter. Der Graf hätte blind seyn ...ssen, wenn er nicht gesehen hätte, was hier vor-

ging. Er paßte daher eine günstige Stunde ab, und erklärte sich gegen den Alten mit Offenheit und Ruhe. „Ich glaube," sagte er bescheiden und mit Achtung für das Mädchen seines Herzens, „ich glaube, daß Ottilie mir gut ist. Ich habe nie mit ihr davon gesprochen. In meinem Lande ist es Sitte, daß ich mich erst der Liebe der Eltern versichere. Ich hätte noch Jahrelang geschwiegen: denn wir Beide sind noch jung, wir konnten Beide noch warten; allein vielleicht ein Tag Zögerung würde mich um Ottiliens Besitz, um mein ganzes Glück gebracht haben. Entscheiden Sie also über mein Schicksal."

Der Vater war überrascht. Er hatte wohl bemerkt, daß der junge Graf seiner Tochter immer mit ausgezeichneter Huldigung begegnete; allein daß Ottilie einmal Gräfin Sabadowski werden könnte, hatte er sich nicht im Traume beikommen lassen.

Des Grafen Umstände waren ihm durch den Doktor, einen ehrlichen, zuverläßigen Mann, sattsam bekannt. Die ganze Stadt ehrte den jungen edeln Mann. Seine Aufführung war tadellos. Ottilie war ihm sehr gut. Was konnte er gegen die Verbindung einwenden? Der einzige Anstoß war die Verschiedenheit des Standes. Der Alte machte den Grafen darauf aufmerksam, äußerte seine Zweifel wegen der Einwilligung des alten Sabadowski, und bemerkte nebenbei, daß das Vermögen seiner Tochter für einen Mann ihres Standes wohl nicht

ibedeutend sey, allein für den Aufwand eines
chen Grafen nicht passe.

„Lieber Herr Landrentmeister,“ entgegnete der
raf, und schlug verwirrt die Augen nieder, „be-
ämen Sie mich nicht. Ich habe nie nach dem
ermögen Ihrer liebenswürdigen Tochter gefragt;
mag es nicht wissen, ich brauche es nicht. Otti-
ns Herz, ihre Tugenden, ihre Reize sind meine
chätze. Und was das Vorurtheil der Standes-
erschiedenheit betrifft, so kennt man dies in mei-
m Vaterlande nicht einmal dem Namen nach.
h kann Ihnen einen der ersten Großen unsers
ndes nennen, der die Tochter seines Voigts hei-
thete, und im Zirkel der glänzendsten Familien
it ihr verkehrt, ohne daß nur Jemand daran
nkt, darin etwas Anstößiges zu finden. Mein
rlicher alter Vater wird meine Wahl segnen,
enn ich ihm schreibe, welch' ein Mädchen ich in
ttilien gefunden habe.“

Ottilie ward nun herbeigerufen, und sank, nach
ner kurzen aber herzlichen Erklärung des Grafen,
seine Arme.

Der Graf schrieb an seinen Vater. Alle Mäd-
en beneideten die Glückliche. Jedes wünschte sich,
em Grafen eine Suppe gekocht zu haben. Der
unge Hofrath zog sich in Zeiten zurück. Der Alte
arf sich in die Brust, wenn er von seinem Schwie-
ersohne, dem Grafen Sabadowski, sprach, und
as tägliche Gespräch handelte von den fürstlichen
Anstalten, die zur Feier der Vermählung getroffen

wurden. Dem bescheidenen Grafen waren sie alle zu groß, zu prächtig; nach seinem stillen Sinne wäre ihm ein geräuschloses kleines Fest, im Zirkel weniger Freunde, das Liebste gewesen.

Indessen, er mußte sich in die Wünsche des prachtliebenden Alten fügen; und um seiner Seits nicht zurück zu bleiben, bestellte er einen sehr eleganten Brautschmuck für 5000 Rthlr. Allein der Alte, der dies erfuhr, drang in den Grafen, die Bestellung auf die Hälfte zurück zu nehmen, weil Ottilie noch aus dem Erbe ihrer verstorbenen Mutter so viel Brillanten hatte, daß sie aus ihrem Schmuck hundert Gräfinnen verdunkeln konnte.

Sabadowski zog nun, auf dringendes Bitten des Alten, in das schwiegerväterliche Haus, und wirkte sich die Erlaubniß aus, einen Stall auf 6 Pferde dem Hintergebäude anbauen zu dürfen, weil er seinen Vater ersucht hatte, ihm zur Hochzeit, nach seines Landes Gebrauch, einen recht schönen polnischen Postzug von 5 Pferden *), und eins zur Reserve zu schenken.

In wenigen Wochen war der Stall, den der Landrentmeister auf eigene Kosten baute, fertig, auch kam die Antwort vom alten Grafen Sabadowski.

Die zerbrach alle Hoffnungen, alle Träume.

Sie war polnisch geschrieben. Der junge Graf wollte erst sie nicht mittheilen. Da aber Vater und

*) Eine sogenannte Piatka.

Tochter in ihn drangen, treu und ehrlich ihnen zu sagen, was der Vater geschrieben, so übersetzte er mit zitternder Stimme, mit bleichem Gesichte, mit bitterer Verzweiflung in jedem seiner Züge.

„Gegen Deine Verbindung," schrieb des Grafen Vater, „gegen Deine Verbindung mit einer Bürgerlichen an sich, hätte ich nichts auszusetzen. Du kennst darin meine Gesinnungen. Auch brauchte sie Dir keinen polnischen Groschen Vermögen mitzubringen, Du kennst meine Lage, und weißt, daß ich Deinem Stande gemäß Dir immer ein Haus etabliren kann; allein meine früheren Pläne, meine unabänderlichen Bestimmungen, haben für Dich es anders beschlossen. Ich machte Dich mit Deiner Zukunft nicht früher bekannt, weil ich Dir so viel Verstand zutraute, Du würdest Deine akademische Zeit nicht mit Heirathsgedanken, sondern mit Studiren füllen. Jetzt muß ich Dich mit Deinen Aussichten vertrauter machen, um Dir zu zeigen, daß nicht Eigenwille, sondern Grundsätze meine Handlungen leiten. Vielleicht entsinnst Du Dich aus Deiner frühern Jugend der Fürstin Czurbatipozska; sie war damals noch Kind. Nach Beendigung Deiner Studien und Deiner Reisen wird sie 8 Jahre alt, und diese ist Dir von mir und der Fürstin Vater bestimmt. Ihr Vermögen ist im Gegensatz dessen, was Dir, wenn uns Gott sonst vor Unglück behütet, nach meinem Tode einmal zufällt, nicht bedeutend, desto wichtiger aber ist der Einfluß des Alten bei Hofe. Deine ganze Carriere,

alle Deine Aussichten, das Wohl unserer ganzen Familie stände auf dem Spiele, wenn Du die Hand der jungen Fürstin ausschlügest, und darum mußt Du an die Panienerzka Ottilka *) nicht weiter denken. Die Pferde sollst Du erhalten, ich hätte sie Dir ohnehin gesandt, auch ohne Deine Bitte, weil ich will, daß Du Deinem Stande immer gemäß leben sollst, ꝛc. ꝛc.

Ottilie hatte sich stärker geglaubt. Sie sah den Grafen, den sie mit aller Hingebung liebte, verloren. Sie sank laut weinend in einander. Der Vater war am empfindlichsten Flecke, an seiner Ehre verwundet.

Es war stadt- und landkundig, daß der Graf sein Schwiegersohn werden sollte; jetzt ging die Verbindung zurück, und er war mit seiner Tochter beschimpft. Der bitterste Spott des Publikums drückte das Gesicht, das ihm die gräfliche Partie um einen Zoll höher getrieben hätte, zum Grabe des gekränktesten Stolzes wieder nieder. Der junge Graf allein behielt Muth. Das Schweigen der beiden beleidigten, ihm so theuren Menschen, das ihn so folternd peinigte, gab ihm Kraft und Stärke zum Handeln.

„Von diesem unglücklichen Briefe," hob er, indignirt über des Vaters kalte Plansucht, an, „darf kein Mensch ein Wort wissen. Ich kenne meinen Vater. Er wird mich nicht unglücklich machen. Er

*) Das Jüngferchen Ottilie.

wird die Luftschlösser seines Calcüls nicht in die Thränen meiner Verzweiflung bauen. Ich schreibe ihm noch einmal. Ottilie ist unzertrennlich mein. Seyn Sie ruhig. Mein alter ehrlicher Vater hat einen Vertrauten, einen Menschen, der Alles über ihn vermag. Sein Kammerdiener, ein Deutscher, der dreißig Jahre ihm dient, lenkt seinen ganzen Willen. Der Mensch hat mir immer wohl gewollt, und wenn ich seinem unersättlichen Eigennutz etwas opfere, so ist er für unser Interesse gewonnen. Durch diesen will ich wirken, und Sie sollen sehen, daß mein Vater die Czurbatipolaska fallen läßt, und Ottilien, als seine Tochter, an das Herz drückt."

Noch denselben Tag schrieb der junge Graf an den Vater einen langen polnischen, und an Billig, den Kammerdiener, einen eben so langen deutschen Brief. Letzterem versprach er tausend Dukaten, wenn er des Vaters Einwilligung zur Verbindung mit Ottilien bewirke. Er gab dem Landrentmeister den deutschen Brief zu lesen, übersetzte ihm den polnischen, und da beide dessen Genehmigung hatten, so trug sie der Kassenbote zur Post.

Einige Tage darauf erhielt der Landrentmeister von seinem Fürsten den Auftrag, aus seiner Kasse zwanzigtausend Thaler in Friedrichsd'or an den Hof des Nachbarlandes zu senden; jedoch sollte die Uebermachung des Geldes, weil die Zahlung ein Geheimniß bleiben sollte, nicht durch die Post, und nicht durch Tratten, sondern baar und durch vertraute Leute geschehen. Die Residenz des benach-

barten Hofes war zwölf Meilen von des Landrentmeisters Wohnort entfernt. Schon seit geraumer Zeit war der Grenzwald wegen Unsicherheit im Gerücht. Dem Landrentmeister bangte für das Geld; er äußerte bei Tisch gegen Ottilien und den Grafen seine Besorgniß, bat aber um Verschwiegenheit. Der Graf lachte über die Aengstlichkeit des Alten, und erbot sich, das Geld selbst zu überbringen. „Geben Sie mir zwei Pferde Extrapost und Ihren leichten offenen Wagen,“ sagte er, „ich fahre Ihnen das Geld durch die ganze Welt. Ich habe den Weg durch den berüchtigten Wald sechsmal gemacht, und nie eine Katze, geschweige denn eine Räuberbande gesehen. Nimmt man erst viel Menschen mit, die um das Geheimniß wissen, so läuft man die meiste Gefahr. Schlimmsten Falls nehme ich meine Pistolen mit, und damit Sie sehen, daß ich auch ängstlich seyn kann, so will ich statt einem Paare zwei Paare mitnehmen. Mit vier Pistolen, Herr Landrentmeister, halte ich zehn Mann in Respekt, die ganze Fahrt ist eine kleine Tagereise, und ich komme am hellen Mittage durch den Wald.“

Der Alte willigte gern ein, denn auf den jungen beherzten Grafen konnte er sich verlassen, und übrigens klang es auch nicht übel, wenn der junge Graf, dessen Name in dem offiziellen Begleitungsschreiben genannt wurde, in der nachbarlichen Residenz, bei der Ablieferung des Geldes, erzählte, daß der Absender, der Landrentmeister, sein künftiger Herr Schwiegervater sey.

Den folgenden Morgen früh flog der junge Graf, mit dem Gelde in vier versiegelten Kassenbeuteln, zum Thore hinaus. Gegen Abend traf eine Estafette vom Grafen, von der ersten Station über der Grenze, beim Landrentmeister ein. Der junge Graf hatte nicht selbst geschrieben, sondern folgendes Billet dictirt:

„Ihre Besorgnisse waren gerecht. Ich bin unglücklich und habe Sie vielleicht mit unglücklich gemacht. Gegen 10 Uhr kam ich in den Grenzwald. Hatte mich der erste Postillon gut gefahren, so fuhr mich der zweite noch besser; er hatte zwei rasche Pferde. Wir jagten, daß es eine Lust war. Dicht vor dem Elsenthale, bei der Brücke über das kleine Fließ, fiel ein Schuß, acht Kerls traten aus dem Gebüsch vor, stürzten den Pferden in die Zügel, umzingelten den Wagen und schoßen auf mich und den Postillon, daß uns die Kugeln um die Ohren pfiffen. So betäubt mich auch der erste Schreck hatte, so kehrte doch die Gegenwart des Geistes schnell wieder zurück, ich feuerte zwei meiner Pistolen ab, ich wehrte mich mit dem Säbel und schrie dem Postillon zu, auf die Pferde und auf den Kerl zu hauen, der die Pferde hielt; aber in dem Augenblick sank der Postillon vom Bocke. Ich erhaschte zum Glück noch die Zügel: in demselben Moment griffen sechs, acht Hände in den Wagen, ich schoß nach dem Kerl bei den Pferden, er ließ schnell los, ich jagte jetzt davon, vier Schüsse fielen hinter mir her, zwei trafen den Wagen, ich war dem Tode

entronnen, aber das Gold war geraubt! Ich blutete. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich blessirt war. Hut und Mantel hatte ich verloren, vom Frack war mir eine Klappe abgerissen. Wie das Alles gekommen, mag Gott wissen; ich ward es erst jetzt gewahr. Meine Wunden am Kopf und an der rechten Hand sind unbedeutend, aber ich muß einen harten Schlag auf die Brust bekommen haben, denn ich warf Blut aus, und habe ein solches Drücken, daß ich kaum Athem holen kann. Ich begegnete keinem Menschen, die Straße war wie ausgestorben. Dicht über der Grenze liegt, wie Ihnen vielleicht bekannt seyn wird, die Station. Ich erreichte sie mit Noth. Ich mußte viel Blut verloren haben; denn ich ward so schwach, daß es mir schon anfing, ganz schwarz vor den Augen zu werden. Ich sank vor dem Posthause beinahe vom Wagen. Ich ließ den Justiz-Amtmann des Orts kommen, und machte ihn mit dem Vorfall bekannt, ohne von der Bestimmung des Geldes zu sagen. Leben Sie wohl. Ich kann nicht mehr. Ich bin so matt. Ueber mich seyn Sie unbesorgt; man weiß, daß ich Ihr Schwiegersohn bin. Der Herr Postmeister hat mich wie sein Kind aufgenommen, auch soll der Arzt kein ungeschickter Mann seyn. Machen Sie nur gleich Lärmen. Vielleicht sind die Buben noch zu erreichen. Hier sind alle Anstalten getroffen, der ganze Wald soll bis zur Grenze durchsucht werden. Nach dem armen Postknecht ist gleich eine Fuhre gesandt. Hoffentlich lebt er noch. Ihr Be-

gen ist durchschossen und voller Blut. Gott, was wird aus mir und Ihnen werden! Das ängstigt mich mehr, als meine blutende Brust. Ottilie, ach ich muß schließen!

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamster Sohn

Woyciech Graf Sabadowski."

Den Landrentmeister warf das Unglücksbillet beinahe zu Boden. Ottilie schrie laut, sie wollte zum Grafen. Sie kannte ihn, sie wußte, daß er seine Schmerzen immer unbedeutender angab, als sie waren. Sie sah ihn schon todt im Posthause liegen. Sie stürmte in den Vater, mit ihr hinzufahren, und den Grafen, wenn er noch lebe und irgend nur transportabel sey, abzuholen; aber dieser mußte erst den unglücklichen Vorfall bei den Gerichten seines Orts melden, zugleich ging seine Anzeige davon per Estafette an seinen Fürsten ab. Dieser ließ augenblicklich an 50 Mann Husaren aufsitzen, und den ganzen Wald durchstreifen. Man fand keinen Menschen, der nur im Geringsten sich verdächtig gemacht hatte. Zwei Holzhauer wurden eingezogen, die im Walde, in der Gegend der Brücke, um die Zeit des unglücklichen Ereignisses, gearbeitet hatten. Sie hatten mehrere Schüsse fallen gehört; allein sie hatten geglaubt, daß man jage, und nicht weiter darauf geachtet. Hut und Mantel des Grafen fanden sich hinter einem Elsenbusch. Die Klappe des Fracks lag auf der Straße, der

Postillon war todt. Er hatte zwei Schüsse von hinten durch das Herz erhalten.

Gegen den Landrentmeister wurde der Prozeß eingeleitet. Das Erkenntniß verurtheilte ihn zum Ersatz des Geldes, weil er die ihm ertheilte Ordre nicht pünktlich erfüllt hatte. Der Transport des Geldes hatte sollen durch vertraute Leute geschehen. Der Landrentmeister aber hatte es, statt mehreren, nur einem anvertraut, und übrigens gehörte, nach der juristischen spitzfündigen Auseinandersetzung des Decernenten — des abgewiesenen Hofraths — ein unmündiger Ausländer nicht unter die Cathegorie der vertrauten Leute.

Der edle Fürst, der den Quell der Parteilichkeit des Urthelssprechers gegen den Landrentmeister erfuhr, das Erkenntniß selbst aber nicht umstoßen konnte, erließ dem Landrentmeister, als einem alten geprüften treuen Diener, aus landesherrlicher Milde, die Hälfte des Ersatzes, so, daß er nur 10,000 Thaler zur Kasse bezahlen mußte, wozu ihm drei Jahre Zeit gelassen wurden. Dem Alten war zwar der Verlust sehr empfindlich, indessen bei einem Vermögen von 100,000 Thalern konnte er die Einbuße allenfalls verschmerzen.

Der junge Graf genas in Kurzem. Ottilie hatte ihn mit dem Vater einigemal besucht, und jetzt, da er völlig wieder hergestellt war, holte sie ihn vom Posthause ab.

Der ganze Vorgang hatte auf sein Gemüth einen unglaublichen Eindruck gemacht; er war von

jeher immer still und in sich gekehrt gewesen; jetzt ward er es noch mehr. Die Elsenbrücke jagte ihm auf der Rückreise alles Blut aus dem Gesicht. Auf diesem Schauerflecke zog die ganze Geschichte jener furchtbaren Stunde vor seiner Seele vorüber. Er hielt sich einigemal die Hand vor die Augen, als ob ihm am Rande einer unerforschlichen Tiefe schwindelte. Auf der nächsten Station trat ihm die Frau des erschossenen Postknechts mit ihren drei kleinen Kindern an. Der Graf war tief erschüttert. Er gab ihr einige Friedrichsd'or, und versprach ihr eine lebenslängliche Pension von 100 Rthlr. Ottilie fiel still weinend um seinen Hals, und dankte ihm für das menschenfreundliche Erbarmen. Das ganze Städtchen segnete den edeln Grafen.

Am Abend seiner Ankunft traf die Antwort seines Vaters ein. Auch Billig schrieb.

Des Vaters polnischer Brief lautete ganz kurz und in der Uebersetzung also: „Fügest Du Dich nicht in meinen unabänderlichen Willen, so hast Du, so lange ich lebe, keinen Denar von mir zu gewärtigen. Nach meinem Tode kannst Du thun, was Du willst. Von heute an erhältst Du keine neuen Wechsel, als bis Du mir bei Deinem Gräflichen Ehrenworte versicherst, daß die Verbindung mit der Ottilka gänzlich aufgehoben ist. Die Pferde, die ich Dir einmal versprochen, sollen in Kurzem erfolgen. Willst Du mit ihnen nicht verhungern,

so füge Dich, und bestimme Dich der jungen Fürstin Czurbatipolaska.“

Willigs deutscher Brief enthielt die Versicherung, daß Alles angewendet worden, den alten Grafen für die Wünsche des Sohnes geneigt zu machen, daß aber diesmal der Wille des Alten unwiderruflich fest stehe.

Da lag der schöne Traum in seinen Trümmern; der junge Graf von Ottiliens Herzen losgerissen; Ottilie, von der Höhe ihres Triumphs über alle Mädchen des Orts, herabgeschleudert; der Vater dem Spotte der ganzen Stadt preisgegeben!

Sabadowski ging, mit geballten Fäusten vor der Stirne, still sinnend in der Stube umher. Ottilie weinte. Der Vater stierte auf die polnischen Hieroglyphen des lakonischen Briefes. Keins sprach eine Sylbe, weil der junge Graf, der zuerst sprechen mußte, die Rede nicht eröffnen konnte. Zum Glück trat jetzt der Doktor, der alte Hausfreund, in das Zimmer, um den zurückgekommenen jungen Grafen zu bewillkommen. Er kannte die Verhältnisse zwischen den beiden jungen Leuten. Er bemerkte die Störung. Er fragte, und erhielt den nöthigen Aufschluß.

„Nun, und darüber haben Sie alle Drei den Kopf verloren?“ fragte er theilnehmend lächelnd. „Ihr Herr Vater, lieber Graf, schreibt Ihnen ja deutlich, was Sie thun sollen. Sie heirathen Ottilien, und warten mit kindlicher Ergebung bis auf den Zeitpunkt, wo Sie der Erbe seines Vermögens

seyn werden. Bis dahin spannt Papa Schwiegervater vor, der wird Sie mit Ihren Pferden nicht verhungern lassen. Können Sie auch kein gräfliches Haus führen, so werden Sie mit Ihrer Liebe zur Einfachheit doch ein recht glückliches, freundliches Haus machen, und, gerade heraus, glücklich und freundlich ist besser, als gräflich. Bleiben Sie bei uns; entführen Sie dem alten Vater sein einziges Kind nicht. Die ganze Stadt ehrt und liebt Sie. Bleiben Sie Ihrem Studium treu. Auch wenn Sie nicht davon leben müßten, ist die Arzeneiwissenschaft für jeden Mann von Kopf und Herzen ein gar schönes Feld, auf dem man sein ganzes Leben zu thun und zu schäftern hat, ohne je fertig zu werden. Die Zeit Ihrer Muße schenken Sie Ihrer Gattin, Ihrer Familie und den Gutgesinnten unsers Orts, und wir wollen zusammen wie im Paradiese leben. Sie, Herr Graf, konnten das nicht sagen, weil Sie fühlten, daß Sie Ihre Hand Ottilien nicht leer bieten konnten. Unser alter wackerer Herr konnte Ihnen das auch nicht sagen, weil es ausgesehen hätte, als dränge er Ihnen seine Tochter auf. Mir als Arzt und Freund vom Hause, ist in solchen Fällen ein herzliches, ehrlich gemeintes Wort gern vergönnt. Ein Wort zu seiner Zeit hat ja noch Niemand gereut.“

Beide Liebende zogen die Hände des Alten an ihre klopfenden Herzen. Der Doktor hatte ihre Wünsche durchschaut und aus ihrer Seele gesprochen. Den Vater freute es, einen Ausweg zur Ret-

tung seiner und seiner Tochter Ehre gefunden zu haben. Er sagte gern ja, und so feierte der kleine Zirkel noch diesen Abend das Fest der Verlobung.

Der junge Graf antwortete dem Vater gar nicht. Aber an seine Mutter schrieb er und an Billig, und meldete ihnen, daß er von Ottilien nicht lassen könne. Ottilie legte einige französische Zeilen an die Mutter mit bei, und bat um ihre Liebe und ihr Vorwort bei dem Vater.

Die Hochzeit selbst wurde in wenigen Monaten anberaumt. Einige Tage vor derselben traf der Postzug mit einem klingelnden sogenannten Krakauer Geschirr richtig ein. Billig hatte ihn bis Grodno selbst gebracht und von da einen sichern Juden genommen, der ihn glücklich ablieferte.

Man konnte nichts Schöneres sehen. Sechs ausgesuchte Pferde, jedes vom andern in der Farbe verschieden, aber alle einander gleich im Wuchse, Feuer und Alter. Auch sandte Billig durch die Post, auf Befehl der Mutter, eine Tratte von zweitausend Dukaten an Ottiliens Ordre, auf ein Leipziger Haus gestellt, als Antwort auf ihren kindlichen Brief, den sie nicht selbst beantworten konnte, weil sie im Französisch-Schreiben nicht sehr geübt war.

Jetzt füllte das ganze Haus neuer Jubel. Als der Graf mit seinem Mädchen in der fünfspännigen eleganten Equipage zum ersten Male ausfuhr, als das fröhliche Klimpern und Klingeln der fünf wilden Pferde die ungewohnte stille Luft des Städtchens zertheilte, da flogen alle Fenster auf, da

schmunzelte der Alte mit seligem Blicke ihnen die lange Straße weit nach, und höher stieg ihm wieder der Kamm; denn wie lange konnte der alte Graf noch leben, und dann war seine Tochter im Besitze eines unermeßlichen Vermögens. Fünf bis sechs solche Postzüge mußten dann in seinem Hause stehen, und in seinem Hofe war noch Platz zu einem Stalle auf hundert Pferde.

Die Vermählung selbst ging über der Grenze im Stillen vor sich, weil der Pfarrer des Orts den Grafen ohne Consens des Vaters nicht hatte trauen wollen. Das Pärchen lebte glücklich und froh. Nur zuweilen störte des Grafen zunehmender Trübsinn die Seligkeit der Familie. Er selbst fühlte die Macht seines Uebels, und suchte im Weine Zerstreuung. Nur wenn er täglich zwei bis drei Bouteillen Wein trank, hatte er keine Anfälle von jener stillen Melancholie, die ihm das Blut so zu Herzen trieb, daß er eine Angst bekam, als hätte er eine schwere Sünde auf dem Gewissen.

Sein Hauswesen kostete ihm viel. Nach und nach hatten sich mehrere Edelleute der umliegenden Gegend in seinen Zirkel gefunden, die Bürgerlichen verschwanden zwar dagegen allmählig aus dem Kreise, allein diese waren mit einem vergnügten einfachen Mahle abgespeist worden, wo jene mit glänzenden Feten bewirthet werden mußten. Der Graf spielte gern, aber unglücklich. Die Gräfin spielte nie. Sie saß oft am Spieltische und sah, daß ihre Gäste Gauner waren, die dem Gatten das Geld

abnahmen; allein er liebte das Spiel leidenschaftlich, und konnte sich von den Behauptungen seiner Gattin nie überzeugen.

Der Vater hatte ihnen jährlich viertausend Thaler ausgesetzt; das erste Jahr war verflossen, und nicht allein diese viertausend Thaler dazu, sondern auch die zweitausend Dukaten, welche die Mutter geschickt hatte. Die gütige Mutter sandte auf die erfreuliche Nachricht, daß ihr ein Enkel geboren sey, wieder durch Billig, hinter ihres Mannes Rücken, tausend Dukaten.

Der alte Landrentmeister bekam einen gewaltigen Respekt vor der herrlichen Mutter; was mußte das für ein Vermögen seyn, wenn die Frau, ohne Wissen des Mannes, neuntausend Thaler verschenken konnte. Der alte Mann ward von Tage zu Tage hoffärtiger, und stieß seine alten bürgerlichen Bekannten, deren Umgang er jetzt absichtlich vermied, damit vor den Kopf. Ottilie war und blieb immer dieselbe. Ihre Freundinnen gewöhnten sich nach und nach an die Frau Gräfin; der Neid verlor mit der Zeit seinen Stachel, und man liebte die kleine sanfte Frau mit eben der Herzlichkeit, mit der man sie sonst, als Landrentmeisters Ottilie, umfaßt hatte.

Des Grafen liebster Umgang war mit dem Postmeister über der Grenze, der ihn nach jenem unglücklichen Räuberanfalle so liebreich aufgenommen und gepflegt hatte; er ritt oft ganz allein zu ihm, und verweilte dort mehrere Tage.

So still und sanft er in der Regel war, so furchtbar hitzig war er, wenn er ein Räuschchen hatte. Einst war er mit mehrern Edelleuten auf einem öffentlichen Vergnügungsorte. Schon lange war er gegen einen seiner Bedienten eingenommen; es war sein ältester Diener, derselbe, der bei dem Duell den Rock mit den 1000 Dukaten unter dem Baume hatte liegen gelassen. Heute trank der Graf mehr, als gewöhnlich, und der arme Bediente begoß ihm von ungefähr seinen neuen Frack mit rothem Weine. Der Mensch war gestoßen worden; er verantwortete sich, und erhielt eine Ohrfeige. Die Anwesenden lachten. Dies brachte den Bedienten in Harnisch, und im Ueberwallen des Unmuths platzte er mit der Aeußerung heraus, daß dies dem Grafen nicht ungerochen hingehen solle. Sabadowski hörte kaum diese trotzigen Worte, als er auf den Menschen wüthend einsprang, ihn zu Boden rannte, und ihn so lange mit Füßen trat, bis er unter ihm seinen Geist aufgab. Die ganze Gesellschaft war über den Auftritt erschüttert, kein Mensch wagte, sich zwischen den grimmigen Grafen und den gemarterten Bedienten zu drängen. Jetzt aber, als das letzte Todesröcheln des Zertretenen das Ende der gräßlichen Marter verkündete, zerbrach die eiserne Wuth des Grafen, er sah, was er gemacht, er riß sein Pferd aus dem Stalle, und jagte, statt, wie Alle glaubten, nach ärztlicher Hülfe, über die Grenze.

Der Graf ward mit Steckbriefen verfolgt; aber er war verschwunden. Er hatte einige tausend Thaler

Schulden gemacht, die, weil sie sich auf Rechnungen des Hauswesens bezogen, der Schwiegervater bezahlen mußte.

Nach Verfluß mehrerer Monate schrieb Sabadowski an den Landrentmeister; er schob sein ganzes Unglück ihm und seiner Tochter zu. Hätte er Ottilien nicht kennen gelernt, so wäre er nach Beendigung seiner Studien, an der Hand der jungen Fürstin Czurbatipolaska, von Ehrenstufe zu Ehrenstufe gestiegen, und hätte jetzt gewiß seinen Platz in den glänzenden Reihen der ersten russischen Großen, statt daß er nun, um nicht zu verhungern, gezwungen gewesen wäre, bei einer kleinen Schauspieler-Gesellschaft, unter fremdem Namen, ein erbärmliches Engagement anzunehmen. Sein Vater habe ihm alle Unterstützung versagt, und die Mutter, deren heimliche Geldsendungen der Vater endlich bemerkt habe, dürfe ihn nicht weiter unterstützen; so wäre er also der Verzweiflung hingegeben, wenn sich nicht der Schwiegervater seiner annehme. Er verlange, daß ihm seine Frau, die vor dem Altare Freude und Leid mit ihm zu theilen versprochen, sammt dem Kinde folge, und er gewärtige von der Güte des Alten, eine, seinem Stande angemessene Unterstützung. Der Vater gewährte seinen Wunsch, die junge Gräfin aber verreiste unter dem Vorwande, eine auswärtige Freundin zu besuchen, und kam, unter dem neu angenommenen Namen ihres Mannes, in seinem Wohnorte an.

Er verließ das Theater und lebte unter einem dritten Namen in Hamburg, Frankfurt und Straßburg. Allein der abgewiesene Hofrath, der jetzt Vorsitzer des Criminal-Gerichts geworden war, spähete ihn bald aus, und er sollte eben aufgehoben und als Mörder des Bedienten ausgeliefert werden, als er zeitig genug Wind davon bekam, und sich durch heimliche Flucht rettete.

Die arme Frau, zum zweiten Male verlassen, kehrte, mit einem Kinde unter dem Herzen, zum Vater zurück, und sah ihren Gatten nie wieder. Sie war äußerst niedergeschlagen und weinte oft im Stillen die heißesten Thränen; ihr Vater überraschte sie eines Abends in einem solchen sehr traurigen Augenblicke, da gestand ihm die Jammernde, daß sie der Unmensch, während ihres Aufenthalts bei ihm, mehrere Male thätlich gemißhandelt habe. „Vater,“ redete die himmelreine Seele, „ich habe Ahnungen, die mir oft das Herz zerdrücken. Als ich jetzt zurückkam, ordnete ich meines Mannes Wäsche und Sachen, um ihm, wenn ich seinen Aufenthalt erführe, etwas davon zuzusenden. In einer seiner Rocktaschen finde ich gestern diesen Beutel!“

Sie brachte mit diesen Worten einen der vier Beutel, in die die angeblich geraubten 20,000 Thaler gepackt gewesen waren. Sie kannte diese Beutel genau, weil sie sie von feiner blaustreifiger Leinwand selbst genäht hatte. Der vorgezeigte war mit dem Blute des erschossenen Postillons befleckt!

Der Alte erstarrte. Jetzt hatten sie schreckliches

Licht über den ganzen Vorfall; darum drang der Abscheuliche darauf, das Geld allein zu transportiren. Der Postillon hatte von hinten zwei Schüsse erhalten. Von wem anders, als vom Grafen selbst, der ihn dann vom Bocke heruntergeworfen hatte. Die Beutel hatte er wahrscheinlich in einem Sumpfe versteckt gehabt; denn der vorgewiesene hatte noch Spuren von Moorerde an sich. Die Freundschaft mit dem Grenz-Postmeister, der ein unbescholtener Mann war, unterhielt der Graf bloß, um diesen Weg öfters zu machen. Er machte ihn jedesmal allein, gewiß aus keiner andern Ursache, als um nach seinem versenkten Schatze zu sehen und allmählig das Geld zu holen. Sein Tiefsinn, sein Insichgekehrtseyn waren die lebendigen Merkmale seines bösen Gewissens. Der Bediente mußte um mehrere seiner Handlungen wissen, darum zertrat das Ungeheuer den Menschen, weil er fallen ließ, daß er den Grafen seine harte Behandlung wolle fühlen lassen.

Je mehr sie sich alle diese und mehrere Umstände zusammen setzten, desto gewisser ward die traurige Ueberzeugung, daß der Graf jenen Raubmord selbst begangen hatte. Unter seinen Papieren fanden sie nichts, als die deutschen Briefe von Billig, die sie schon kannten, und einige polnische, die sie nicht lesen konnten. Sie beschloßen jedoch, sie irgend einem, der Sprache kundigen, vertrauten Manne zur Uebersetzung zuzusenden.

Ueber diese Unterredung, die mit jedem Augen-

blicke schauerlicher ward, war die Mitternacht hereingebrochen; da pochte es an der Hausthüre.

Es war der Graf. Der Vater empfing ihn und zitterte vor Schreck so heftig, daß er kaum ein Wort zu sprechen vermochte. Ottilie war mit ihrem Kinde, das sie aus dem Bette riß, in eine Hinterkammer geflüchtet.

„Ich bin,“ hob der Graf mit wildem Ton an, „hier geächtet; ich weiß, daß mich Steckbriefe verfolgt haben; darum kam ich im Dunkel der Nacht verborgen. Ich verlange mein Weib und mein Kind, um es mit nach Litthauen zu nehmen. Ottilie soll meines Vaters Vergebung erflehen. Er wird sich erweichen. Ottiliens Reize werden den Weg zu seinem Herzen finden. Aber sie muß mit, heute noch mit. Pferde und Wagen, Alles steht bereit. Wo ist meine Frau?“

Der Alte hatte sich unterdessen gesammelt. „Ottilie ist nicht hier,“ sagte er ganz ruhig; „sie ist bei meiner Schwester auf einige Tage zum Besuche. Sie kann, wenn ich ihr einen Boten sende, morgen Abend wieder hier seyn. Bleiben Sie hier; es hat Sie kein Mensch im Hause gesehen. Kommen Sie auf die blaue Stube, da steht ein Bette; ich bringe Ihnen morgen heimlich Essen und Trinken; es soll Sie keins unserer Leute entdecken.“

Der Graf willigte nach einigem Besinnen ein. Der Alte führte ihn auf das blaue Zimmer, gab ihm Licht, Wein und Zwieback, und schloß ihn ein.

Der Graf fragte leise durch die Thüre, warum

er sie verschließe, und der Alte antwortete, „damit nicht morgen eins von unsern Leuten zufällig auf das Zimmer kommt und Sie entdeckt.“

Jetzt war der Vogel gefangen. Zum Fenster hinaus konnte er nicht, denn das Zimmer war zwei Stockwerk hoch.

Der Vater eilte nun zu Ottilien, und sie hielten Rath, ob sie ihn morgen bei den Gerichten angeben sollten, oder ob der Alte ihm hundert Dukaten in die Hand drücken und den Rath geben solle, diese Nacht noch sich eiligst auf die Füße zu machen, weil er aus dem Hin- und Herschleichen mehrerer Gerichtsdiener auf der Straße vermuthe, daß man ihn schon in der Stadt spüre.

Sie verloren sich in Ungewißheit und Zweifel über das, was sie thun sollten, als ein gräßlicher Knall das ganze Haus durchdröhnte. Beide erbleichten, denn Beide wußten, was geschehen war. Alle Leute im Hause waren aufgeweckt. Die Nachtwächter klopften stürmend an die Hausthüre.

Der Landrentmeister öffnete das Haus und das blaue Zimmer. Der Graf lag in seinem Blute. Der Kopf war in drei Stücke gesprengt. Sein Herz wird heute noch auf der Akademie in Spiritus verwahrt.

Der abgewiesene Hofrath erhielt wieder die Untersuchung gegen den Landrentmeister. Man machte ihm den Prozeß, weil er den Aufenthalt des Grafen im Auslande gewußt hatte, ohne ihn anzuzeigen, und weil er den mit Steckbriefen Verfolgten

in seinem Hause aufgenommen hatte, ohne sofort der Polizei davon Meldung zu thun. Dem Landrentmeister kostete dieser Prozeß mehrere tausend Thaler, und drei Jahre seines Lebensabends.

Die Gräfin ward vom zweiten Kinde entbunden, und lebte von der Milde ihres Vaters. Die wenigen Edeln der Stadt bemitleideten sie und behandelten sie mit Achtung und Schonung. Der größere Haufe des Publikums trat auf die Ruinen ihres Glücks mit teuflischem Hohnlächeln, und kränkte die schuldlos Leidende bis auf die feinsten Fasern ihres Innern.

Zu den polnischen Briefen fand sich ein Uebersetzer, der aber wenig polnisch verstehen mochte; denn er ließ sich erst den Zusammenhang der Sache erzählen, und versicherte dann, daß die Briefe die redlichsten Versicherungen von Vaterliebe gegen den Sohn enthielten.

Der Landrentmeister ward von einem Rechtsfreunde auf die Idee gebracht, dem alten Sabadowski, dem er durch Billig den Tod seines Schwiegersohnes früher schon auf eine schonende Weise gemeldet hatte, seine Enkel zu empfehlen. Die Ehe war legal vollzogen, meinte der Rechtsfreund, folglich hatten die Enkel das Pflichttheil ihres Vaters, des jungen Sabadowski, vom alten Großvater rechtlich zu fordern.

Auf die Todesanzeige hatte Billig geantwortet, daß der alte Graf und die Gräfin ganz trostlos wären, daß sie hofften, der Sohn habe ein seinem

Stande gemäßes Begräbniß erhalten, und daß sie sämmtliche desfalsige Kosten pünktlich decken würden.

Auf die Empfehlung der kleinen Sabadowskischen Kinder antwortete weder Billig, noch der alte Graf.

Man nahm daher Veranlassung, mir den Antrag zu machen, wenn ich in die Gegend von Wilna käme, den Grafen deshalb zu sprechen, und seinen Gewalthaber, den Kammerdiener Billig, für die Sache zu gewinnen.

Kurz darauf kam ich auf einer Reise nach Kiew durch Wilna.

Kein Mensch kannte einen Grafen Sabadowski. Von einem fürstlichen Hause Czurbatipolaski weiß man im ganzen russischen Reiche kein Wort. Bloß Billig war bekannt. Er war Kammerdiener in einem kleinen adelichen Hause gewesen, hatte auf einmal viel Geld in Händen gehabt, ohne daß man wußte, wo er es herbekommen, und war seit Kurzem verschwunden. Dem Gerüchte nach war er an die Küsten des asowschen Meeres gegangen. Man schickte mir die polnischen Briefe. Diese gaben den völligen Aufschluß.

Die Geschichte mit den, bei dem Duell im Rocke verlornen, 1000 Dukaten war Lüge. Der Arzt sollte zum Mitleid bewegt werden, und dem Grafen Geld schaffen. Die Pferde waren von dem bei der Elsenbrücke geraubten Gelde gekauft. Die von der Gräfin Sabadowski angeblich gesandten Gelder übermachte Billig gleichfalls von dem Kapitale unter

der Elsenbrücke. Der Graf sandte es ihm in Tratten auf Petersburg und Riga; in Wilna setzte Billig diese Tratten gegen Briefe auf Hamburg und Leipzig um, und für sich behielt er, nach des Grafen Willen, 5000 Rthlr. von diesem Mordgelde. Der Graf selbst war ein Barbiergeselle aus W**mar. Er hatte in Polen eine Zeitlang conditionirt, und sich dort eine ziemliche Fertigkeit der polnischen Sprache erworben. Sich selbst hatte er gemordet, wahrscheinlich, weil er aus dem Einschließen folgerte, er werde den Gerichten überliefert werden. Die übrigen Aufschlüsse kann sich der aufmerksame Leser selbst geben.

Ottiliens Vater starb im Kummer des gedemüthigten Stolzes. Die arme Frau lebt still und eingezogen. Ihr Vermögen ist sehr zusammen geschmolzen. Der Frau des erschossenen Postknechts und seinen zurückgelassenen Kindern gibt sie jährlich eine ihren Kräften gemäße Unterstützung. Ihre eigenen Kinder sind ihre einzige Freude. Die fromme Dulderin hat all' das Ungemach, was das Schicksal ihr so schuldlos bereitete, mit sanfter Ergebung getragen. Menschen, brecht nicht den Stab mit Hohn über sie!

Das Krieges- und das peinliche Recht.

Eine Geschichte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Der Hauptmann von M. war ein barbarischer Mensch. Alle Tage setzte es Prügel. Auf den jungen, hübschen Corporal Voigt hatte er es vorzüglich abgesehen. Bei dem geringsten Versehen ließ er ihn fuchteln, daß dem jungen Menschen das Blut zu Mund und Nase herausstürzte. Die Grenze war nur sechs Stunden entfernt; die Gemißhandelten wagten daher oft das Aeußerste, und suchten das Weite; aber der Peiniger hatte die Grenzdörfer in seinem Solde; selten, daß ihm einer entwischte. Die Aufgegriffenen in der langen Gasse tanzen zu sehen, war ihm satanisches Vergnügen.

Eines Tages traf Voigt sein Mädchen an der Semmelbude; die blauäugige Dirne holte Frühstück für ihre Herrschaft. Der Corporal klagte ihr seine Noth, und schloß mit den Worten: „Mädel, wenn der Hauptmann noch einmal mir so mitspielt, als vor acht Tagen, so gehe ich zum Teufel. Das hält kein Mensch aus!“

„Du fort, Fritz? da mußt Du mich mitnehmen,“ sagte traulich das herzige Mädchen. Der Unterofficier schüttelte ihr wehmüthig die Hand, und ging.

Den nächsten Sonntag bekam der Unglückliche, eines kleinen Verstoßes wegen, wieder seine zwanzig. Er knirschte mit den Zähnen und schwieg. In seinem Innern stand schon bei'm ersten Lungenhieb sein Vorsatz fest. Die übrigen neunzehn furchtbaren Streiche fühlte er nicht mehr.

Nach Tische ging er zu seinem Mädchen, und bat, ihn auf ein benachbartes Dorf zu begleiten, sie wollten dort tanzen. Von seinem heutigen Auftritte sagte er nichts.

Das Dorf lag nach der Grenze zu; von dort aus hatte man noch fünf Stunden bis dahin.

Der Corporal tanzte wenig; er schützte Kopfschmerzen vor. Sein Mädchen machte sich recht lustig. Gegen sechs Uhr, als der Abend zu dämmern anfing, brachen Beide auf, um nach Hause zu gehen. Der Geliebte ging so rasch, daß das Mädchen kaum folgen konnte. Sie gingen und gingen, und kamen noch immer nicht in die Stadt. Christel bemerkte, daß ihr die Gegend fremd war. Fritz entgegnete ihr, sie wollten einen kleinen Umweg machen, der Abend sey so schön.

Sie waren vier Stunden gewandert auf einsamen Fußsteigen; kein Dorf, kein Haus hatten sie gesehen.

Da entsann sich Christel seiner Rede. Sie schmiegte sich auf einmal an den Geliebten, und sagte ihm leise: „Fritz, ich gehe mit Dir über die

Grenze. Gott wird weiter helfen; aber mache mich nicht unehrlich.“ Der Glückliche hob das treue Mädchen an seine Brust. Er küßte ihr Mund und Auge. Sprechen konnte er nicht. Sie eilten weiter.

„Sind wir denn aber auch auf richtigem Wege?“ fragte die sorgsame Christel nach einer langen Weile. „Als wir aus der Stadt kamen, hatten wir den Wind hinter uns, jetzt rechts. Haben wir uns nicht zu sehr rechts gehalten?“

„Ach Gott, Mädel, ich glaube auch, wir sind irre. Zurück kann ich schon nicht mehr, ich komme nach dem Zapfenstreich. Ich bin schon vermißt. In zwei Stunden können die Nachsetzenden uns erreicht haben. Liebe, herzige Christel, wir wollen uns wieder nach dem Winde wenden. Gerade aus wollen wir gehen. Wir müssen in einer kleinen Stunde über die Grenze seyn.“

Sie gingen querfeld ein. Das Mädchen lief jetzt stärker, als Fritz. Sie sahen sich nicht um, nur vorwärts war ihr Blick gerichtet.

Nach einer starken Stunde erblickten sie ein Dorf. Sie mußten wissen, wo sie waren. Die Namen der landesherrlichen Grenzdörfer wußte der Corporal genau; er lehrte sie dem aufhorchenden Mädchen. Auch die Dörfer jenseits der Grenze nannte er ihr genau. Christel sollte nun an das erste Haus, und sich erkundigen, wie das Dorf heiße. Sie sollte nicht in das Haus gehen, sondern

bloß an das Fenster. Sie sollte nicht gleich nach dem Namen des Dorfs, sondern, zum Scheine, nach dem Wege zur Stadt, von der sie kamen, fragen, und dann sollte sie sich nur beiläufig nach dem Namen des Dorfs erkundigen. Wußte nur Fritz erst, wie das Dorf heiße, dann wußte er auch, falls er noch im Lande war, den Weg von hier bis zur endlichen Grenze hinaus zu finden.

Christel that, wie ihr befohlen war. Sie klopfte an das Fenster. Die Leute saßen noch am schwachen Kaminfeuer. Sie fragte nach dem Wege zur Stadt; der dienstfertige Hauswirth kam heraus, um sie zurecht zu weisen. Als er das Mädchen allein erblickte, das in der Nacht noch den langen Weg nach der Stadt machen wollte, rieth er, bei ihm einzutreten, und den Morgen abzuwarten. Allein Christel ließ sich natürlich nicht bereden. Unterdessen kamen die Andern aus der Stube auch heraus. Unglücklicherweise war unter diesen der Schulze. Dem kam das Ding verdächtig vor: das Mädchen allein, so hübsch geputzt, mitten in der Nacht noch nach der Stadt!

Er legte sich auf das Examiniren. Darauf war die Erschrockene nicht gefaßt. Ihren Fritz verrieth die treue Seele nicht. Als sie sah, daß ihre kleinen, in der Geschwindigkeit zusammengerafften, Lügen nicht durchhalfen, fing sie ganz offenherzig an: „Ich will es Euch nur gestehen; ich bin aus *** (sie nannte den Namen ihrer Stadt),

und habe eine so böse Herrschaft, daß ich nicht bei ihr aushalten konnte. Da machte ich mich auf den Weg, und wollte über die Grenze. Laßt mich in Gottes Namen hinüber; ich bin ein ehrliches armes Mädchen. Ich will die Taschen vor Euch umwenden. Ich habe nichts, auch nicht das Mindeste, gestohlen. Bringt Ihr mich zurück, so schlägt mich meine Herrschaft halb todt, und jagt mich dann doch fort. Laßt mich ziehen; ich werde eine andere Herrschaft, und meine Herrschaft wird ein anderes Mädchen bekommen! Was hilft es Euch, daß Ihr mich unglücklich macht.

Die Frauen und Mädchen des Hauses hatten Mitleid mit der Zitternden. „Laßt sie ziehen, Schulze,“ baten die Weichherzigen, „das Mädel sieht ehrlich aus, man weiß ja wohl, wie die Frauen in der Stadt sind, sie traktiren's Gesinde wie die Hunde.“

Aber der Schulze sagte mit wichtiger Amtsmiene: „Nein!“ Da nahm weinend die Geängstete Schnupftuch und Halsband, und gab es dem Unerbittlichen. „Weiter habe ich nichts,“ sagte sie flehend, „weiter kann ich nichts missen: Gott bindet ja keinem Vogel die Flügel.“ „Nicht raisonnirt, Mensch,“ schnauzte sie der Schulze an. „Marsch, zu mir zu Hause! Morgen früh wirst Du in die Stadt transportirt.“ In diesem Augenblick schlug der dumpfe Donner der fernen Lärmkanonen an die Fenster der kleinen Hütte.

„Nun hat der Teufel wieder einen geholt,“ brummte der Schulze, und „glückliche Reise, glückliche Reise!“ setzten die Weiber und Mädchen scherzend hinzu.

Der Gefangenen starrte das Blut in den Adern. Das galt ihrem Fritz. Sie dachte nicht mehr an sich, nur für ihn bebte das zagende Herz. Schweigend folgte sie dem pflichtstrengen Schulzen in dessen Wohnung. Er wies ihr einen Platz hinter'm Ofen an und bestellte zwei Wächter; er selbst berief ein halbes Dutzend Bauern zusammen, um dem Deserteur aufzupassen. Das Mädchen holte vor Angst kaum Athem. Heiliger Gott, wenn sie ihn fingen und ihn hier hereinbrächten!

Sie rang die Hände. Sie mußte sich aufschnüren, die Brust drohte ihr zu zerspringen.

Der eine der Wächter, ein junger Bursche, wollte seinen Spaß mit ihr treiben, da schlug ihm die Gereizte mit geballter Faust so kräftig zwischen die Zähne, daß diesem das Scherzen bis zur Kirmes verging.

Auf einmal ward Lärmen im Dorfe. Pferde, Menschen, Hunde! — Der Treuen qualvolle Marter war bis auf den höchsten Gipfel gestiegen. „Den haben sie wohl erwischt,“ sagte der zweite Wächter, „das ist ja ein Mordlärmen.“ Alle Pulse, alle Nerven erstarrten dem liebenden Mädchen.

Noch hatten sie ihn nicht. Es war nur der nachsetzende Officier, der im Dorfe schrecklich bramarbasirte, ein junger Fähnrich. Er hatte noch nicht einmal volle Mannsstimme; denn er quäkte wie eine verstaubte Diskantpfeife in einer alten Dorforgel. Aber schimpfen und fluchen konnte er trotz seinem Meister, dem Hauptmann.

In der Dunkelheit der Nacht hatte der Schulze den Fähnrich verkannt, und ihn „Er“ genannt, das hatte der Gnädige gewaltig ungnädig aufgenommen, und den Komplimentlosen, nach allen Regeln der Schimpfkunst, heruntergeflegelt. Das war wieder dem ehrsüchtigen Schulzen in die Nase gefahren, und so waren Beide recht hart an einander gerathen. Sie hatten sich so in einander verbissen, daß sie gar nicht aufhören konnten. Fritz gewann unterdessen Zeit, und entkam glücklich.

Christel ward den folgenden Morgen zur Stadt gebracht. Es war dort schon Alles verrathen. Mehrere Leute hatten sie gestern Abend von dem Wirthshause, wo sie getanzt hatten, mit dem Corporal Voigt weggehen gesehen. Die alte Frau aus der Semmelbude, die auf Christeln lange einen heimlichen Groll hatte, weil ihre häßliche Tochter die niedliche Christel nicht leiden konnte, hatte dem Kapitän diesen Morgen schon denunciirt, was die beiden Liebenden jüngst vor ihrer Bude mit einander gesprochen hatten. Es ward der Unglücklichen der Prozeß gemacht. Weil sie dem Hauptmanne

ihren Geliebten als desertionslustig nicht verrathen hatte, kam sie nach W***g auf fünf Jahre in's Zuchthaus.

Die abscheuliche Semmelhexe lachte, als die Geschlossene, vor ihrer Bude vorbei, nach dem Orte ihrer schrecklichen Bestimmung gefahren wurde.

Zufällig besuchte ich als Durchreisender die Zuchthausanstalt in W***g. Da sah ich das treue Mädchen. Die Unschuld, die höchste Unschuld sprach der Unglücklichen klar aus den großen ehrlichen Augen.

Jettchen, des Zuchthaus-Verwalters liebenswürdige Tochter, die mich in der Anstalt herumführte, erzählte mir die Geschichte der armen Christel. Das zarte, hübsche Mädchen spann Flachs. Die Andern mußten Wolle spinnen. Sie hatte zwar die abscheuliche Zuchthauskleidung an, aber auch diese konnte die Reize der blühenden Blondine nicht entstellen. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt. Sie hatte noch drei Jahre abzusitzen.

Jettchen — wie ein guter Engel wandelte die Holde unter den verbrecherischen Menschen mit mir herum; wer sie erreichen konnte, küßte ihr Schürze und Rock, denn Allen that sie Gutes; schon ihr freundlicher, wohlwollender Blick erwärmte die kältesten Mörder-Gesichter. — Jettchen brachte der fleißigen Flachsspinnerin ein paar Aepfel. Das Mädchen küßte der Lieblichen die Hand, und warf ihr

blaues Auge an sie hinauf mit einer Innigkeit, die mich unaussprechlich rührte.

Ich sprach lange mit der armen Christel. Sie hatte sich in ihr hartes Schicksal gefunden. „Wenn Mamsell Jettchen nicht wäre,“ sagte sie, und drückte den Saum von Jettchens Kleide mit inniger Begeisterung an ihre frischen Lippen, „ich hätte das Alles hier nicht getragen.“

Ich fragte sie leise, ob sie von ihrem Fritz keine Nachricht erhalten habe? Sie schüttelte schweigend den Kopf, fing rasch wieder an zu spinnen, und barg das nasse Auge hinter dem Rocken.

„Mädchen,“ rief ich ihr leise in's Ohr, „ich schaffe Dir Nachricht. Hier meine Hand drauf; ist Dir aber der Mensch nicht treu geblieben, so dreh' ich ihm den Hals um.“

Sie lächelte durch die Thränen, sie hörte auf zu spinnen, sie ergriff meine beiden Hände, ich bog mich zu ihr hinab und drückte einen recht herzlichen Kuß auf die kleinen Purpurlippen des niedlichen Züchtlings.

Jettchen wurde böse. Ich mußte mit ihr weiter. Wäre ich zehn Jahre jünger gewesen, ich hätte noch diese Nacht das Mädchen entführt.

Ich hatte nicht viel, aber ich drückte mir einen Dukaten ab, und händigte ihn Jettchen ein, um ihn der armen Christel aufzuheben. Jettchen ward

wieder gut. Sie hatte schon über 100 Rthlr. für ihren Liebling gesammelt. Wer das hübsche Mädchen gesehen hatte, hatte gegeben. Es sind doch noch gute Menschen in der Welt.

Ich bin mit meiner Geschichte noch nicht fertig. Ihr gegenüber stelle ich einen Fall aus dem peinlichen Rechte; ich muß weit ausholen, werde aber mich kurz fassen.

Der Landjunker in L. war ein gemeiner Bursche. Er stellte allen Mädchen nach. Durch Geld und gute Worte wußte er sich überall Eingang zu verschaffen. Dörtchen, des armen Zinngießers einzige Tochter im nächsten Städtchen, nahm er auf's Korn. Der kleine Schwarzkopf hatte ein paar Augen, gegen welche die höllischen Brandraketten der Engländer bloße Fidibus waren.

Er schlug tausend Wege ein, das prächtige Mädchen zu berücken, aber Dörtchen wand sich wie ein Aal aus seinen lüsternen Armen. Endlich — es war an einem Vogelschieß-Abend, die ganze Stadt war lustig. Der Baron hatte mit Zinngießers Dörtchen getanzt, öffentlich getanzt; manche Neidische hätte sie dafür vergiften mögen; er hatte ihr süßen Wein eingeschenkt, und für sie mit dem Drehvogel eine zinnerne Schüssel erwürfelt; als es dunkler ward, beredete er sie zu einem Spaziergang in den Buchenwald. Sie setzten sich in das

weiche Moos; dem feurigen Mädchen glühte der süße Wein durch alle Adern. Er kosete und tändelte, und gelobte endlich der Schwindelnden die Ehe; da gab sich das reizvolle Dörtchen dem Schändlichen hin.

Der erste Schritt war geschehen. Sie sahen sich öfter im dunkellaubigen Buchenwäldchen. Die Folgen blieben nicht aus. Dörtchen mahnte jetzt, züchtig und sittig, den Baron an das Eheversprechen vom Vogelschieß-Abend. Da lachten Sr. Gnaden. „Entweder Du bist betrunken gewesen, oder ich," sagte der Abscheuliche. „Dummes Ding, wo denkst Du hin? Laß so etwas nicht laut werden, oder ich prügele Dich krumm und lahm. Wenn meine gnädige Mama erführe, daß Du Dich mit dem Gedanken brüstetest, ihre Schwiegertochter zu werden, sie ließe Dich in's Narrenhaus bringen."

Dörtchen rang verzweifelnd die Hände; der Baron warf ihr einen harten Thaler in das Busentuch, und ging. Beide sahen sich nie wieder.

Mit schrecklicher Angst sah Dörtchen der Zukunft entgegen. Ihr Vater war Wittwer; auf ihr lag die Last der Hauswirthschaft. Sie kränkelte jetzt oft, aber sie durfte es nie merken lassen, denn dies hätte zu Vermuthungen geführt. Die jungen Mädchen der Stadt hatten sie laut mit dem Baron aufgezogen; sie konnte jetzt keine an-

sehen; je mehr ihre Schwangerschaft vorrückte, je eingezogener lebte sie. Am Ende kam sie fast nicht mehr aus dem Hause. Der Vater ahnete das Vergehen der Tochter auch im entferntesten nicht; er bemerkte also auch nicht das allmählige Stärkerwerden des Mädchens; und in den letzten Wochen schnürte sich die Heimliche so gewaltig, daß ihm nichts auffiel. Aber die Nachbarin, die aus ihrem Kammerfenster Dörtchens Hof bestrich, sagte oft, wenn sie Dörtchen im Hofe schäftern sah: „das ist mit dem Mädel nicht richtig; das war sonst so flink, und jetzt schleicht's, als ob es kaum über die Schwelle könnte.“ Dörtchen hatte keinen Plan. „Es werden ja so viele Kinder todt geboren, warum sollte gerade deins, das du so eng im Mutterleibe zusammengeschnürt hast, lebendig zur Welt kommen. — Es sterben ja so viele Frauen im Wochenbette. Vielleicht erbarmt sich Gott deiner, und nimmt dich zu sich;“ so dachte die Unglückliche, und harrte der schrecklichen Stunde mit zagender Ungewißheit.

Es überraschte sie in der Nacht. Dörtchen schlief allein. Unter den fürchterlichsten Schmerzen wand sich ihr das Kind vom Schooße.

Ich erzähle buchstäblich, aktenmäßig wahr. Ich muß dies ausdrücklich hier wiederholen, denn das Gefühl des Lesers wird sich zu dem menschenfreundlichen Zweifel erheben, daß ich Dichtung schreibe.

Nach einer qualvollen Stunde raffte das Mädchen sich auf, nahm das Kind, wankte in den Hof, legte das Neugeborne in den Schnee, öffnete den Schweinstall, und ließ ihre fünf großen Schweine heraus; die fraßen das Kind. Die Mutter stand dabei, und sah, wie die Schweine in den Gedärmen des Zerfleischten herummatschten, hörte, wie die Schweine die noch weichen Knöchelchen des Kindes zerknorpelten, und kroch, nach vollbrachter Schauderthat, in ihr Bette zurück.

Die Nachbarin hatte das Thürklappen auf Dörtchens Hofe, in ihrer Kammer gehört. Sie hatte sich das mit der tiefen Mitternacht nicht zusammengereimt, sie war an das Fenster gegangen. Sie hatte — es war schneehell — Dörtchen den Schweinestall öffnen, die Schweine herauskommen, dieselben etwas fressen, und Dörtchen dabei stehen gesehen. Indessen hatte sie sich, als Dörtchen wieder in das Haus ging, auch wieder zu Bette gelegt. Des Morgens erblickte sie, auf dem Flecke, wo die Schweine gestanden hatten, Blut auf dem Schnee. Sie hielt sich verpflichtet, der Obrigkeit davon Anzeige zu machen; man eilte zur Untersuchung; die Unglückliche ward überführt, sie gestand ihr Verbrechen; allein ihr Defensor, ein junger Mann, dem die schwarzen Augen der Delinquentin einen gar eigenen Liebreiz hatten, gab ihr unter den Fuß, dabei zu beharren, daß das

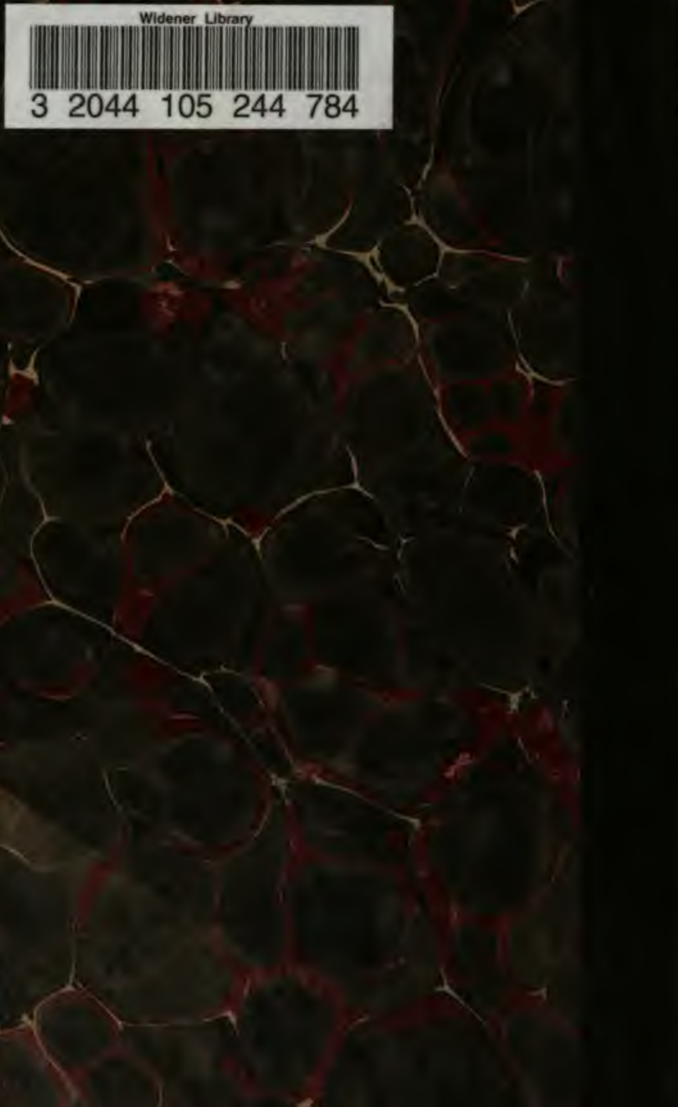
Kind todt zur Welt gekommen sey. Er führete ihre Schutzschrift meisterhaft aus, und so kam Dörtchen, statt auf das Rad, hieher nach W***g, und ward die Spinn-Nachbarin der armen Christel. Auch Dörtchen hatte schon zwei Jahre gesessen, und hatte noch drei Jahre hier auszuharren. — Ihr gelehrten Rechtsmenschen, haltet beide Fälle gegen einander, und dann sagt mir, ob in Euern Gesetzbüchern immer die Strafe zum Verbrechen in gleichem Verhältniß stehe.

Der armen Christel habe ich übrigens redlich Wort gehalten. Durch eine Reise von 12 Meilen in's Nachbarland, kam ich ihrem Fritz auf die Spur. Er hatte ***sche Dienste genommen; und da er eine gute Hand schrieb, so hatte man ihn bald zum Fourier avancirt. Ich ließ ihn zu mir kommen. Er wußte durch frühere Nachrichten bereits Alles. Er freute sich, von seinem Mädchen zu hören; ich war der Erste, der Einzige, der ihm von der treuen Liebe der Unglücklichen erzählen konnte, der sie gesehen hatte.

Er schwur hoch und theuer, vom Mädel nie zu lassen. Er schrieb einen langen Brief, ich besorgte ihn durch Jettchen in die Hände des armen Mädchens.

Voigt war ein wackerer Mann. Christel ward mit einem sehr guten Zeugniß ihres Wohlverhal-

tens, nach zurückgelegtem fünften Jahre, ihres Arrestes entlassen; Jettchen händigte ihr über 300 Rthlr. ein, die sie für die Arme nach und nach gesammelt hatte. Fritz erwartete sein geliebtes Mädchen an der Grenze. Ich war bei seinem Hochzeitsfest ein fröhlicher Gast, und ein Jahr darauf hielt ich beim glücklichen Paare einen muntern Jungen über die Taufe.


Widener Library
3 2044 105 244 784